Digitized by Google

BS. 8°
D 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen.

Fünfter Theil.

Le Gentils
Reisen in den indischen Meeren
in den Jahren 1761 bis 1771.
Dritte Abtheilung.

Reise nach der Insel Malta
im Jahre 1776.
Aus dem Französischen.

Karl Cordiners
Alterthümer und malerische Beschreibung von Nordschotland.
Aus dem Englischen.

J. G. Büschs, Prof.
Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens
im Jahre 1780.

Hamburg, bei Carl Ernst Bohn. 1783.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reisen
in
den indischen Meeren
bei Gelegenheit
des Durchganges der Venus durch die
Sonnenscheibe 1761 bis 1771
auf königlichen Befehl unternommen
von
le Gentil
Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

Dritter Theil.

Aus dem Französischen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reise
in
den Indischen Meeren
Dritter Theil.

Erster Abschnitt.
Beschreibung von Madagaskar.

Ich werde jezt von einer der schönsten Inseln handeln, die ich auf meinen Reisen gesehn, und auf welcher ich den angenehmsten Theil derselben zugebracht habe. Diese Insel ist für uns von der äussersten Wichtigkeit, und hat zur Handlung eine eben so günstige Lage, als Luçon. Sie liegt ebenfalls unter dem heissen Erdgürtel, und fast in der nämlichen Entfernung von der Linie. Beide liegen in der Nähe von Indien, und beide sind gleich fruchtbar, oder vielleicht wird Luçon in diesem Stücke noch von Madagaskar übertroffen. Beide haben eine ansehnliche Größe, und schicken

sich daher zu großen Kolonien. Luçon hat zwar vor Madagaskar wegen seiner sichern und geräumigen Häfen einen großen Vorzug; allein dafür ist diese leztere Insel auch keinen Erdbeben unterworfen.

Es giebt viele Nachrichten von Madagaskar; allein Herr von Flacourt ist der einzige meines Wissens, dem man völlig trauen kann. Seine Beschreibung ward 1661 gedruckt, und war Herrn Fouquet, Oberaufseher der Finanzen, zugeeignet.

Es gab damals in Frankreich eine asiatische Handlungsgesellschaft, die einen kleinen Theil von Madagaskar in Besiz genommen hatte, wohin Herr Flacourt als Befehlshaber geschickt ward. Der Hauptort lag in einer Bucht auf der östlichen Küste unter 25 Grad S. Br. Die Franzosen baueten hier ein Fort, welches sie Fort Dauphin nannten. Da die Handlungsgesellschaft wegen übler Verwaltung zu Grunde gieng, kam Herr Flacourt nach Europa zwar ohne Reichthümer, aber mit vielen nüzlichen Kenntnissen zurück. Er zeigte, warum es mit der Niederlassung auf Madagaskar und überhaupt mit der Handlungsgesellschaft nicht geglückt wäre; und mich deucht, wenn man diesen einsichtsvollen Schriftsteller liest, daß die ostindische Gesellschaft in unsern Zeiten die nämlichen Fehler begangen hat, die Herr Flacourt vor mehr als hundert Jahren der alten Gesellschaft vorwarf.

Der

Der Entwurf, den Herr Flacourt zu einer Niederlassung auf Madagaskar machte, scheint mir für eine Handlungsgesellschaft vortreflich zu seyn. Er begreift darunter die ganze östliche Küste vom Meerbusen Antongil an dem nordlichen Ende, bis an den Meerbusen von St. Augustin auf der westlichen Küste unter dem Wendekreise des Steinbocks.

Die Niederlassungen an diesem lezten Meerbusen und zu Fort Dauphin auf der westlichen Küste würden sich wegen ihrer Lage leicht haben unterstützen können, ungeachtet sie achtzig Meilen von einander entfernt sind. In unsern Zeiten möchte eine Niederlassung zu St. Augustin vielleicht mehreren Schwierigkeiten unterworfen seyn, da wir die westliche Küste fast gar nicht mehr besuchen, und die Engländer sich als Herrn des Meerbusens St. Augustin ansehn, wohin sie auch noch oft kommen. Aber wenn sich die Engländer auch auf der westlichen Küste niederliessen, so würden wir doch fast überall von ihnen durch hohe Gebirge getrennt werden, und blos Fort Dauphin und St. Augustin würden sich einander zu Lande angreifen können. Aber auch diese beiden Plätze sind mehr als achtzig Meilen von einander entfernt, und es giebt auf dem Zwischenraume Stellen genug, welche man besetzen, und dem Feinde streitig machen könnte. Ueberhaupt ist es noch die Frage, ob eine Niederlassung auf Madagaskar

nicht vortheilhafter seyn würde, als auf der Küste Koromandel, zu Pondichery, da die Reisen von Madagaskar nach dieser Küste sehr kurz und leicht sind, und die Holländer auch ihre Hauptniederlassung zu Batavia auf der Insel Java, und nur eine sehr mittelmäßige auf der Küste Koromandel haben.

In unsern Zeiten würde Madagaskar für uns noch von weit grösserm Nutzen seyn, da man die Reise von Frankreich aus dahin in höchstens viertehalb Monaten zurücklegen kann, wozu in Herr Flacourts Zeiten wenigstens fünf Monate erfordert wurden.

Madagaskar, welches die Eingebohrnen Madekasse nennen, und Ptolomäus unter dem Namen Memuthias, und Plinius unter dem Namen Cerne gekannt haben soll, liegt im Ethiopischen Meer ungefähr hundert und siebenzig Meilen von der östlichen Küste von Afrika. Es erstreckt sich von Nord-nord-osten nach Süd-süd-westen ungefähr vierzehn Grad acht und dreißig Minuten, oder zwey hundert und zwey und nennzig Meilen. Es liegt südwärts von der Linie, und man entdeckt es auf 11 Grad 15 Min. S. Br. Die östliche Küste dieser großen Insel läuft von Nord-nord-osten nach Süd-süd-westen vom Fort Dauphin bis an den Meerbusen Antongil, und von diesem bis an das Ende der Insel grade nordwärts.

Von

Von dem Meerbusen Antongil südwärts bis an den Meerbusen St. Augustin ist die ganze Küste von den Franzosen entdeckt worden. Dieser lezte Meerbusen liegt unter dem Wendekreis des Steinbocks am Kanal von Mozambike. Auch der ganze Theil der Insel zwischen Fort Dauphin und dem Meerbusen St. Augustin bis auf den neunzehnten Grad der Breite, welches die größte Breite der Insel ausmacht, ist ihre Entdeckung.

Vom Fort Dauphin bis Tamatave ist die ganze Küste so mit Sandbänken und Riffen eingefaßt, daß man sich ihr kaum mit Fahrzeugen nähern kann. Südwärts von Tamatave trift man drei schöne Flüsse an, die jeder an der Mündung wenigstens eine halbe Meile breit sind. Sie haben eine ziemliche Tiefe; allein ihr Ausfluß wird durch Sandbänke verstopft. Allein, ungeachtet der Unbequemlichkeit, daß sich keine Schiffe der Küste nähern können, finden doch Pirogen ihre Anlegeplätze, und durch diese kann man mit den Einwohnern Handlung treiben, indem sich die Schiffe weit in die See hinaus vor Anker legen, wo sie sehr guten Ankergrund finden.

Von Tamatave bis nordwärts vom Meerbusen Antongil können Schiffe überall an der Küste anlegen.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung des Meerbusens von Fort Dauphin.

Der Meerbusen von Fort Dauphin wird gegen Norden von der Spitze und dem Felsen Itapere, und gegen Süden durch die Spitze und Halbinsel von Fort Dauphin eingeschlossen. Beide Spitzen liegen zwei Seemeilen von einander, so daß die Einfahrt daher sehr breit ist.

Wenn man die Spitze von Fort Dauphin vorbeigekommen ist, trift man Südwest gen Westen einen zweiten Busen an, bey welchem das Vorgebürge Ramas, welches anderthalb Meilen vom Vorgebürge Fort Dauphin liegt, mit diesem leztern die Einfahrt machen. Herr Flacourt nennt ihn den Meerbusen der Gallionen. Man könnte ihn auch den falschen Meerbusen nennen, da er überall mit Riffen angefüllt ist, so daß man kaum darin liegen kann, da die Wellen sich schon brechen, ehe sie das Ufer erreichen. Es giebt zwar eine Stelle darin, wo das Meer sehr ruhig ist, nämlich eine Art von Bucht im Südwesten der Halbinsel von Fort Dauphin, worin die Schiffe vor den hier herschenden Nordostwinden sicher seyn würden, da sie bey dem größten Sturme in See gehen können, wenn sie sich nur bis an den Abfall der Spitze bugsiren lassen. Allein die Riffe schienen mir hier das Einlaufen so sehr,

wie

wie in dem übrigen Meerbusen überhaupt zu verhindern.

Das Ufer dieser beiden Meerbusen ist sandicht und sehr hoch. Das Erdreich läuft fast waagrecht bis an eine Kette von Bergen fort, die anderthalb Meilen vom Meere entfernt sind. Hinter dieser ersten Kette von Bergen, die sich um die Meerbusen herumschlägt, sieht man eine zweite noch höhere Kette von Bergen, hinter welcher wieder eine dritte hervorragt. Ueberhaupt scheinen alle großen Gebürge aus drei Ketten zu bestehen, wovon die ersten deutlich nur als Auswüchse der Hauptkette anzusehn sind. Die Ebene zwischen dem Meerbusen und den Gebürgen ist dicht mit verschiednen Holzarten besezt, zwischen welchen man hin und wieder reitzende Thäler und Wiesen, und drei Teiche antrift, worunter einer vorzüglich schön ist. Alle drei scheinen auf den Gebirgen ihre Quellen zu haben, und die beiden kleinen ergiessen sich in den großen. Ihr Wasser läßt sich recht gut trinken. Der Grund dieser Teiche besteht, so wie der Strand, aus einem sehr feinen Sande. Die Farbe des Wassers sieht aus, wie Eisenrost. Die Ufer dieser Teiche und einige Stellen auf dem Grunde sind mit einer Art schwarzen Sand bedeckt, der wellenförmig liegt, und vermuthlich eisenartig ist. Dieser Sand ist wahrscheinlich durch Regengüsse von den Gebürgen herabgespült worden, und hat durch den Wellen-

schlag seine Lage bekommen. Man findet auch viel von diesem schwarzen Sande längst dem Meerbusen, da, wo er bei dem Fort Dauphin ins Land eindringt. Man könnte ihn hier in großer Menge unvermischt mit andere Sande einsammlen, woraus man sehn kann, daß er durch Regen von den Gebirgen in den Teich herabgetrieben worden. An dem Teiche fließt er durch den Ausfluß desselben, der anderthalb bis zwei Meilen unterhalb dem Fort Dauphin befindlich ist, ins Meer, aus welchem er durch die Nordostwinde die Wellen und den Strom gegen das Ufer des Meerbusens, wo das Fort liegt, zurückgeworfen wird. Der Sand bey Fort Dauphin läßt sich zwar größtentheils verglasen, allein man findet auch welchen, hauptsächlich auf der Ostseite, der mit Muschel- und Korallenstaub vermischt ist.

Auf der Halbinsel von Fort Dauphin giebt es ziemlich tiefe Thäler und Berge, die einander bedecken. Diese Thäler sind ungemein angenehm, und haben vortreffliches Erdreich. Die Erdzunge, welche den falschen Meerbusen vom Meerbusen von Fort Dauphin trennt, besteht aus einem schönen tiefen Thale, welches eine nur Fuß dicke Lage von vortreflicher Erde hat, worunter sich, ungeachtet der Nähe des Meers, kein Korn Sand befindet. Man trift eine Quelle von gutem Wasser darin an, die zwar nicht sehr ergiebig ist, bey welcher aber dennoch unsre Schiffe gewöhnlich Wasser einnehmen.

Auf

Auf dieser nämlichen Seite trift man auf dem Abhange der Halbinsel nach dem Meere zu noch einen Wall und Reste einer viereckigten Bastion an. Nach dieser zu urtheilen mußte man in Frankreich schon beträchtliche Vorschüsse zur Errichtung dieser Kolonie gemacht haben, und jetzt würde sie ohne Zweifel sehr blühend seyn, wenn nicht zu viel durch unruhige und unordentliche Köpfe dabei wäre versehn worden. Man beging zu Fort Dauphin die Unbesonnenheit, die Einwohner zu beleidigen, ohne nachher einmal gegen sie auf der Hut zu seyn. Anstatt daß die Kirche hätte im Fort liegen sollen, wo man während des Gottesdienstes gute Wache hätte halten können, baute man sie weit vom Forte auf. Die misvergnügten Madagaskaner nahmen die Zeit wahr, da man um Mitternacht in der Messe war, und brachten die wehrlosen Kolonisten mit leichter Mühe um, von denen sich nur wenige in Begleitung einiger Weiber von der Insel nach der Insel Bourbon retten konnten, wo sie sich niederliessen.

Man sieht noch die Kalk- und Ziegelofen; allein ich kann nicht bestimmen, wo sie ihren Kalk hernahmen, da man in diesem Meerbusen keinen andern Sand antrift, als der sich verglasen läßt. Jedoch vermuthe ich, daß sie ihn aus der Gegend von Foulpointe und Tamatave hohlten, weil Herr Flacourt erwähnt, daß zu Port-aux-prünes 1647 ein Fahrzeug mit Reis und Muschelschaalen

unter-

unterging, das von Golemvulu nach Fort Dauphin bestimmt war.

Herr Flacourt ließ einen schönen Brunnen bauen, den man noch ausser dem Forte antrift. Die Schwarzen füllten ihn bei der Ermordung der Franzosen mit Leichnamen und Steine an, in welchem Zustande er bis 1761 blieb, da Herr de la Fontaine einen Versuch machte, ihn reinigen zu lassen. Man fand eine Menge Knochen, Haare und Steine darin. Man hatte ihn schon funfzig Fuß tief ausgeleert, als ich nach Fort Dauphin kam, ohne daß sich Wasser gezeigt hätte, und weiter ward die Arbeit nicht getrieben. Dieser Brunnen ist in den Felsen gehauen. Ich hätte gern seine Tiefe und die Beschaffenheit des Wassers darin untersucht, welches vermuthlich gut war, wenn man nach der Wasserquelle im Thale, das nach dem Gallionenbusen zuführt, urtheilen darf. Alle diese Wasser kommen unstreitig aus den benachbarten Gebirgen, und dringen durch die Sandlagen und Felsen, aus welchen die Halbinsel von Fort Dauphin besteht, die ungefähr hundert Fuß hoch über der Meeresfläche erhaben ist. Sie kann wegen dieser Höhe mehrere Gänge von vortreflichem Wasser halten, aber eben deswegen kann man auch annehmen, daß der Brunnen nicht bis auf die Meeresfläche herabgehn konnte.

Man

Man findet zu Fort Dauphin noch andre Spuren von den Franzosen, welche im vorigen Jahrhundert sich daselbst niedergelassen hatten. 1761 konnte man sogar noch die Gränzen von den meisten Gärten erkennen, welche von einander durch eine Böschung von Steinen, oder einige Haufen Citronbäume abgesondert waren.

Ausserdem giebt es noch Ruinen von einer kleinen Kirche, von einem Taubenschlage und zwei andern Gebäuden, die halb aus Steinen und halb aus Ziegeln bestehn. Man hatte zu ihrer Zusammenfügung Kalk und Sand genommen, welche mit der Zeit eine eben so große Festigkeit, als die Steine selbst, erlangt hatten.

Der Plaz, worauf das Fort steht, ist ein länglichtes Viereck, das mit einer Mauer eingefaßt war, die Seeseite ausgenommen, wo man blos die Grundlagen antrift; ein Beweis, daß die Arbeit nicht ausgeführt wurde.

Der Oberkaufmann nimmt seine Wohnung immer im Forte, welches eine sehr gute Vorsicht ist, da die Madagaskarer, bei ihrem sonst guten und sanften Karakter, sehr rachsüchtig sind. Sie können wegen der geringsten Beleidigung gleich alles gute Vernehmen aufheben, und die grausamste Rache nehmen. Es ist daher sehr gut, auf seiner Hut zu seyn, weil leicht bei jedem Handel kleine Streitigkeiten vorfallen können. Herr de la Fontaine ließ das Fort auf der Seeseite durch

eine

eine doppelte Reihe Palliſaden einſchlieſſen, und ließ des Nachts über in den beiden Winkeln Soldaten Wache halten.

Das Thor, wodurch man ins Fort kommt, iſt groß und von toskaniſcher Ordnung. Inwendig ſieht man auf dem Architrab die Namen Caron und Flacourt, die 1667 Direktoren waren, mit Wappen über den Namen eingehauen.

Dies Werk ſteht noch unverlezt, und die Inſchriften ſind in eine Lage von Kitt eingehauen, der eine auſſerordentliche Härte hat, ungeachtet er nur kürzlich aufgetragen zu ſeyn ſcheint.

Die Mauern, welche über zwei Fuß Dicke haben, ſind noch unverſehrt und mit einem ähnlichen Kitt überlegt. Ganz Madagaskar würde nicht im Stande ſeyn, dieſe Mauern zu zerſtöhren. Unſer Thor ward durch einen Sechspfünder und zwei Drehbaſſen, die inwendig aufgeführt waren, vertheidigt. Sie waren beſtändig mit Traubenkugeln geladen, und beſtrichen das Feld. Kein Schwarzer, einige Anführer ausgenommen, die ihre Dolche behielten, durften bewafnet ins Fort kommen. Mitten im Forte war noch eine Kanone nebſt verſchiedenen Drehbaſſen befindlich.

Der Fuß der Halbinſel iſt faſt durchgehends mit ungeheuren Felſen eingefaßt, an denen ſich die Wellen zur Fluthzeit brechen. Sie ſcheinen ehemals zu den Halbinſeln gehört zu haben, von

welchen

welchen sie aber in der Länge der Zeit durch Regengüsse abgesondert worden. Es giebt auf einigen dieser Felsen Löcher von ein bis zwei Fuß im Durchmesser, die von der Kunst herzurühren scheinen, aber gewiß blos dem Regen ihren Ursprung zu danken haben.

Von diesen Felsen aus laufen Riffe an einigen Stellen funfzehn bis zwanzig, und an andern gar zweyhundert Fuß vor, und machen eine Art von Becken, das gegen das Meer zu ein hohes Ufer hat, gegen welches sich die Wellen mit Heftigkeit brechen. Zur Fluthzeit tritt das Meer anderthalb bis zwei Fuß hoch über diese Riffe. Zur Ebbzeit ist dies Becken trocken, einige Stellen ausgenommen, wo es einige Zoll hoch mit Wasser bedeckt bleibt.

Diese Riffe scheinen auf schrägen Felsenwänden zu ruhn, und wenn daher zur Ebbzeit der Wellenschlag so stark ist, daß das Wasser bis auf diese Riffe getrieben wird, so macht er beim Zurücktreten eine Menge anmuthiger Wasserfälle. Es giebt in diesem Becken auch hin und wieder Brunnen, wovon einige Gemeinschaft mit dem Meere haben. Am Fuße des Forts sind nach der Seeseite zu die Felsen in enge Röhren ausgehöhlt, die, wenn die Wellen sich mit Gewalt darauf los thürmen, von Zeit zu Zeit kleine Springbrunnen abgeben.

Es giebt bei Fort Dauphin nahe am Lande in einer Bucht, die durch die Spitze der Halbinsel gemacht wird, auf welcher das Fort liegt, guten Ankergrund. Von dieser Spitze läuft ein Riff nordwärts beinahe sechs hundert Fuß vor, welches die Schiffe gegen den stärksten Wellenschlag sicher stellt. Nur Schade, daß dieser Ankerplaz höchstens drei Schiffe halten kann. Dies ist eine doppelte Unbequemlichkeit, da die See hier oft sehr hohl geht. Wenn es blos darauf ankömmt, einige Erfrischungen einzunehmen, so kann man überall Anker werfen; allein wenn man der Handlung wegen auf der Halbinsel gelandet hat, so müssen die Schiffe sich so nahe an das Ufer legen, als es nur irgend möglich ist, weil ihnen sonst alle Gemeinschaft mit dem Forte oft abgeschnitten wird, da der Wind in dem Meerbusen oft so heftig weht, und das Meer dort so aufschwellt, daß die Schiffe nicht ohne Gefahr See halten können.

Sonst kann man auch noch längst der Spitze von Itapere vor Anker gehn. Man liegt hier recht gut, und völlig vor dem N. O. Winde sicher. Der S. O. Wind allein kann hier schaden, der zwar stark genug, aber lange nicht so häufig weht, als der N. O. Wind.

Der Ankergrund ist durchgehends so gut, daß ein Schiff eher sinken, als lostreiben würde. Doch muß man sich mit sehr tüchtigen Ankertauen versehn, weil man sonst Gefahr läuft, wenn

sie

sie reissen sollten, in die weite See getrieben zu werden, da der Wind immer sehr heftig bläst, und die See immer sehr hohl geht.

Auch muß man sich vor den Ankern ich Acht nehmen, welche die Schiffe hier oft zurücklassen müssen, und die den Ankergrund sehr verderben. Würde hier wieder eine Kolonie angelegt, so müßte man den Haven davon zu reinigen suchen, weil diese Anker die Ankertaue der Schiffe leicht zerreissen könnten.

Herr de la Fontaine ließ hier neun große Anker aufziehn, wovon einer funfzehn Zentner wog, und sich mit seinem Anker verwickelt hatte, wie er eben absegeln wollte.

Die Nordostwinde, die hier gewöhnlich wehen, sind sehr heftig, und setzen oft Stoßweise an. Ich habe sie oft so heftig gesehn, daß ein Fahrzeug höchstens sein Focksegel würde haben führen können, wenn es auf der See davon befallen wäre. Kaum darf man es wagen, während dieses Windes aus dem Hause zu gehn, da man die Augen von Sandwolken kaum aufthun kann. Selten kömmt auch ein Gericht auf den Tisch, das nicht mit Sand vermengt wäre; denn da die Häuser nur von Stroh sind, so treibt der Wind ihn in alle Zimmer.

Dieser Wind fängt gewöhnlich eine oder anderthalb Stunden nach Sonnenaufgange an, und nimmt allmählig bis gegen drei oder vier Uhr

Nachmittags zu. Hierauf läßt er zwar etwas nach, dauret aber noch zuweilen einige Stunden nach Sonnenuntergang, und den übrigen Theil der Nacht ist völlige Windstille. Die Wellen, die während des Windes bergehoch im Meerbusen stiegen, legen sich des Nachts so sehr, daß man ihn des Nachts über für einen Teich halten sollte.

Zuweilen erhebt sich der Wind erst um zehn oder eilf Uhr; und noch seltener fängt er erst um zwölf oder halb ein Uhr an. Es giebt so gar den Fall, daß er, wenn er sich schon vor Sonnenuntergange merklich gelegt hat, gegen acht Uhr des Abends wieder anhebt, und mit neuer Stärke die ganze Nacht hindurch bläst.

Dieser Wind fängt immer aus Norden oder Nord-Nord-Osten an, drehet sich allmählig nach Osten, und wehet darauf aus N. O. ein Viertel O. fort, oder wechselt einen Strich mehr oder weniger ab. Am Abend dreht er sich wieder nach Norden, so wie er anfängt abzunehmen.

Man pflegt die Stärke des Windes gewöhnlich bey Sonnenaufgange zu beurtheilen. Ist der Gesichtskreis nach Osten vier bis fünf Grad hoch dick bewölkt, so deutet dies einen heftigen Wind an. Man sieht daher wenigstens im Oktober und November die Sonne selten zu Fort Dauphin aufgehn.

Einige Schiffsoffiziere, die sich etliche Monate zu Fort Dauphin aufgehalten hatten, versicherten mich,

mich, daß diese Winde ordentlichen Abwechselungen unterworfen wären, die sich zuweilen beim Vollmond und Neuwond, zuweilen aber auch während der Viertel ereigneten. Diese Winde drehen sich dabey in vier und zwanzig Stunden um den ganzen Kompas, und setzen sich einige Zeit im S. O. fest. Diese leztere Winde sind fast immer sehr heftig, und bringen gemeiniglich häufigen Regen mit sich. Ich habe selbst einige dieser Abwechselungen bemerkt, vor welchen gemeiniglich eine Windstille und unerträgliche Hitze hergeht, auf welche oft heftige Gewitter folgen; doch halten diese sich fast immer auf den Gebirgen, wo es heftig donnert, wovon man aber zu Fort Dauphin nur wenig merken kann.

Wenn man einmal tief im Meerbusen von Fort Dauphin sich befindet, so kann man nicht nach Gutdünken auslaufen, weil der Wind beständig weht. Allein man wartet diese Abwechselungen ab, und läßt sich alsdann mit Hülfe einer kleinen Kühlung so weit buxiren, bis man um die Spitze des Riffs herumsegeln kann, von welchem man sich eine halbe Meile entfernt halten muß.

Während dieser Abwechselungen der Winde zu Fort Dauphin giebt es zu Foulpointe wieder ganz verschiedne, ungeachtet es unter 18 Gr. Süd. Breite, und folglich nur sieben Grad nordlicher als Fort Dauphin liegt.

Es giebt dort nämlich eine Art Monson, indem der Wind vom April oder May bis zum Oktober oder November aus Süd oder Süd-Osten, und den übrigen Theil des Jahres aus Nord-Osten bläst. Dieser Monson erstreckt sich über alle diese Meere bis auf die Breite der Inseln France und Bourbon, und selbst noch weiter hinaus.

Die Winde von Fort Dauphin, welche das ganze Jahr hindurch aus N. O. wehen, lassen sich unter 22 bis 23 Graden spüren, doch sind sie auf dieser Breite noch schwach: unter 24 Grad fangen sie an, etwas stärker zu werden, und erstrecken sich vom Lande auf die See hinaus etwa zehn Seemeilen.

Diese Erscheinung ist in Gegenden, wo alle Bewegungen der Luft und des Meeres gewissen Regeln unterworfen zu sein scheinen, sehr merkwürdig. Allein mir deucht, daß diese Winde zu Fort Dauphin blos von einer Zurückprallung von den Gebirgen herrühren, die auf diesem Theile der Insel ungemein hoch sind, und mir, wie ich mich unter 24 Grad S. B. der Insel näherte, die nämliche Höhe zu haben schienen, wie die Berge der Insel Bourbon, die 1600 bis 1700 Klafter über der Meeresfläche erhaben sind. Die Insel Bourbon ist aber nur als ein Punkt in der Luft anzusehn, da hingegen die Kette der Berge auf Madagaskar sich von Nordosten nach Südwesten 50 bis 60 Seemeilen erstrecken.

Da

Da die Winde zu Fort Dauphin und längst der Küste das ganze Jahr hindurch beständig aus Nord-Osten wehen, so rollt das Meer auch gewöhnlich längst der Küste von N. nach Süden, und oft mit vieler Heftigkeit. Aus diesem Umstande, und der Beständigkeit der N. O. Winde kann man zwei für die Schiffahrt in diesen Gegenden sehr wichtige Folgerungen ziehn. Erstlich, daß es sehr leicht ist, den Meerbusen von Fort Dauphin selbst eine halbe Meile von demselben zu verfehlen, wenn man das Unglück hat, unter den Wind zu gerathen; ein Unfall, der schon verschiedne Schiffe betroffen hat. Man braucht nachher funfzehn bis zwanzig Tage, um den Wind wieder zu gewinnen. Zweitens darf man nicht, wie bei andern Plätzen, nur die Breite von Fort Dauphin zu gewinnen suchen, und alsdann grade darauf zusegeln, weil man alsdann gewiß von den Strömen und Winden fortgerissen werden würde. Der sicherste Weg ist, sich unter 24 Grad der Küste zu nähern, und längst derselben fortzusegeln, bis man bei dem Felsen von Itapere vorbeigekommen ist, oder sich wenigstens Nord- oder Südwärts davon befindet. Man kann alsdann Nordwestwärts steuren, um in den Meerbusen hineinzusegeln; doch muß man immer gegen den Wind auf seiner Hut sein, und nur wenig Segel aufziehn.

Der Felsen von Itapere liegt ungefähr eine Viertelmeile von der Spitze entfernt, und ist ganz mit Wasser bedeckt. Allein man kann ihn an dem Brechen der Wellen erkennen, die hier ungemein hoch steigen. Jedoch kamen hier einige Schiffe in Verlegenheit, weil es hier herum viele Wallfische giebt, die, wenn sie Wasser von sich blasen, fast eben aussehn, als dieser Felsen, wenn die Wellen sich daran brechen.

Dritter Abschnitt.

Von den zum Lebensunterhalte und zur Handlung dienlichen Produkten von Fort Dauphin.

Da der Theil von Madagaskar um Fort Dauphin unter dem 25sten Grad der Breite liegt, so könnte man dort alle Bedürfnisse des Lebens gewiß so gut ziehn, als in Frankreich. Das Erdreich ist vortreflich. Herr de la Fontaine ließ Weizen und Hafer säen, der vortreflich fortkam. Er hatte einen Küchengarten angelegt, in wechem die Küchengewächse vortreflich und sehr wohlschmeckend waren. Das Rindfleisch hat fast nur den Fehler, daß es zu nahrhaft ist. Die Hammel sind groß und feist. Ihr Schwanz ist vorzüglich schmackhaft, und wiegt bey einigen wenigstens funfzehn Pfund. Das Flügelwerk ist hier ebenfalls recht gut, und würde noch schmackhafter

sein,

sein, wenn man es, wie in Frankreich, mästete. Wildprett giebt es von allerlei Art, vorzüglich aber eine ungeheure Menge Amseln, die zwar kleiner sind, als die unsrigen, aber blos aus einem Stücke Fett zu bestehen scheinen.

Der Meerbusen von Fort Dauphin wimmelt von Fischen von allerlei Art. Die Flüsse und Teiche sind ebenfalls damit angefüllt. Im Flusse Fanshere, zehn Meilen westwärts von Fort Dauphin, giebt es Barben; dies ist ein großer und schöner Fluß. Der König von diesem Theile von Madagaskar hat seinen Hauptort etwa neunhundert Schritt vom rechten Ufer dieses Flusses. Sein gewöhnlicher Zeitvertreib war die Fischerei. Er schickte Herrn de la Fontaine zuweilen Barben, die er gefangen hatte, und deren Größe mich in Erstaunen sezte. Ich habe einige davon gemessen, die über drei Fuß lang waren, und eine verhältnismäße Länge hatten, ohne daß ihnen am guten Geschmack etwas abgegangen wäre. Jedoch hatten zu Fort Dauphin unter den Fischen die Schellfische, die hier zwei bis dreimal so groß waren, als in Frankreich, und unter dem Wildprett die Reiher den Vorzug.

Die Luft ist zu Fort Dauphin ungemein gesund, und die Hitze ziemlich gemässigt, welches den starken Winden zuzuschreiben ist, die beständig die Luft abkühlen. Die Nächte sind ziemlich kalt, und ich mußte daher beständig unter wollenen

Decken schlafen, und zuweilen, wenn ich des Abends die Sonnenhöhe nahm, tuchene Kleidung anziehn, ungeachtet die Sonne damals nur unter zehn bis zwölf Grad unsers Scheitelpunktes stand, und der Thermometer nie unter sechszehn Grad fiel.

Ich befand mich zu Fort Dauphin recht gut. Man ißt dort ziemlich viel.. Bei meiner Ankunft empfand ich eine sehr starke Eßbegierde, die mich auch während meines ganzen dortigen Aufenthalts nicht verließ. Ich that des Tags drei Mahlzeiten, und wunderte mich ungemein über die schnelle Verdauung von so nahrhaftem und saftigem Fleische, ungeachtet mein Magen sonst den Fehler hatte, daß er sehr langsam verdaute. Ausser diesen Mahlzeiten ließ ich mir, wenn ich die Sonnenhöhen nahm, noch Fleischbrühen bringen; allein diese Lebensart zog mir einige Tage nach meiner Ankunft auf Isle de France, wo die Hitze unerträglich ist, eine gefährliche Krankheit zu.

Es würde sehr leicht sein, zu Fort Dauphin eine Pflanzstadt anzulegen, ungeachtet die bisherigen mislungenen Versuche fast das Gegentheil befürchten lassen sollten. Der lezte Versuch 1766 und 67, der kaum drei Jahr dauerte, geschah auf Kosten von Isle de France, welches selbst noch Unterstützung aus Frankreich bedarf. Eine Pflanzstadt müßte hier ganz auf Kosten von Frankreich selbst angelegt werden. Man könnte eine große Strecke Land zu diesem Endzweck in Besiz nehmen,

men, ohne Widerstand von Seiten der Schwarzen befürchten zu dürfen. Und mit der Zeit würde diese Besitzung wichtiger werden, wie irgend eine von unsern auf den antillischen Inseln. Die Schwarzen würden, wenn man sie nicht beleidigte, uns sehr gerne bei sich sehn, und uns auf alle mögliche Art unterstützen. Man müßte es machen, wie die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, und sich der Eingebohrnen blos auf den Fuß bedienen, auf welchen Dienstboten bei uns stehn, und hauptsächlich alle irgend gewaltsame Wege vermeiden, sie zur Annehmung unsrer Religion zu bewegen; ein Fehler, der im vorigen Jahrhunderte sehr zu unserm Nachtheile begangen ward.

Zum Anfange würden blos zwei bis drei Kompanien regelmäßiger Soldaten erfordert werden, die aber beständig auf ihrer Hut sein müßten. Nur müßte der Befehlshaber ein kluger kaltblütiger Mann sein, und seine Unterstützung so wohl an Geld als an Truppen unmittelbar aus Frankreich bekommen. Herr Flacourt machte vortrefliche Entwürfe zur Aufnahme dieser Kolonie. Er ließ zu Fort Dauphin Fahrzeuge bauen, mit welchen er den Küstenhandel zu allen Jahrszeiten betrieb. Kleine Fahrzeuge können sich dem Lande sehr nähern, und zur Zeit des Herrn Flacourt gingen die Franzosen in diesen Fahrzeugen bis Foulpointe und St. Marie, und warum sollten sie

jezt nicht damit bis zum Meerbusen Antongil segeln und daselbst überwintern können?

In der Gegend um Fort Dauphin giebt es schöne Wiesen und vortrefliche Futterkräuter, die unzählbare Heerden von Rindvieh ernähren könnten. Das Thal Ambulle verdient vielleicht vor unserm Thale von Auche und unsern Wiesen in Cotentin noch den Vorzug. Die Viehzucht würde daher für unsre Schiffe und für Isle de France, wo fast immer Mangel an Fleisch ist, ausserordentliche Vortheile bringen. Reis giebt es zu Fort Dauphin nicht so viel, daß man ganze Schiffe zur Ausfuhr damit würde beladen können. Allein es wächst doch so viel, als die Einwohner brauchen, und da der Weizen hier sehr gut fortkömmt, so würde er ebenfalls zum Unterhalte der Kolonie, und selbst zur Ausfuhr nach Isle de France dienen können, wo die Ernten oft fehlschlagen, und die Saat sehr bald ausartet. Zu Fort Dauphin würde man auch nicht fürchten dürfen, das Land zu erschöpfen, da man genug hat, um es oft verändern zu können.

Man würde Seidenwürmer zu Fort Dauphin gut ziehn können, da sie hier einheimisch sind. Man findet sie häufig in den Gehölzen. Ich fand zu Fort Dauphin Seidenwurmgespinste an Baumzweigen hangen, die eine ausserordentliche Größe hatten. Die Schwarzen von den Gebir-

gen

gen vertauschten sie an uns für etwas Schießpulver oder einige Kugeln.

Alle diese großen Gespinste, welche die Größe einer Faust hatten, waren durchlöchert. Wahrscheinlich hatten diese Löcher, welche einen kleinen Finger dick waren, den Würmern zum Ausgange aus ihrem Gefängnisse gedient.

Herr Flacourt erwähnt S. 159. vier Arten Seidenwürmer, die zu Fort Dauphin befindlich sein sollen, und wovon einer vorzüglich schöne Seide giebt.

Diese Art hängt ihr Gespinste an einen Baum am Ufer des Meeres. Ich weiß nicht, ob die großen Gespinste, die man mir brachte, dazu gehören, allein die Seide schien mir etwas grob zu sein, welches ich der Nahrung des Wurmes zuschrieb; denn meines Wissens giebt es auf Madagaskar keine Maulbeerbäume, auch finde ich sie nicht in Herrn Flacourts Verzeichnisse. Es würde aber sehr leicht sein, sie aus Sfina dahin zu verpflanzen, ungeachtet ein ähnlicher Versuch auf Isle de France verunglückte. Herr Flacourt, der den ganzen großen Strich bis an den Kanal von Mosambike genau kannte, erwähnt eines Volkes, daß noch jezt unter dem Namen der Seklaven bekannt ist, daß vortrefliche Zeuge von Seide verfertigte, welche theuer bezahlt wurden. Dies Volk zieht unstritig die Seide aus dem Lande selbst, und dieser Handlungszweig könnte daher sehr

beträcht-

beträchtlich werden. Ich habe selbst Zeuge gesehen, welche die Einwohner aus den Gespinsten der Seidenwürmer machen, die sie in den Wäldern finden. Sie wickeln die Seide los, wie wir es mit der Baumwolle bei uns machen, und spinnen sie an einer Art Rocken von Bambusrohr.

Wir ziehn viele Seide aus Sina, die wir leichter und wohlfeiler von Fort Dauphin haben könnten. Ausserdem würde das Einkaufsgeld viel zur Aufnahme der Kolonie beitragen, da es jezt hingegen nach Sina geht, von woher man nicht hoffen darf, etwas zurück zu bekommen.

Noch einen großen Vorzug hat Madagaskar für uns. Im Thale Ambulle nordwärts von Fort Dauphin giebt es vortrefliche Eisengruben. Aus dem dortigen Eisen, das schon guten Stahl giebt, machen die Einwohner auch ihre besten Geräthe und Waffen.

Zuckerrohr, das hier von vorzüglicher Güte ist, giebt es zu Matatanes, achtzig Meilen nordwärts von Fort Dauphin, wo die Franzosen zur Zeit des Herrn Flacourt ein kleines Fort hatten, in solcher Menge, daß man gleich Zuckersiedereien anlegen, und jährlich verschiedne Schifsladungen Zucker nach Frankreich ausführen könnte. Man könnte es zu allen Jahrszeiten auf kleinen Fahrzeugen nach Fort Dauphin bringen, wo große Schiffe es leichter, als aus dem Flusse Tamatane würden abhohlen können.

Der

Der Wallfischfang würde ebenfalls ein Gegenstand sein, den man nicht würde vernachlässigen dürfen.

Es giebt zu Fort Dauphin eben nicht viele Schaalenthiere, und die meisten davon sind zertrümmert und mangelhaft, welches kein Wunder ist, da die Wellen sie mit so vieler Gewalt über die Riffe auf den Strand werfen. Die leichtesten sind noch am meisten unversehrt, da die Wellen sie hoch über die Felsen wegspülen, und auf dem weichen Sande fallen lassen. Die meisten von denen, welche ich mit nach Frankreich nahm, wurden auf den Schiffen selbst, und nur wenige am Strande selbst gesammlet.

Von den Seeapfeln (oursin, Echinus) fand ich hier die Art, welche Rumpf mit dem Buchstaben D. bezeichnet; man findet hier auch platte, wovon ich aber nur zerbrochene Stücke fand, und überhaupt die Arten, welche es auf Isle de France giebt.

Vom Cancer ruber des Rumpf konnte ich auch nur Stücke finden.

Von den Seeschnecken des Rumpf giebt es hier eine ungeheure Menge.

Die Hummerarten sind hier vortreflich, aber etwas kleiner als zu Isle de France. Man fängt sie mit einer Art Spieße.

Seesterne giebt es hier ebenfalls, allein sie sind schwer zu erhalten; denn so wie sie aus dem Seewasser

wasser kommen, fallen ihnen die Strahlen stückweise ab. Einige darunter haben vier bis sechs Strahlen. Die mit fünf Strahlen ist hier sehr klein. Einige sehen wie Kometen aus, indem ein Strahl weit über die übrigen hinausragt.

Am Strande in der Gallionenbucht giebt es prächtige Papiernautilusse; ich bekam einen vorzüglich prächtigen, der aber an seinem Gewölbe etwas beschädigt ward. Die Schwarzen versicherten mich, daß sie mit ihrem Thierchen vom Sturmwinde häufig, aber fast immer beschädigt auf den Strand geworfen würden.

Von Schnirkelschnecken findet man hier grüne und falbe; Rollschlangen (serpula spirorbis), die Rumpf Ammonshörner nennt; verschiedne Arten rothe und grüne Piramiden (trochus niloticus) mit dicken und dünnen Wänden; sechs Arten Neriten, vorzüglich die ächte und unächte Venusziße, die sehr groß sind.

Von Stachelschnecken (murex) giebt es eine, die am Rande schwarz getüpfelt ist. Man findet sie mit ihrem noch lebenden Thierchen in Löchern auf den Riffen, doch sind sie oben ebenfalls schon rauh und abgenuzt.

Von Purpurschnecken giebt es Arten, die zum Brandhorn (murex seratilis L.) gehören.

Von Blasen eine sehr kleine und dünne Art, die mit schwarzen Streifen umgeben ist, zwischen welchen falbe Flecken auf bläulichten Grunde vorhanden

handen sind; die Rübe (bulla rapa L.) le radis; und das Rebhuhn (Buccinum perdix). Diese leztere konnte ich aber nicht unversehrt bekommen.

Von Schraubenschnecken (Turbo) giebt es zwei bis drei Arten. Die Felsen liegen ganz voll davon, allein von tausenden ist vielleicht nicht eine vollständig.

Sehr schöne Olivenschnecken (Voluta oliva) die aber selten sind.

Von Kinkhörnern die Dicklippe (Buccinum bomum) und verschiedne andre Arten.

Von Meereicheln (Lepas) das Seeohr, (L. aurita) das hier oben geschiefert ist; diese Art ist hier sehr groß, und hat sieben bis acht Löcher; eine kleine Art ohne Löcher, und verschiedne andre Arten.

Mit Röhrenschnecken sind die Riffe hier ganz bedeckt: man findet darunter sehr schöne mit fünf bis sechs konzentrischen Wendungen; allein sie sitzen so fest an den Felsen, daß man sie nicht losreissen kann, ohne sie zu zerbrechen.

Unter den doppelschaalichten Seethieren giebt es verschiedne Arten Venus-Muscheln (Camet) die Feile (Ostrea Lima) und eine Art von Noahs-Arche, deren äussere Fläche schwärzlichbraun ist, mit langen Strichen von der nämlichen Farbe.

Verschiedne Arten Muscheln, wovon eine so groß und stark ist, als die magellanische, die man im Meerbusen findet, und nicht ohne unterzu-

tauchen

tauchen bekommen kann, da sie sehr selten ist. Die Muschel von der 46sten Tafel des Rumpf hält sich in Löchern auf dem Riffe auf, und ist ebenfalls sehr selten.

Von Austern giebt es auch verschiedne Arten. Die, welche man ißt, kommt der von Isle de France sehr gleich; sie hat eine eben so unregelmäßige Figur, und läßt sich eben so schwer öfnen. Die Riffe sind ganz damit bedeckt, es kostet aber viele Mühe, sie loszumachen. Eine zweite sehr große Art kommt dem Hahnenkamme ziemlich nahe; man findet sie auch auf Isle de France, allein sie sind nur selten. Eine dritte Art hat inwendig einen schönen rothen Rand; sie sizt sehr fest an den Felsen, und ist nur selten.

Vom Hahnenkamme habe ich blos Stücke gefunden.

Eine große sehr dicke und platte Art giebt es im Meerbusen, allein man kann sie nicht ohne unterzutauchen bekommen.

Von Landschnecken giebt es zu Fort Dauphin sehr schöne Arten: wie Kinkhörner (buccinum); sie haben einen dünnen Rand, drei bis vier Zoll in der Länge, und ungefähr halb so viel in der Weite am breiten Ende; acht Wendungen auf weisgrauen Grunde, und große feuerfarbene Streifen, die diese Wendungen durchschneiden. Sie halten sich unter dicken Dornsträuchen auf, die man häufig zu Fort Dauphin antrift.

Diese

Diese Schnecken haben vier Hörner; wenn sie sich in ihr Haus zurückziehn, so schliessen sie es mit einem Deckel von dickem Schleime zu, den man aber leicht mit den Finger wegräumen kann. Ich fand einige auf diese Art, die wieder aufwachten, als ich ihren Deckel wegnahm; sie krochen darauf etwa vierzehn Tage in meinem Zimmer umher, schlossen sich wieder ein, und waren nach vier Monaten in diesem Zustande noch lebendig. Es giebt eine noch seltnere Art, die dieser sehr ähnlich, aber doppelt so groß ist. Diese Art hat einen sehr dicken Rand. Ich habe keine mit dem Thiere angetroffen, und daher gehört dies Haus vielleicht nur einem Thiere von der ersten Art, das vor Alter starb.

Im Holze nach dem Teiche zu fand ich drei Arten, die noch unversehrt waren; aber ohne Thier.

Die erste Art war platt, länglicht und gengbelt. Sie hatte etwa drei Zoll in der Länge, und zwei Zoll in der Breite; ihr Rand ist gekräuselt, und die Oefnung einem Ovale ähnlich, das unten nicht vollführt worden.

Die zweite Art war der ersten sehr ähnlich, nur hatte sie, so wie ihre Oefnung, mehr Ründung, und ist ausserordentlich bröcklicht.

Die dritte Art ist eine schöne Schraubenschnecke, drei Zoll breit; sie besteht aus eilf Windungen, und hat eine plattgedruckte Spitze.

Diese drei Arten sind mit einer kastanienbraunen Oberhaut bedeckt, unter der sie eine schöne weisse Farbe haben.

Ausser diesen fand ich noch vier bis fünf Arten auf einer Anhöhe, etwa fünf hundert Ruthen von Fort Dauphin. Sie lagen unter einer ungeheuren Menge Seemuscheln, die vermuthlich von den Schwarzen waren hinaufgeschleppt worden, da diese ehemals ihr Dorf auf der Anhöhe hatten. Von den eben erwähnten Arten konnte ich nicht bestimmen, ob sie zu den Land- oder Wasserschnekken gehörten.

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über Ebbe und Fluth, die Winde und Wärme der Luft zu Fort Dauphin.

Fluth und Ebbe, die in Europa ganz regelmäßig zu sein scheinen, sind es keinesweges zwischen den Wendekreisen, es sei dann, daß man sie an einem freien Meer, wo es keine Meerbusen und enge Seearme giebt, beobachten kann. Die Fluthen steigen in den Gegenden des indischen Meers, die ich besucht habe, auch lange nicht so hoch, als in Europa. Auf der östlichen Küste von Madagaskar, von Fort Dauphin bis zum Meerbusen Antongil, steigt die höchste Fluth nicht leicht über drei Fuß.

Zu Fort Dauphin war es mir unmöglich, die Zeit der Fluth zu bestimmen. Vermuthlich liegt dieser Ort zu nahe an der südlichen Oefnung des Kanals von Mozambique, als daß die Fluthen hier so regelmäßig sein könnten, wie sie mir weiter nordwärts zu sein schienen.

Von Fort Dauphin an unter 25 Grad südlicher Breite schlägt sich die Küste schnell nach West-süd-west gen Westen, so daß die äußerste Spitze der Insel kaum einige Minuten weiter südwärts liegt, als Fort Dauphin.

Ausserdem theilt eine sehr hohe Kette von Bergen, die von N. N. O. nach S. S. Westen läuft, die Insel in zwei Theile. Diese Berge, die mir höher vorkamen, als die auf der Insel Bourbon, welche doch beinahe siebenzehn hundert Klafter über der Meeresfläche erhaben sind, verändern gewiß die Richtung der allgemeinen Winde; denn wenn man funfzehn bis zwanzig Seemeilen ostwärts von Fort Dauphin die Hälfte des Jahrs frische O. oder S. O. Winde antrift, so weht der Wind zu Fort Dauphin aus N. O. mit ungeheurer Heftigkeit, und dieser Wind erstreckt sich längst der Küste ungefähr bis Matatanes, wo die Kette der Berge anfängt, niedriger zu werden. Aus der nämlichen Ursache sind die Ströme zu Fort Dauphin auch am stärksten.

Im Kanal von Mozambique, wo die Winde sehr mäßig sind, giebt es jedoch auch ziemlich

ſtarke Ströme; und im Meerbuſen von St. Auguſtin an dieſem Kanal ſteigt die Fluth über zwanzig Fuß, ungeachtet ſie zu Fort Dauphin kaum drei Fuß ſteigt, welches von dieſem Meerbuſen kaum achtzig bis neunzig Meilen entfernt iſt. Die Nachricht vom Steigen der Fluth zu St. Auguſtin habe ich Herrn Jamis zu danken, der verſchiedne Reiſen nach der Weſtküſte von Madagaskar that. Wegen des Steigens der Fluth zu St. Auguſtin giebt er den Rath, zur Fluthzeit wenigſtens auf neun Klafter Tiefe vor Anker zu gehn, weil man nachher bei der Ebbe nur fünf Klafter behält.

Längſt der öſtlichen Küſte von Afrika, vom Vorbirge der guten Hofnung bis an das Vorgebirge Gardafui an der Mündung des rothen Meers, ſteigt die Fluth ſieben bis acht Fuß; zu St. Auguſtin habe ich ihre Höhe ſchon beſtimmt, und zu Morondava und im Meerbuſen Manghaeli ſteigt ſie funfzehn bis neunzehn Fuß; die Fluthen auf der Oſtſeite der Inſel, die nur zwei bis drei Fuß ſteigen, ſind daher für eine ſonderbare Erſcheinung anzuſehn.

Zu Pondichery fand ich die Fluthen höher, als ich ſie anfänglich nach dem bloſſen Augenſchein gehalten hatte. Allein der Meerbuſen von Bengal iſt vermuthlich die Urſache, daß ſie ſich bis auf acht Fuß hebt, welches auch in der Straße Malakka der Fall iſt.

Es war mir zu Fort Dauphin auch nicht möglich, die Stunde der höchsten Fluth zu beobachten; und was noch merkwürdiger ist, so finde ich bei einer genauen Untersuchung der Beobachtungen, daß an den Tagen, da die Fluthen einen regelmäßigen Gang zu halten schienen, das Meer sich nur einmal in vier und zwanzig Stunden hob.

Fünfter Abschnitt.

Beschreibung von Foulpointe und der Küste bis Tamatave.

Tamatave liegt ungefähr zwölf Meilen südwärts von Foulpointe, und hat einen Hafen für kleine Schiffe. Foulpointe ist eine ziemlich breite Landzunge unter dem 18ten Grad der Breite, die nur wenig ins Meer vorläuft. Von dieser Landzunge erstreckt sich ein Riff eine gute Viertelmeile O. N. O. Nordwärts von diesem Riffe findet man eine große Bucht, welche durch das Riff gegen den Wellenschlag bei starken S. O. und S. W. Winden gesichert wird. Doch schlenkern die Schiffe noch beträchtlich darin. Gegen N. und N. O. ist diese Rhede völlig offen, und daher würde man in der schlechten Jahrszeit schon bei einem mittelmäßigen Winde vieler Gefahr ausgesezt sein.

Zwischen der Spitze und der Stelle, wo das Riff anfängt, findet man die Einfahrt in einen

Kanal, der in seiner größten Breite nicht über achtzig Klafter hat, und nach Foulpointe zu geschlossen ist. Kleine Fahrzeuge können bis an das äußerste Ende desselben hinaufgehn, und große Schiffe fast überall darin liegen, da er durchgehends sechs bis sieben Klafter Tiefe hat. Es könnten neun große Schiffe und zwei bis drei Fregatten darin liegen, so daß noch Raum genug für sie bleibe, bei einander vorbeizukommen. Der Ankergrund in diesem Kanale ist sehr gut, und die Schiffe liegen darin so ruhig, als in einem Teiche; doch muß man einen Theil der Anker auf den Riffen befestigen, und daher müßten hier gute Boien und starke Ketten zur Sicherheit der Ankertaue angebracht werden, wenn man zu Foulpointe eine Pflanzstadt anlegen wollte.

Das ganze Riff von Foulpointe besteht aus einer Art Sand, der sich verglasen läßt, und worauf polipenartige Thiere ein Gebäude aufgeführt haben, das nach der Meerseite zu eine beträchtliche Bank von Korallen und Madreporen darstellt, die voller Klüfte ist, und gegen das Meer zum Bollwerk dienet. Zur Ebbzeit ist dieser Theil des Riffs trocken, und das Meer schlägt alsdann mit der größten Gewalt gegen den Wall, dem die Schiffe ihre ruhige Lage im Kanal zu danken haben.

Aber dieser Kanal ist zur schlimmen Jahrszeit auch nicht sicher, da das Meer bei den heftigen

Stürmen

Stürmen während derselben ganz bis an das Ende desselben mit vieler Heftigkeit hinaufschlägt. 1759 ward das Schiff die Kolonie, das in diesem Kanal kalfatert werden sollte, durch einen Sturm aus demselben herausgerissen und bis an den Fluß Tartasse, mehr als ein drittel Meile weit von Foulpointe geworfen. Das ganze Land bis dahin war also überschwemmt. Wegen des engen Eingangs darf man in diesen Kanal nicht hineinsegeln, sondern sich hineinbugsiren lassen, und sich dabei starke Haltungen zu geben suchen, damit das Schiff nicht durch einen Stoßwind zurückgeworfen werden kann, ehe es im Kanal angelangt ist. Große Gefahr beim Einsegeln würde ein Schiff zwar nicht laufen, da das Wasser für den Kiel des größten Schiffes tief genug ist, und die Ufer eben und sandicht ohne alle Korallenfelsen sind; doch kann man in solchen Fällen nicht zu viel Vorsicht gebrauchen. Man kann hier Wasser in der Bucht auf der Rhede aus einem kleinen Flusse Tartasse einnehmen, der vortreffliches Wasser hat, und in einem größern Fluß fällt, der Ong hebey (Großfuß) heißt. Dieser leztere Fluß ergießt sich ungefähr eine Meile nordwärts vom Flusse Tartasse ins Meer. Da, wo er sich mit dem Tartasse vereinigt, bildet dieser Fluß einen großen und sehr fischreichen See. An dieser Stelle wird der Fluß Ong-hebey vom Meere nur durch einen ungefähr hundert Schritt

breiten Damm von Sand getrennt, der längst dem Meere keine Meile nordwärts fortläuft, aber dabey an Breite beträchtlich zunimt.

Das Meer schlägt mit erstaunlicher Kraft gegen diesen Damm. Die Einwohner versicherten mich, daß ehemals der Fluß seine Mündung an der Stelle hatte, wo jezt der See ist, und daß diese bloß durch den Sand wäre verstopft worden, den das Meer beim N. O. Winde angespült hätte. Noch jezt steigt das Meer bei heftigen Stürmen oft über den Damm, und ergießt sich in den See.

Die Gewalt des Meers ist zu dieser Jahrszeit so groß, daß es das Ufer verändert und den Hafen für große Schiffe zuschlemmt, so daß der Kanal, der in der Einfahrt gewöhnlich fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Tiefe hat, in der Zeit, daß die N. O. Winde wehn, kaum sechszehn Fuß behält. Doch ist dies ein sehr gleichgültiger Umstand, da kein Schif es bei dieser Jahrszeit wagen würde, sich hier aufzuhalten.

Wenn die Jahrszeit sich ändert, und die Südwinde zu wehn anfangen, so wird die Einfahrt durch die alsdann herrschenden Ströme wieder vom Sande gereinigt, und bekömmt wieder ein und zwanzig Fuß Tiefe. So bald man sieht, daß sich die N. O. Winde zu zeigen anfangen, muß man täglich die Tiefe untersuchen, und so bald sie geringer wird, auf die Rhede auslegen.

Das

Das Meer siebt durch den Damm, und daher ist das Flußwasser, da wo er am schmalsten ist, etwas gesalzen; das Salz sezt sich sogar oben auf dem Damm wie Reif an. Die Schiffe können daher nicht so nahe am Meere Wasser einnehmen, sondern müssen es hundert Schritt weiter hinauf aus dem Flusse Tartasse holen, ehe er sich mit dem andern Flusse vereinigt. Dieser Fluß ist eigentlich nur ein Bach, doch hat er zuweilen ziemlich viel Wasser. Auf dem Sanddamme liegt das Dorf Maruahombè, (viele Ochsen).

Die Stelle, welche man beim Handel hier einnimt, liegt dem Kanal gegenüber, eine starke Viertelmeile südwärts vom Dorfe. Diese Stelle heißt Mahavelle, und ist wegen der Lage, der Güte des Bodens, des Reishandels u. s. w. anzüglich, daß noch vor einigen Jahren die Ebne mit Dörfern bedeckt war. Allein verheerende Kriege haben diese Gegend so wüste gemacht, daß nur eine kleine Anzahl Schwarze das Dorf Maruahombè auf der Stelle anlegten, wo es noch befindlich ist. 1762 bestand es aus etwas mehr als fünfhundert Wohnungen.

Südwärts von Mahavelle, grade am Ende des Kanals, liegt ein ziemlich unbeträchtliches Dorf Marivelle an einem kleinen Flusse Pasambole (Silbersand), der den Namen davon hat, daß der Sand auf seinem Grunde, der viel Talk enthält, wie Silber aussieht. Ueberhaupt scheint

in dieser Gegend von Madagaskar viel Talk unter den Erdarten befindlich zu sein.

Am Ufer des Flusses Tartasse giebt es eine beträchtliche Lage von einer Art Granit, der, wie es mir vorkam, aus Talk und verglasbaren Sand zu bestehn schien. In dieser Lage zeigen sich viele Adern von Kristal, der vermuthlich blos ein Sediment war, das die senkrechten Spalten ausgefüllt, sich verhärtet, und den ganzen Klumpen mit einander verbunden hatte.

Man findet zu Foulpointe alle nothwendigen Erfrischungen im größten Ueberflusse, und folglich auch sehr wohlfeil. Geflügel, Wildprett von allerlei Art, Fluß- und Seefische, Rindfleisch, Kalbfleisch und Ziegenfleisch. Das Rindfleisch ist hier sogar dem von Fort Dauphin noch vorzuziehn.

Foulpointe wird bei uns für einen sehr ungesunden Ort gehalten. Die gute Jahrszeit fängt hier mit dem Mai an, und dauret ungefähr bis zum 15 Oktober. Dies ist die Jahrszeit des Regens und der Südostwinde. Man lebt jedoch des häufigen Regens ungeachtet recht gut, und es herrschen nur wenig Fieber. Bei Tage weht der Wind fast durchgehends aus Süden und S. Osten, und des Nachts aus S. und Westen. Diese leztern sind die sogenannten Landwinde.

Die schlimme Jahrszeit fängt im Oktober an, und währt bis zum Ende des Aprils. Die ungesundeste

sundeste Zeit ist aber im Monat Dezember und den folgenden Monaten. Die Witterung ist alsdann ungemein schwühl und stürmisch, und giebt zu hartnäckigen Fiebern, Ruhren und Blutflüssen Anlaß, die oft traurige Folgen hinterlassen, da die meisten Kranken, die sie überstehn, am ganzen Körper und vorzüglich an den Beinen aufschwellen und wassersüchtig sterben.

Die Europäer sind diesen Krankheiten nicht allein ausgesezt, sondern die Schwarzen und die Bergbewohner aus den einländischen westlichen Gegenden laufen die nämliche Gefahr, wenn sie nach Foulpointe kommen. Die Ursache dieser ungesunden Luft ist folgende.

Von den Gebirgen an, die über funfzehn Meilen nach Westen zu liegen, ist die ganze Gegend bis an die Küste flach; so daß das Wasser nur langsam oder gar nicht abfliessen kann. Wenn nun die große Hitze dazu kömmt, so verraucht das Wasser und läßt einen Schlamm zurück, dessen Ausdünstungen die Luft nothwendig vergisten müssen.

Wie ich 1762 zu Foulpointe ankam, war die Trocknis ungemein groß, da es fast in zwei Monathen nicht geregnet hatte. Alle Bäche waren ausgetrocknet, und mit einem schwärzlichten Schlamm angefüllt, der einen häßlichen Gestank verbreitete.

Man

Man könnte vielleicht die ungesunde Luft hier verbessern, wie es die Holländer zu Batavia gethan haben, wenn man Abtheilungsgraben und Furchen zöge, wodurch das Wasser Abfluß erhielte.

Sonst muß man zu Foulpointe zu jeder Jahrszeit die Hitze der Sonne vermeiden, die sehr groß, und eben so sehr zu fürchten ist, als die Fieber. Denn die Hitze ist hier weit stärker als zu Fort Dauphin, und ich habe in acht Tagen verschiedene Leute an Sonnenstichen sterben sehn. Ausschweifungen im Essen und Wollüsten sind nicht weniger gefährlich, und diese Ursache rafft noch weit mehr Menschen hin, als Sonnenstiche und Fieber.

Wenn man nach einer langen Seereise zu Foulpointe ankömmt, und mit zu vieler Eßbegierde Rindfleisch ißt, so verursacht es in den ersten Tagen einen leichten Durchfall, der sich aber bei guter Diät bald giebt.

Schiffe, die nach Foulpointe kommen, um Handlung zu treiben oder Lebensmittel einzunehmen, müssen von ihrer Mannschaft nur so wenig als möglich ans Land gehn lassen, und wenigstens die ersten Tage über ihre Fleischportionen äusserst genau abtheilen.

Als ich mich zu Foulpointe aufhielt, pflegte ich des Morgens bei Sonnenaufgange auszugehn, und eine Stunde darauf nach Hause zu kommen,

wo ich mich den ganzen Tag aufhielt; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergange ging ich wieder aus und kam mit einbrechender Nacht wieder zurück. Ich aß dabei mehr Fisch als Fleisch und trank viel Koffe. Durch diese Lebensart erhielt ich meine Gesundheit selbst beim Anfange der schlimmen Jahrszeit, da täglich fünf, sechs bis sieben von unsrer Mannschaft krank wurden.

In der schlimmen Jahrszeit giebt es nur wenig und sehr gelinden Wind. Dagegen sind die Gewitter fürchterlich, und der Regen sehr heftig. 1762 war ich nur acht Tage zu Foulpointe, nämlich vom 21 bis zum 29sten October. In dieser Zeit stand der Thermometer des Morgens bei Sonnenaufgange auf 16 bis 18 Grad und des Nachmittags von $25\frac{3}{4}$ bis $29\frac{1}{4}$ Gr. Die Winde drehten sich aus N. O. nach O. N. O. den Tag über und wehten angenehm kühl. Des Nachts bliesen die Landwinde eine kurze Zeit aus N. N. W.

Ich setzte zwei Tage lang einen Thermometer in Sand, so daß seine Kugel sechs Zoll hoch damit bedeckt war; der Thermometer stieg dabei auf $31\frac{3}{4}$ Grad, oder ungefähr fünf Grad höher als die Thermometer, welche in Schatten standen, und der Luft ausgesezt waren.

1768 hielt ich mich fünf Monathe zu Foulpointe auf und beobachtete den Thermometer täglich zu verschiednen Stunden. Ich hielt auch ein

genaues

genaues Tagebuch über die verschiednen Winde, dem Regen und die Stärke der Winde in der Jahrszeit da der Südwind herrscht. Zuweilen waren diese Winde so heftig, daß man sie für Stürme hätte halten sollen. Allein die Schiffe waren dabei völlig sicher, da die Küste die Wellen bricht, und der Wind sie seewärts eintreibt. Der höchste Stand des Thermometers in dieser Zeit war 26 Grad.

Wenn man nach Foulpointe reisen will, muß man sehr auf diese Jahrszeiten Rücksicht nehmen. In der Jahrszeit der S. O. Winde muß man südwärts von Foulpointe bei der Pflaumeninsel (Isle aux Prunes) auf Madagaskar zusteuern, und in einer Entfernung von zwei starken Meilen längst der Küste fortsegeln. Diese ganze Küste ist sehr sicher, allein die benannte Entfernung ist nothwendig, weil es längst der Küste viele Sandbänke und Untiefen giebt. Am Riffe von Foulpointe kann man ganz nah wegsegeln, doch muß man sich vor der nordostlichen Spitze in Acht nehmen. Das sicherste ist daher, weil man doch einmal um das Riff herum muß, bei Zeiten vier bis fünf Meilen davon entfernt zu bleiben.

Während der Jahreszeit der N. O. Winde steuret man gleich auf die Breite von Foulpointe zu, weil man sicher ist, den Ankerplaz nicht zu verfehlen. Will man hingegen nach der alten Art südwärts von Foulpointe auf die Küste zu

segeln,

segeln, so läuft man Gefahr, unter den Wind zu fallen, wodurch man genöthigt wird, wenn der Wind N. O. bleibt, bis nach Bourbon und Isle de France zurück zu gehn, um den Wind wieder zu fassen.

Die N. O. Winde sind längst der Küste am stärksten, zwanzig bis dreißig Meilen auf der See werden sie schwächer und drehen sich auch weiter nach Norden.

Die Pflaumeninsel, davon ich eben erwähnt habe, liegt unter 18 Gr. der Breite, und nahe am Lande. Sie ist nur von mittler Höhe, so daß man sie nicht weiter als in einer Entfernung von sechs Meilen sehn kann.

Ein sicheres Zeichen vom Lande während der Jahrszeit der N. O. Winde und eines großen Theiles des übrigen Jahres ist ein dichtes schwarzes Gewölke, das bei Tage über Madagaskar schwebt. Es scheint ungefähr zehn Grad über dem Gesichtskreise erhaben zu sein, die Sonne verbirgt sich hinter demselben, und man kann es in einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Meilen auf der See erblicken.

Zu Foulpointe waren Ebbe und Fluth weit regelmäßiger Ich machte meine Beobachtungen an einem Pfahle, den ich hundert Fuß vom Ufer des Meeres hatte einrammen lassen. Die Fluth stieg hier sechs und dreißig Stunden nach dem Neumonde, eine Stunde funfzehn Minuten nach

dem

dem Eintritte desselben in den Mittagskreis am höchsten. Dies ist fast durchgehends der Fall zwischen den Wendekreisen. Wenn ich aber meine Beobachtungen genau nachsehe, so finde ich, daß in den beiden Neumonden die der Nachtgleiche am nächsten waren (den 9ten September und 7ten October) die Fluth sieben und dreißig Stunden nach der Konjunktion und eine Stunde zwanzig Minuten nach dem Eintritte des Mondes in den Mittagskreis, am höchsten war. Bei den Neumonden hingegen, die näher an der Sonnenwende sind (den 11ten August und 7ten November) stellt sie sich funfzig Stunden nach der Konjunktion und eine Stunde zwanzig Minuten nach dem Eintritte des Mondes in den Mittagskreis ein.

Uebrigens können verschiedne Umstände diese Stunde verändern, wie dies sich auch oft in Europa zuträgt.

Die Fluth steigt nach meinen Beobachtungen zu Foulpointe von zwei Fuß eilf Zoll bis drei Fuß zwei Zoll beim Neumonde. Beim Vollmonde schien die Fluth immer niedriger zu stehn, als beim Neumonde. Ich fand, daß sie von zwei Fuß bis zu zwei Fuß sechs Zoll stieg. Doch kam dies im ersten Falle vermuthlich daher, daß der Mond seinem nächsten Stande bei der Erde sehr nahe war.

Sechster Abschnitt.

Von der Spitze von Larée und der Insel St. Marie.

Die Spitze von Larée liegt am Kanal der Insel von St. Marie, fast der Mitte dieser Insel gegen über. Dieser Kanal ist hier am schmalsten, da seine ganze Breite kaum zwei Meilen beträgt. Man findet diese Spitze leicht, da es die einzige hier in der Gegend ist. Sie läuft Ostnordostwärts eine drittel Meile unter dem Wasser fort, und die Sandbank, die sie auf diese Art bildet, ist zwölf bis funfzehn Fuß hoch mit Wasser bedeckt. Man geht nordwärts von dieser Bank vor Anker, wo man zur Noth gegen einen Windstoß, aber nicht gegen einen Orkan sicher liegt.

Zwei Meilen nordwärts von dieser Spitze entdeckte man zu meiner Zeit einen kleinen Hafen, der für kleine Handlungsfahrzeuge zum Zufluchtsort dienen kann. Dieser Hafen liegt unter 16 Grad 35 Minuten der Breite.

Die Eingebohrnen nennen die Insel St. Marie Nossi Hibram (Insel des Abraham) die Einwohner nennen sich selbst Jasse-Hibram (Geschlecht des Abrahams), und scheinen dadurch Abkömmlinge dieses Patriarchen sein zu wollen. Die Insel St. Marie ist eine schöne Insel, und macht mit Madagaskar einen großen Kanal. Sie hat zehn Meilen von N. nach S. in der Länge und

zwei bis drei Meilen in der größten Breite. Südwärts wird sie vom Meere durchschnitten, das hier eine abgesonderte kleine Insel macht. Der Seearm zwischen beiden ist nicht über eine Viertelmeile breit, und nicht über fünf bis sechs Fuß tief. Südostwärts von diesem fast dreieckigten Inselchen erstreckt sich nach S. O. ein ziemlich langes Riff, auf welchem sich die Wellen sehr brechen. Man spürte den Wellenschlag über eine halbe Meile von dieser Insel. Zwei Meilen nordwärts von diesem Inselchen findet man einen grossen Meerbusen, der ungefähr eine Meile weit ins Land geht, und eine Meile breit ist. Beim Eingange und etwas weiter hinein liegt eine kleine Insel, die nicht über sechshundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit ist. Man nennt sie die Felseninsel, (Isle aux cayes) weil sie überal mit Riffen umgeben ist.

Am Rande dieses Inselchens ist nach der Landseite der Hafen befindlich, allein dieser Hafen ist so klein, daß drei Schiffe von sieben bis achthundert Tonnen sehr dicht an einander liegen würden. Man geht hier auf funfzehn bis zwanzig Klafter vor Anker. Im ganzen übrigen Meerbusen giebt es fast gar kein Wasser, ausgenommen nach der Seeräuberinsel (Isle aux forbans) zu, wo es auf einem Raume von einer halben Viertelmeile etwa zehn Fuß hoch Wasser giebt.

Diese Insel liegt eine halbe Meile tiefer in den Meerbusen hinein, als die Felseninsel. Die Seeräuber, die ehemals in diesen Gegenden herumschwärmten, sollen ihre Schiffe an derselben festgemacht haben, allein dies kömmt mir ganz unglaublich vor, wenn nicht das Meer hier seit sechszig bis achtzig Jahren erstaunlich abgenommen hat. Denn ich habe den ganzen Meerbusen untersucht, und den Grund an der Räuberinsel höchstens 26 bis 32 Zoll tief gefunden. Sonst ist die Rhede sehr geräumig, und der Ankergrund sehr gut, und die Schiffe können sehr ruhig darin liegen.

Man trift in dem Meerbusen Mündungen von von verschiednen Flüssen an, in die man aber wegen der Wange und Lontarbäume nicht kommen kann. Man könnte sich Gelegenheiten zu angenehmen Spatzierfahrten verschaffen, wenn man die Bäume auf beiden Seiten aushauen ließe. Die Negern versicherten mir, daß diese Flüsse ziemlich weit ins Land hinaufgehen, und daß die Fluth eine gute Strecke in sie hineindringe.

Es war grade im November, als ich in diesem Meerbusen herumfuhr, und ich glaubte mich in Frankreich zur Frühlingszeit zu befinden, so herlich war das Grün, das sich überall auf die Mange- und Lontarbäumen verbreitete. Die Schiffe nehmen ihr Wasser in einer kleinen Vertiefung ein, die etwa sechshundert Fuß lang, und auf jeder

Seite mit einer Hecke eingefaßt ist. Zwei Pirogen würden kaum bei einander hinaufkommen können, weil dieser Kanal sehr durch alte Stämme verengert wird. Wenn man an das Ende desselben gekommen ist, trift man eine kleine Anhöhe etwa sechs Fuß hoch an, von der ein kleiner Wasserstrahl herabfällt, der von einem benachbarten Hügel herkömmt. Dieser Wasserstrahl ist gemeiniglich reichhaltig genug, da es zu St. Marie viel regnet. Als ich ihn sah, war er kaum einen Zoll dick, allein durch den Regen in der Nacht nahm er merklich zu. Man kann aber mit Boten und selbst mit Kanoen nicht ganz bis an diesen Wasserplaz hinaufkommen, sondern man füllt die Fässer damit an, und rollt sie bis an die Fahrzeuge.

Die Insel St. Marie ist gegen Madagaskar gerechnet niedrig, vorzüglich auf der nordlichen Seite. Auf der südlichen, die etwa die Hälfte der Insel ausmacht, giebt es zwischen stark beholzten Hügeln eine Menge tiefer und enger Thäler. Wenn man den nordlichen Theil hinaufsährt, so trift man eine Art von großem ofnen Meerbusen und die Spitzen in gleicher Entfernung von einander an. Die nordlichste Spitze liegt zwölf Seemeilen von der südlichsten Spitze von Antongil entfernt.

Die westliche Küste von St. Marie ist sehr sicher. Man kann in einer Entfernung von weniger

niger als einer Viertelmeile längst derselben hinsegeln; die Riffe, die sie auf dieser Seite einfassen, erstrecken sich nordwärts auf etwa sechshundert Fuß von der Küste, aber auf der Ostseite laufen sie über eine Meile seewärts ein; die Wellen brechen mit vieler Heftigkeit daran, da diese Küste unter dem Winde ist.

Es giebt hier wegen der Riffe weit mehr Fische, als auf Madagaskar. Auf der Ostküste würde die Fischerei ganz unerschöpflich sein. Auf eben diesen Riffen trift man eine große Menge großer Austern, (huitres faitieres) die man vermuthlich würde essen können, da sie nichts giftiges enthalten, wenn man nur sie zuzubereiten verstünde. Die Schwarzen dörren sie an der Sonne, und rösten sie darnach auf Kohlen. Wie dies Gericht schmeckt, kann ich nicht bestimmen, allein der Geruch davon ist so fürchterlich, daß man es kaum wagt, einer Hütte nahe zu kommen, in welcher es aufgetischt wird.

Auf der Felseninsel giebt es vortrefliche kleine Austern, die sich aber sehr schwer öfnen lassen.

Es soll zu St. Marie noch ungesunder sein, als zu Foulpointe, weil es hier fast beständig regnet. Wir verlohren hier auch viele Leute während der kurzen Zeit, daß wir hier eine Niederlassung hatten.

Diese Insel war bey meinem Hiersein nicht bewohnt, sondern die Einwohner hatten sich alle

nach Madagaskar während des ungerechten Krieges, den die Kompanie mit ihnen führte, gezogen. Einige Familien gab es jedoch im Innern des Landes, und man versicherte mich, daß die Eingebohrnen wieder dahin ziehn würden, da sie sahen, daß wir unsere Niederlassung aufgegeben hätten.

Wir trafen Schwarze von Madagaskar an, die sich hier der Fischerei wegen zwei bis drei Monathe hindurch aufhalten, Fische dörren, und sie nachher auf Madagaskar gegen andre Lebensmittel vertauschen.

Die Faktorei der O. J. Gesellschaft ward 1761 aufgehoben, die steinernen Gebäude davon waren schon ganz zerfallen. Wir hatten selbst den Anfang gemacht, sie zu zerstören, und die Schwarzen hatten die Einfassungen der Fenster völlig niedergerissen, um das Eisen davon zu bekommen.

Der Boden auf dieser Insel besteht aus Sand und Korallen, und die Oberfläche desselben scheint ziemlich fruchtbar zu sein.

Auf eine nahe bei der Insel gelegenen Anhöhe hatte man ein sogenanntes Fort gebaut, von welchem man die Felseninsel und Rhede bestreichen konnte. Es war ein Viereck, dessen Seiten höchstens zwölf bis funfzehn Fuß lang waren, und das oben wie eine Piramide zulief. Auf jeder Seite waren zwei Schießlöcher angebracht; auf den vier Winkeln ragten vier große Balken hervor,

auf

auf welchen man ein Stockwerk hatte aufführen wollen, das zum Pulvermagazin dienen sollte. Ich erwähne dies blos, um das Lächerliche eines solchen Werkes zu zeigen. Die Aussicht unten am Fuße des Berges ist vortreflich, da man hier den Hafen, die Rhede und den ganzen übrigen Kanal bis an die Küste von Madagaskar übersehn kann, welches die Aussicht begränzt.

Siebenter Abschnitt.

Beschreibung des Meerbusens von Antongil.

Dieser Meerbusen hat seinen Nahmen einem Portugiesen, Anton Gillo, der ihn zuerst entdeckte, zu danken. Die Eingebohrnen nennen ihn Manghabei, (bei oder be heißt groß). Er erstreckt sich fast ganz von Süden nach Norden, und ist vielleicht der schönste und angenehmste Meerbusen auf der ganzen Erdkugel. Sein Hauptvorzug besteht aber darin, daß sich etwa eine Meile vom Ende desselben eine kleine sehr erhabene Insel befindet, die zwei bis drei Meilen im Umkreise hat, und die Schiffe sehr vor Stürmen sichert, da sie hinter derselben sehr nahe am Lande auf gutem Grunde vor Anker gehn können.

Der Meerbusen von Antongil ist zwölf bis vierzehn Meilen tief und etwa acht Meilen breit.

Das Vorgebürge Belone macht den westlichen und die Spitze Baldrische nebst der Insel Betrike

den östlichen Eingang. Das Land ist auf dieser Seite niedrig, allein es erhebt sich immer mehr, je tiefer man hineinkommt, und bildet einige große Ketten von Bergen, wovon die höchsten am Ende des Meerbusens und ostwärts von der Insel Marotte befindlich sind.

Am westlichen Eingange ist das Land höher und hebt sich ebenfalls je weiter man hineinkommt, bis sich endlich die Berge auf dieser Seite am Ende des Meerbusens mit den Gebirgen auf der Westseite verbinden. Zwischen diesen Bergen und dem Meere giebt es eine Ebne, die vortrefliches Erdreich hat, worauf man keinen Stein antrift, und welches von einem schönen Flusse gewässert wird. Dieser Fluß ergießt sich am Ende des Meersbusens in denselben, und ist bei seiner Mündung etwa hundert und funfzig Ruthen breit, welches auch ungefähr die Breite der Seine bei der neuen Brücke ist. Ich bin ihn zwei Meilen weit hinaufgefahren, auf welcher Strecke er die nämliche oder eine noch größe Breite behält. Es giebt viele kleine Inseln darin, die durch das Grün, womit sie bedeckt sind, sehr angenehm werden. Allein die vielen Sandbänke in demselben sind bei der trocknen Jahrszeit sehr beschwerlich, da die meisten davon bey der Ebbe ganz blos oder doch mit dem Wasser gleich sind. Die Pirogen aus einem Stücke, welche nicht so tief gehn, als die übrigen, haben Mühe, darüber wegzukommen,

und

und die Schwarzen müssen oft ins Wasser steigen, um sie fortzuziehn. Um dieser Unbequemlichkeit auszuweichen, fuhren sie fast immer längst den Ufern hin, wo es sehr tief ist.

Zur Regenzeit ist der Fluß sehr hoch, und man kann mit ordentlichen Fahrzeugen auf demselben fahren.

Herr de la Bourdonnaie gieng diesen Fluß 1746 hinauf, um sich mit Masten und Segelstangen zu versehn, deren ihn am 6 April der Orkan beraubt hatte; und war auch so glücklich, hier das Holz zu bekommen, welches ihn in den Stand setzte, seine Reise nach Ostindien fortzusetzen, und den Engländern Madras wegzunehmen.

Die Fluth steigt eine beträchtliche Strecke in den Fluß hinauf, allein ich habe nicht bestimmen können, wie weit. Auch dieser Umstand würde sehr zum Vortheile gereichen, wenn eine Kolonie in diesem schönen Lande angelegt würde. Auf beiden Seiten der Mündung des Flusses laufen die Erdzungen etwa dreihundert Schritt weit ins Meer vor. Diese Spitzen sind im Neumond mit Wasser bedeckt, und liegen im Vollmonde blos. Sie laufen nah unter dem Wasser in Gestalt eines Zirkelbogens fort, und machen eine Sandbank vor dem Flusse, über die man aber zu allen Zeiten wegkommen kann. Nur beladene Fahrzeuge müssen sie zur Ebbzeit vermeiden.

Bei Tage, da der Wind stark ist, schlagen die Wellen stark auf diese Bank, über die man aber demungeachtet auf Kähnen wegfährt. Die Schwarzen geben sich nicht einmal die Mühe, durch den Seitenkanal zu gehen, wo es tiefer ist, sondern wenn ihre Piroge festsitzt, springen sie ins Wasser, und ziehen sie mit Hülfe des Wellenschlags weiter.

Dieser schöne Fluß ist mit Fischen angefüllt, und mit wilden Enten, Winterhalbenten, (cercelles) und Kropfgänsen (aigrettes) bedeckt. Ich habe viele davon, wie auch viele Fasanen und kapsche Tauben (spintades) gegessen, da überhaupt fast keine Mahlzeit hingieng, ohne daß wir ein Stück von diesem herrlichen Wildprett gehabt hätten. Man bekömmt leicht eine hinreichende Menge davon, da es hier nur selten geschossen wird.

Wenn man diesen Fluß hinauffährt, so findet man einen zweiten Fluß auf der linken Seite, eine Meile vom Ausflusse des ersten, der nach einem beträchtlichen Dorfe führt, welches nur eine Meile vom Ufer des Meeres entfernt ist. Dieser zweite Fluß, den die Eingebornen Nanufutschi (weißes Wasser) nennen, ist ungemein reitzend, und giebt eine angenehme Spatzierfahrt auf Pirogen ab. Er ist tief und nicht so mit Sandbänken angefüllt, wie der erste. Seine Breite ist sehr ungleich, doch beträgt sie an wenig Stellen unter hundert Schritt. Man kann sehr bequem wilde Enten und Halbenten auf demselben schießen.

Ein

Digitized by Google

Thierpfla

am Kiel eines Schiffes auf Is

Sie ist in ihrer natürliche

burg.

Ein Vogel, den ich für eine Sperlingsart halte, besucht häufig die Ufer dieser beiden Flüsse, und baut hier sein Nest, wovon ich hier eine Zeichnung beifüge. Die Nester selbst, die ich mit nach Isle de France nahm, haben ein ähnliches Schicksal mit meinen übrigen Naturalien gehabt.

Diese Nester haben ungefähr die Gestalt einer Pistole, d. h. sie machen gegen den Grund eine beträchtliche Krümmung, deren Winkel nur zwischen 60 bis 70 Grad zu sein schien. Am Ende haben sie zwei bis drei Zoll im Durchmesser, und von dort bis an die Krümmung etwa einen Fuß in der Länge. Sie bestehn aus sehr langen und künstlich durch einander geflochtenen Kräutern. Der Vogel selbst hält sich im Grunde auf. Diese Nester sitzen nicht zwischen den Zweigen der Bäume, sondern sie hängen am Ende eines dünnen Zweiges an einer Liane oder Stücke Schilf, und zwar so, daß das Ende, an welchem der Vogel hineinkriecht, nach der Erde oder dem Wasser zu herabhängt. Zur Befestigung des Nestes dienen die längsten Kräuter, die mit einem Ende nahe an der Krümmung um das Nest und mit dem andern Ende um einen Zweig geflochten sind.

Dieser ganze Bau ist sehr fest, der Wind bricht sich nicht so daran, als wenn das Nest zwischen zwei Zweigen säße, und der Vogel hat den Vortheil, daß er auf eine angenehme Art gewiegt

wird,

wird, und gegen den häufigen Regen gesichert ist, der lange in diesem Himmelsstriche anhält.

In einem dieser Nester fand ich drei Junge, die bald im Stande zu sein schienen, ihre väterliche Wohnung zu verlassen. An Geschwitzer, Schnabel, Klauen und Größe waren sie unsern Sperlingen ähnlich, nur war ihre Farbe etwas verschieden, da sie ins grünliche fiel.

In einem andern Neste fand ich drei Eier, die eben auskommen wollten. Die Mutter saß im Neste, allein sie flog fort, als ich eben im Begriffe war, dasselbe abzuschneiden. Sollte dieser Vogel, nie mehr als drei Eier auf einmal legen?

Ich habe beim Seba das Nest dieses Vogels völlig mit meiner Zeichnung übereinstimmend gefunden. Allein er irrt sich im Vogel, den er für eine Art bunten mexikanischen Papagai hält.

Herr Brisson beschreibt den Vogel genau so, wie ich ihn auf Madagaskar gefunden habe, und nennt ihn den philipinischen Dickschnabel. *) In der Abbildung des Nestes finde ich nur den Unterschied, daß ihm die Krümmung fehlt.

Ich habe diesen Vogel nie auf den philipinischen Inseln gesehn, und wenigstens muß er in der

*) T. III. genre 34. esp. 6. p. 232. das Männchen ist auf der 12. K. T. F. 1. und das Nest auf der 18. K. T. F. 1. abgebildet.

der Gegend um Manila sehr selten sein, da der Kanonikus Melo seiner nie erwähnte.

Herr Laval hatte seine Palisadenwerke grade am Ausflusse des großen Flußes auf dem linken Ufer am Ende eines beträchtlichen Dorfes aufgeschlagen. Dies Dorf erstreckt sich längst dem Ufer des Flusses auf einem Sanddamme, welcher den Fluß in ziemlich gleichlaufender Linie meist eine Viertelmeile lang vom Meere trennt. Dieser Damm ist meist neunhundert Fuß breit, und das Dorf auf demselben heißt Ansirak (Spitze). Der Fluß nimmt hier seinen Lauf nordwärts, und die Küste läuft nach Osten fort.

Der Meerbusen Antongil liegt unter dem Striche des östlichen Monsons, den man aber am Ende desselben nicht spürt, da er sich an den Bergen auf der Ostseite bricht, die mir fünf bis sechshundert Klafter über der Meeresfläche erhaben zu sein schienen.

Am Ende des Meerbusens und auf der Insel Marotte und auf dem festen Lande spürt man zwei Arten von Winden. Des Tages über wehen Südwinde, und des Nachts Nord- oder Landwinde. Der Südwind fängt gemeiniglich des Morgens zwischen neun und zehn Uhr an, nimmt allmählich zu, und wird zuweilen so stark, daß das Meer sich oft mit vieler Gewalt auf der Sandbank bricht. Dieser Wind dreht sich nur wenig, und höchstens aus S. S. O. nach S. S. W. Bei Sonnenuntergange fängt er an schwächer zu

werden,

werden, und wenn er ganz aufhört, so tritt der Landwind ein, welches gemeiniglich um neun, zehn oder zwölf Uhr Abends geschieht, die Stunde schien mir von der Stärke, die der Südwind bei Tage hatte, abzuhängen. Der Nordwind ist nur sehr schwach, da der Wellenschlag mit dem Südwind aufhört.

Der Landwind kömmt, wenigstens in der Jahrszeit, da ich hier war, gemeiniglich aus Norden, und macht die Nächte sehr kühl. So stark der Südwind auch ist, so ziehn die Wolken doch fast immer aus Osten, ein Umstand, der beweist, daß dies nur der Prellwind ist, der durch die hohen Berge verursacht wird.

Während dieses heftigen Windes merkt man unter der Insel Marotte nicht die geringste Bewegung der Luft. Die Schiffe liegen dort völlig ruhig, und das Meer hat nur einen sehr geringen Wellenschlag. Mann kann vom Lande den Strich deutlich sehn, der die Grenzen des Südwindes ausmacht. Dies ist ein Mittagskreis, der durch die Spitze des südlichen Ufers vom Flusse und durch das westliche Vorgebirge der großen Rhede auf der Insel Marotte geht. Westwärts von diesem Mittagskreise tobt das Meer heftig, und ostwärts davon ist es ganz ruhig.

Man sieht hieraus, daß wenn die Schiffe unter der Insel Marotte vor Anker liegen, die Boote nicht zu allen Stunden des Tages ans Land gehn

und

und wieder zurückkommen können. Gewöhnlich gehn sie des Abends ans Land, und kommen durch Hülfe des Landwindes den nächsten Morgen über die Sandbank, ehe der Südwind anhebt. Denn wenn sie so lange warteten, würden sie weder über die Sandbank kommen, noch die Insel Marotte erreichen können. Der Landwind ist zwar nur sehr schwach, aber doch stark genug, um sich der Segel statt der Ruder bedienen zu können.

Wenn man den Meerbusen von Antongil verlassen will, geht man des Nachts mit dem Landwinde unter Segel. Man muß oft dabei laviren, welches man mit völliger Sicherheit thun kann, da es keine Klippen und Sandbänke im Meerbusen giebt, und man hat auch überall zwei und zwanzig Klafter tief guten Grund, und daher kann man durchgehends vor Anker gehn, um den günstigen Wind zu erwarten. Zuweilen muß man jedoch, nachdem man einige Tage mit den Winden gekämpft hat, nach der Insel Marotte zurückkehren. Dies ist die einzige Unbequemlichkeit in diesem Meerbusen, die aber für eine Flotte sehr groß ist, da diese sehr lange dadurch aufgehalten werden könnte. Herr de la Bourdonnaie kam jedoch in fünf Tagen heraus, ungeachtet die meisten seiner Schiffe sehr schwer segelten.

Dies schöne Land ist unangebaut, man findet nur hin und wieder einige Familien von Schwarzen, die an den Ufern dieses schönen Flusses wohnen,

und

und kaum so viel Reis bauen, als sie nothdürftig brauchen. Das Erdreich ist theils mit Bäumen, theils mit einem Art Grase bedeckt, das sie Fatake nennen. Dies Gras, das man nach Isle de France verpflanzt hat, wo es kaum mit Mühe fortkömmt, hat bei dem Meerbusen von Antongil überall acht Fuß Höhe und darüber, und giebt ein vortreffliches Futter für das Rindvieh ab.

Das Rindfleisch ist hier vortreflich, das Geflügel zart und fett, und Wildprett und Fische giebt es im Ueberflusse. Es speisten unser sieben bis acht zusammen, und wir berechneten oft, daß unsre Mahlzeit, davon die schlechteste nach dem damaligen Preise auf Isle de France ohne Brodt und Wein siebenzig bis achtzig Liver gekostet haben würde, zu Antongil nur fünftehalb Liver zu stehn kam. Eine oder ein Paar Ellen von schlechter indischer Leinwand machten gewöhnlich den Werth davon aus.

Es giebt hier eine Art Wildprett, die man die Waldhenne (poule de bois) nennt, und die nach meinem Geschmacke dem Fasan noch vorzuziehn ist. Sie ist dem äußeren Ansehn nach unsrer Haushenne völlig ähnlich.

Unsre Gemüsearten kommen am Meerbusen von Antongil sehr gut fort, und zwar selbst auf dem Sanddamme, wo wir unsre Niederlage hatten. Ich habe hier vortreflichen Kohl gegessen, der hier drei Monate vor meiner Ankunft von einem

einem Offizier war gesäet worden, den Herr de Laval des Reishandels wegen hieher geschickt hatte. Denn um Gemüse hier zu haben, muß man es jährlich selbst hier aussäen, da die Schwarzen sich nicht darum bekümmern, wenn es ihnen Mühe macht. Alles ihr Gemüse besteht in Brettes, (einer Art von wildem sehr bitterm Spinat) den man in den Wäldern findet, und im blossen Wasser kocht.

Ueberhaupt fehlt dieser reizenden Gegend nichts, als süßes Wasser, denn da die See sich mit dem Flusse vermischt, so wird das Wasser desselben dadurch untauglich zum Trinken. Wir waren genöthigt, es von der Insel Marotte holen zu lassen. Die Eingebohrnen nehmen es aber nicht so genau, sondern graben sich acht bis zehn Fuß tiefe Brunnen in den Sand, und verhindern das Einstürzen derselben durch Stämme von alten Bäumen, oder Bretter. Diese Brunnen versiegen nie, allein das Wasser darin ist salzigt. Jedoch kann man sich desselben im Nothfall bedienen. Es giebt hier weder Krüge noch Töpfe, das Wasser darinn aufzubewahren. Zu Fort Dauphin bedient man sich zu diesem Ende der Kalebassen, und zu Foulpointe und Antongil der Bambusrohre.

Das Bambusrohr besteht aus ungleichen Gelenken, wovon aber keines über achtzehn Zoll lang ist. Zu Madagaskar hat es einen sehr geraden

Schuß. Es kömmt, wie unſer Spargel, gleich ſo dick, als es werden kann, aus der Erde hervor, ſo daß, wenn ein ſolches Bambusrohr, indem es zum Vorſchein kommt, drei Zoll unten dick iſt, nicht an Dicke zunimmt, wenn es auch dreißig bis vierzig Fuß hoch wird; eine Höhe, die es in weniger als ſechs Wochen erlangt. Man ſieht es merklich von einem Tage zum andern wachſen. Die Bambusröhre, worin man das Waſſer aufbewahret, werden alle zehn bis funfzehn Fuß lang abgehauen, und man ſtößt ihre Knoten bis auf den Endknoten durch, der zum Boden dient.

Die Eingebohrnen nehmen zum Waſſerſchöpfen aus ihren Brunnen das Ende von einem Bambusrohr, ungefähr einen Fuß lang, wodurch in der Mitte eine hölzerne Stange geſteckt wird, deren Länge der Tiefe des Brunnens angemeſſen iſt. Das Bambusrohr, das zum Waſſerbehälter dienen ſoll, wird auf eine hölzerne Gabel in einer bequemen Höhe gelegt, und das Waſſer, ſo wie man es ſchöpft, hineingegoſſen.

Ein zwölf Fuß langes Bambusrohr, das drei Zoll im Durchmeſſer hat, kann funfzehn bis zwanzig Franzöſiſche Pinten Waſſer halten. Das Waſſer bleibt ſehr gut darin, vorzüglich wenn ſie gut getrocknet ſind. Doch weiß ich nicht, ob das auch auf etliche Monate gilt. Auf jeden Fall könnte man dies Waſſer zuerſt verbrauchen, und wenn es auch nur fürs Vieh diente, ſo

könnte

könnte es doch für ein Schiff sehr vortheilhaft sein. Ausserdem hat es die Bequemlichkeit, daß sich diese Fässer von Bambusrohr vortreflich stauen lassen.

Das Schiff, der Batave, ging vor mir aus dem Meerbusen von Antongil nach Isle de France unter Segel. Da ihm Fässer fehlten, so nahm es in hundert und funfzig Bambusröhre mehr als fünf und zwanzig Fässer Wasser mit, womit es Isle de France bequem erreichen konnte.

Ich habe bei meinem Aufenthalte zu Antongil nicht bemerkt, daß die südliche Halbkugel kälter wäre, als die nördliche, wie einige Naturkundige behaupten wollen. Ich fand hier die nämlichen Grade der Hitze am Thermometer unter ähnlichen Umständen wie zu Pondichery, welches zwölf Grad nordwärts von der Linie liegt, so wie Antongil zwölf Grad südwärts davon entfernt ist. Ich hielt mich im November zu Antongil auf, in welchem Monate die Sonne beinahe durch den Scheitelpunkt ging, welches zu Pondichery während meines dortigen Aufenthalts im Mai ebenfalls geschah.

Die Hitze war zu Antongil während meines dortigen Aufenthalts ausserordentlich, und die große Hitze nahm doch nur erst ihren Anfang.

Ich hatte drei Thermometer von Herrn Michely bei mir, die ich schon oft erprobt hatte, und die bei einander gestellt immer den nämlichen

Grad der Wärme anzeigten. Ich stellte hier einen gegen Norden, so daß ihn der Südwind nicht berühren konnte, den andern sezte ich dem Südwinde aus, und beide hingen wenigstens fünf Fuß unter dem Erdboden, der hier ganz sandigt ist. Den dritten Thermometer grub ich einige Tage hindurch vier Zoll tief in den Sand ein, und ließ nachher wieder einige Tage die Kugel auf dem Sande liegen, so daß sie der Sonne und dem Südwinde ausgesezt war. Der Thermometer stieg, wenn er eingegraben war, nicht höher, als wie er auf dem Sande lag. Der Thermometer, der gegen Norden zu gestellt war, stieg zuweilen fünf bis neun Grad höher, als der, welcher dem Südwinde ausgesezt war. Dieser Unterschied zeigte sich deutlich, wenn man von einer Stelle, die dem Südwinde ausgesezt war, auf eine andre kam, die vor demselben Schuz hatte. Ich hatte eine Hütte, in welcher ich davor gesorgt hatte, dem Südwinde einen Durchzug zu verschaffen, in welchem ich auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte nur eine Hitze von fünf und zwanzig bis dreißig Grad ausgesezt war, die sich noch ertragen ließ. Allein kam ich auf eine Stelle, welche der Südwind nicht erreichen konnte, so war die Hitze oft so unerträglich, daß ich meine Hütte wieder suchen mußte. Ohne die Südwinde würde die Hitze eben so stark sein, als sie zu Pondichery beim Landwinde ist. Bei Tage wagt man

es

es kaum, sich blicken zu lassen, und die Nächte sind dagegen ziemlich kühl; indem der Unterschied zwischen der Tageshitze an zwanzig Grad beträgt.

Wir ließen in unserm Speisesaale sowohl den Fußboden als die Wände besprengen; allein ungeachtet dessen blieb ein Thermometer, den ich in demselben aufgestellt hatte, die ganze Mahlzeit über auf ein und dreißig Grad stehn.

Ich mußte, wenn ich die Sonnenhöhe nahm, äußerst gegen die Sonnenstiche auf meiner Hut sein, welche die Europäer unter diesem Himmelsstriche oft in weniger als zweimal vier und zwanzig Stunden hinraffen. Die Eingebohrnen sind an diese Hitze völlig gewohnt, so daß sie im brennenden Sande mit bloßem Kopfe und bloßen Füßen gehn.

Man hält den Meerbusen von Antongil schon seit langer Zeit für sehr ungesund. Flacourt sagt: "daß die Holländer ihn besuchten, um Reis und "Sklaven einzukaufen; daß sie hier eine Woh- "nung für zwölf Mann gehabt hätten, wovon "acht wegen der ungesunden Lage des Ortes "gestorben, und die übrigen wegen ihres Ueber- "muthes von den Eingebohrnen wären getödtet "worden.„

Wir sind jezt die einzigen, welche den Meerbusen von Antongil besuchen, und halten ihn auch für ungesund: Jedoch muß man hier zwei Jahrszeiten wie zu Foulpointe unterscheiden. Diese

waren an beiden Orten einander fast völlig gleich, aber dem ungeachtet wollten die meisten Sachkundigen lieber zu Antongil überwintern. Ich kann zwar aus eigner Erfahrung nicht hierüber entscheiden, allein Foulpointe scheint mir wegen der häufigen Moräste und stehenden Gewässer ungesunder zu sein. Die Landflüsse bei dem Meerbusen Antongil verursachen jedoch zu gewissen Zeiten auch dicke Nebel, vorzüglich wenn die schwachen Landwinde herrschen.

In den zwanzig Tagen, die ich mich hier aufhielt, bemerkte ich alle Morgen bis zu dem Augenblicke, da der Südwind anfing, vielen Nebel in den Oefnungen der Berge, und in den Thälern, durch welche die Flüsse und Bergwasser laufen. Um zehn Uhr waren diese Nebel völlig zerstreut, die sich ohnehin nie bis an die Spitze erstreckten, auf welcher wir unsre Niederlage hatten. Diese Nebel, die in den Flüssen und den Thälern aufsteigen, von welchen die Landwinde herwehen, sind vermuthlich auch an den kühlen Nächten Schuld.

Man kann hier seine Gesundheit durch die nämlichen Mittel erhalten, wie zu Foulpointe. Von hundert sechszig Mann, die wir am Bord des Silhouette hatten, war bei unsrer Abreise kein einziger krank.

Die Insel Marotte oder Marosse, welche die Eingebohrnen Moroy oder Rossi-manghabey nennen,

nennen, hat höchstens drittehalb Meilen im Umkreise. Ihre größte Länge erstreckt sich von N. nach S. und beträgt etwa achtzehnhundert und funfzehn Klafter. Vom nordlichen Vorgebirge der kleinen Bucht bis an das südliche Vorgebirge der großen Bucht macht die Entfernung sechszehnhundert und funfzig Klafter. Der gegenseitige Theil ist mir nicht bekannt.

Diese Insel besteht blos aus einem Berge, der von verschiednen kleinen Thälern und einigen reissenden Bergwassern durchschnitten ist. Sein Gipfel ist hundert und zwei und sechszig Fuß über der Meeresfläche erhaben. Er ist, so wie die ganze Insel, mit Bäumen, Gesträuchen, Lianen, u. s. w. bedeckt. Der südliche Theil ist ein Vorgebirge, aus welchem ein Berg wie ein Zuckerhut aufsteigt, und der hundert und eilf Klafter über dem Meere erhaben ist. Am Fuße desselben giebt es eine Bucht, in welcher jede Art von Schiffen sicher vor Anker liegen kann. Man empfindet weder Wind noch Wellenschlagen in derselben. Es giebt hier auch einen kleinen Bach. Hier hatte Herr de la Bourdonnaie sein Hospital und seine Seilerbahn.

Die südliche Spitze endigt sich mit einem großen Felsen, oder vielmehr einem Haufen von verschiednen Felsen, die hundert und funfzig Klafter weit ins Meer vorlaufen, und zwölf bis achtzehn Fuß über demselben erhaben sind. Man sieht ihn sehr

deutlich aus dem Dorfe Antsirak, wo wir unsre Niederlage hatten, ungeachtet dies Dorf eine große Seemeile davon entfernt ist. Ich bediente mich desselben, meinen Quadranten zu berichtigen. Die andre Bucht liegt nordwärts davon; ich nenne sie die kleine Bucht. Wenn man aus der großen Bucht dahin fahren will, so muß man sich vor zwei bis drei Felsen in acht nehmen, die fast mit dem Wasser gleich liegen, und die man ungefähr eine Kabeltaulänge seewärts von dem Vorgebirge antrift, welches die beiden Buchten trennt.

Das Ufer ist bei der kleinen Bucht fast ganz grade, und folglich macht diese Bucht fast gar keinen Bogen.

In der Mitte, oder vielmehr etwas auf der einen Seite in dieser Bucht, findet man zwei andre kleine Buchten im Sande bei einander. Man geht diesen Buchten gegen über in der halben Länge eines Ankertaues, oder noch näher an der Küste vor Anker.

Man kann hier mit vieler Bequemlichkeit Holz und Wasser einnehmen. In jeder Bucht giebt es einen Bach, allein man nimmt in der südlichen immer Wasser ein, welches hier vortreflich ist. Man kann sich keine angenehmere Lage für ein Schif denken, als bei dieser Insel, hauptsächlich bei Sonnenaufgange, wo man durch den wilden aber dennoch angenehmen Gesang einer Menge verschiedner Arten von Vögeln geweckt wird.

Die

Die immer grüne Insel, das ruhige Meer und der heitre Himmel gewähren dabei dem Auge den reizendsten Anblick.

Das Anlanden ist in diesen beiden Buchten nicht so leicht, als in der großen. Das Meer hat nämlich hier eine Art von Bewegung, die verhindert, daß man nicht immer gradezu ans Land gehn kann, wie dies in der großen Bucht geschieht.

Gegen den beiden Buchten über geht man auf zwölf Klafter Tiefe im schlammigten Grunde vor Anker, und liegt hier selbst vor einem Orkane den Winter über sehr sicher.

Die Insel Marotte ist mit ungeheuren Felsen umgeben, die ganze Insel scheint nach den Klüften zu urtheilen nur ein mit einer dicken Lage von vortreflicher Erde bedeckter Felsen zu sein. Das Holz wächst hier, wie man mir versichert hat, sehr schnell zu. In der südlichen Bucht giebt es einen Felsen mit einer Inschrift in lateinischen Buchstaben, wovon ich aber nicht mehr den Sinn heraus bringen konnte. Jedoch konnte man die Jahrszahl 1621 daran erkennen. Dieser Fels wird allmählich durch den Regen abgespült, ungeachtet er sehr hart und von Quarz zu sein schien.

Die Matrosen, welche nach dem Meerbusen von Antongil fahren, glauben, daß unter diesen Felsen ein Schatz verborgen ist. In diesem Wahne höhlten die unsrigen am Fuße desselben ein großes Loch aus, ohne etwas zu finden. Der

Sand am Strande des Meeres ist wirklicher weisser und röthlicher Sand.

Südwärts von der Insel Marotte giebt es verschiedne Inseln, welche die Eingebohrnen Rossi fani (Fledermausinseln) nennen, weil man wirklich eine Menge Fledermäuse von der Art hier findet, die man auch häufig auf Bourbon und Isle de France antrift.

Diese Inseln sind auch mit vortreflichen Austern angefüllt, die wir häufig aßen. Die Eingebohrnen versamleten sich dabei um uns her, und schienen darüber voller Verwunderung zu sein. Ich öfnete eine, und bot sie einem von ihnen an, der mir aber ratschi (schlecht) darauf antwortete, und sie zu essen weigerte. Wie ich sie hierauf verschluckte, so gaben sie ihre Verwunderung durch ein allgemeines Gelächter zu erkennen.

Es regnet oft auf der Insel Marotte, ohne daß sich der Regen auf den Theil des festen Landes erstreckte, wo wir unsre Niederlage hatten. In den funfzehn Tagen, die ich mich dort aufhielt, regnete es nur ein einzigesmal; und in vier ganzen Monaten war nicht so viel Regen gefallen, und dennoch hatten die Bäche auf der Insel Marotte Wasser in Ueberfluß.

Diese Bäche entspringen nicht auf dem höchsten Theile der Insel, sondern sie kommen etwa auf Zweidrittel der Höhe unter den Felsen hervor. Es würde daher sich nicht erklären lassen, wie

eine

eine so kleine Insel so viel Wasser in der Zeit der größten Dürre liefern könnte, wenn es hier nicht häufiger regnete. Da diese Insel der höchste Theil in der ganzen Gegend ist, so zieht sie auch die Dünste am meisten an, und es ging kein Tag hin, ohne daß man den Gipfel und selbst die obere Hälfte der Insel mit dickem Nebel und Wolken bedeckt sah. Die Nebel zertheilen sich aber gegen sieben, acht oder höchstens neun Uhr, und verschaffen den Bächen ihr Wasser, wozu im Winter auch die Stürme viel beitragen.

Sonst liefen die Schiffe gewöhnlich ostwärts von der Insel Marotte ein; allein da die östliche Durchfahrt fast immer unter dem Winde ist, so hält es sehr schwer, ganz hinein zu kommen, ohne sich bugsiren zu lassen. Ausserdem ergießen sich einige beträchtliche Flüsse in die östliche Durchfahrt, und verursachen Ströme in denselben. Beim Einlaufen in die westliche Durchfahrt hingegen hat man fast immer Wind genug, um bis auf den Ankerplaz zu gelangen, bei den Umsetzungen der Nord- und Nordostwinde ausgenommen. Das Auslaufen muß ebenfalls aus der westlichen Durchfahrt geschehn, weil man nur mit dem Landwinde unter Segel gehen kann, der aus N. W. nach N. O. wehet.

Man sieht aus meiner ganzen Beschreibung von Madagaskar, wie wichtig der Meerbusen von Antongil für eine Nation sein muß, die auf dieser

Insel

Insel eine dauerhafte Kolonie anlegen will. Dieser Meerbusen würde zum Hafen dienen. Man müßte nach Herrn Flacourts Rath die Insel befestigen, wo die Franzosen besser wohnen, und Zucker und Toback besser würden bauen können, als auf der Insel St. Marie.

Man würde an Lebensmitteln und Holz ausserordentliche Hülfsmittel finden, wie Herr de la Bourdonnaie, durch den dieser Meerbusen erst nach seinem wahren Werthe bekannt wurde, 1746 mit seinem zerstreuten Geschwader erfuhr.

Die Nähe der Spitze von Laree, von St. Marie und selbst von Foulpointe würden ein ganzes Geschwader in den Stand setzen, sich in weniger als vierzehn Tagen mit dem erforderlichen Rindfleische zu versehn. Der Fischfang und die Jagd sind ebenfalls sehr ergiebig, und Geflügel giebt es hier so viel, daß Herr de Laval beim Auslaufen über zwei tausend Stück auf die Reise mitnahm. Dieser Ueberfluß an Geflügel würde zur Erhaltung der Mannschaft nicht wenig beitragen, für deren Erhaltung man nicht zu besorgt sein kann.

Nach den Pirogen zu urtheilen, die man zu Antongil antrift, muß hier das Holz vortreflich und dem von Tamatave und Foulpoint weit vorzuziehn sein, wo es nur wenige und sehr kleine Pirogen giebt. Da das Holz zu Isle de France immer seltner wird, so könnte man es aus dem

Meer-

Meerbusen von Antongil ziehn, vorzüglich Krummholz und Knieholz, welches schon fast ganz fehlt.

Die Insel Marotte ist ausserordentlich fruchtbar, nach dem Holze zu urtheilen, womit sie bedeckt ist. Man hat mir versichert, daß man zu verschiednen malen auf Stellen alles Holz weggeschlagen hatte, daß man aber drei oder vier Jahre nachher diese Stellen gar nicht habe wiederfinden können. Mir kam dies fast unglaublich vor, da ich sah, daß das Holz auf Isle de France gar nicht wieder wuchs; allein sehr glaubwürdige Leute, vorzüglich Herr de Laval, der diesen Meerbusen verschiednemale bereist hatte, haben mich davon überzeugt. So viel ist gewiß, daß Herr de la Bourdonnaie 1746 bei der großen Bucht ein Dorf von Schwarzen antraf, wovon 1762 nicht die geringste Spur zu finden war, so sehr war alles schon wieder mit Holz überwachsen.

Da man die Gegend für sehr ungesund hält, so müßte man die Insel ganz von Holz entblößen, wodurch die Luft unstreitig viel reiner werden würde, und in kurzem würde man sich an das Klima so gut gewöhnen, wie die Eingebohrnen.

Wenn man hinter der Insel Marotte liegt, so kann man vom Feinde überfallen werden, da man die Schiffe, welche in den Meerbusen einlaufen, erst in der Weite eines Kanonenschusses entdeckt. Mann kann dieser kleinen Beschwerde dadurch abhelfen, daß man auf dem Gipfel der

Insel

Insel Schildwachen aussetzt, die alles was über dem Winde vorgeht, beobachten, und zeitig durch Signale Nachricht davon geben können. Herr de la Bourdonnaie beobachtete diese Vorsicht bei seinem Hiersein. Ausserdem könnte man die Insel mit wenigen Kosten befestigen, und gute Freibatterien (à borbette) darauf anlegen, die alle feindlichen Schiffe hinlänglich abhalten würden.

Achter Abschnitt.

Von den verschiednen Arten Einwohnern auf Madagaskar, und von den vermeintlichen Zwergen daselbst.

Ich habe eigentlich nur zweierlei Arten von Menschen auf Madagaskar bemerkt, die beide schwarz, und blos darin von einander unterschieden sind, daß die eine, wie die Negern von der Küste von Guinea oder Mozambike, sehr schwarz sind, und krauses wollichtes Haar haben. Diese Art ist im ganzen genommen stark und lebhaft. Die Schwarzen auf der Madagaskar gegen über liegenden Küste von Afrika sind jedoch noch fetter und stärker. Es geht bei diesen beiden benachbarten Arten Menschen so, wie bei den Muscheln, und vielleicht auch andern Thierarten; denn die nämliche Muschel ist zu Mozambike und längst der ganzen Küste weit größer, und hat weit lebhaftere Farben, als auf der östlichen Küste von Madagaskar. Die

Die zweite Art bewohnt die mittlern Gegenden der Insel, und hat mehr eine braungraue Farbe, und langes schlichtes Haar, welches geflochten wird, und weit unter den Schultern herabhängt. Diese Art hat auch keine platte Nase, sondern eine ziemlich europäische Gesichtsbildung. Ihre Frauen sind auch sehr schön. Doch hat diese Art einen schlanken Wuchs, und folglich nicht so viel Kräfte. Man schäzt sie zu Isle de France ihrer schwächlichen Gesundheit wegen auch nicht sehr, da sie ohnehin schon zu starken Arbeiten nicht so gut taugen, als die Kaffern, die sie aber an Wiz und Geschicklichkeit übertreffen. Diese Einwohner aus den mittlern Gegenden nennen sich Owes, und haben in ihrem Wesen und Gesichtszügen viel ähnliches mit den Egyptiern und Sinesen.

Zur Zeit des Herrn Flacourt gab es auch schon diese beiden Arten Menschen auf Madagaskar. Die Weißen theilten sich in drei Stämme, in Rohandrier (Fürsten), welche das Land beherrschten; in Anakandrier (Bastarten von Fürsten), die den ersten unterthan waren, und in Ondzatsi, die eine weit geringere Klasse von Leuten ausmachten, uud von Matrosen abstammen sollten, welche die Vorfahren der Rohandrier herüberführten.

Dieser lezte Stamm hatte ebenfalls eine röthliche Haut und lange Haare, wie die beiden übrigen Stämme.

Nach Hrn. Flacourt leiteten einige die Rohandrier von der Mutter des Muhammed, und andre hingegen von Ramini, einem Propheten, her, der zu Muhammeds Zeiten lebte. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie wenigstens Araber, denn die Amakandrier nannten sich auch Ontampassemaka (Leute aus dem Staube von Mekka), woher sie mit den Rohandrinen gekommen sein wollten. Diese leztern waren zu Fort Dauphin gewissermaßen unumschränkt, und herrschten über die Schwarzen, welche Herrn des Dorfes waren. Sie hatten ihre Herrschaft bis nach Matatanes ausgedehnt. Herr Flacourt erwähnt wieder andrer Weissen, die ebenfalls von Mekka kamen, unter diesen Rohandriern eine große Niederlage anrichteten, und blos ihre Frauen und Kinder leben ließen, denen sie Wiesen und Inseln anzubauen gaben.

Herr Flacourt spricht als Augenzeuge von diesem Stamme von Arabern, die sich damals vor ungefähr fünf und zwanzig bis dreißig Jahren der Rohandrier, deren Herrschaft ihnen zu schwer fiel, auf die erwähnte Art entledigten.

Diese Araber wurden, wie sie Herr Flacourt erzählten, in großen Kanoen auf Befehl des Kalifen von Mekka nach Madagaskar geschickt, um die dortigen Einwohner zu bekehren. Sie waren damals erst seit hundert und funfzig Jahren hinüber gekommen. Das Oberhaupt dieser Karavane

verhei-

verheirathete sich mit der Tochter eines Großen aus Matatanes, und seine Nachkommenschaft hatte sich zu Herrn Flacourts Zeiten sehr vermehrt. Sie lehrten arabisch lesen, und hielten Schulen in den Dörfern, welche von Knaben besucht wurden. Sie waren auch von etwas gelblichter Farbe, wie die Rohandrier. Noch jezt giebt es zu Matatanes öffentliche Schulen, worin arabisch schreiben und lesen gelehrt wird.

Sonst trifft man gegenwärtig weder Rohandrier, noch Anakandrier zu Fort Dauphin an, und wenn es überhaupt noch einige Spuren davon giebt, wie man behauptet, so müssen sie sich in den entfernten Gebirgen aufhalten. Sie werden von den Eingebohrnen allgemein verabscheuet. Diese Weissen lassen sich daher aus Furcht vor den Schwarzen gar nicht sehn, weil diese alles todtschlagen, was ihnen davon in die Hände fällt.

Der Ausdruck Rohandrier hat sich jedoch zu Fort Dauphin erhalten, und die Negern bedienen sich desselben unter einander und auch gegen die Europäer von Ansehn.

Es ist gar nicht unmöglich, daß die Owen von den Arabern würklich abstammen, da diese noch jezt nach der Westküste von Madagaskar handeln, und diese Handlung vermuthlich schon seit undenklichen Zeiten getrieben haben. Die Einwohner von St. Marie und der gegenüber liegenden Küste nannten sich schon zu Hrn. Flacourts Zeiten Zaffe

Hibram (Geschlecht des Abrahams) ein Name, den sie noch heut zu Tage führen.

Die Araber besitzen nordwärts von Madagaskar, und vom Kanal von Mozambike, die fruchtbare Insel Anschuan, die höchstens sechszig Meilen von Madagaskar entfernt sein kann. Ein Umstand, der meine Meinung zu beweisen scheint.

Aber giebt es auf Madagaskar auch Zwerge? Ich würde diese Frage für sehr überflüßig halten, zu beantworten, wenn ich nicht einige Zeit nach meiner Rükkehr nach Frankreich zu meiner großen Verwunderung einen Brief des Hrn. Commerson an Hrn. de la Lande gelesen hätte, der in ein Supplement zu den Reisen des Hrn. Bougainville (Neuschatel 1773.) eingerükt war.

Der Nahme Commerson, der mit Recht in Europa so berühmt ist, schien mir dem Wahne, daß es zu Madagaskar ein Volk von Zwergen gebe, so viel Glauben zu verschaffen, daß ich es für nöthig halte, dem Publikum seinen Irthum zu benehmen.

Ueberhaupt scheint Herr Commerson in seinem Briefe über Madagaskar zu viel Enthusiasmus zu verrathen, wenn er behauptet, daß ganze Akademien erfordert würden, um die Produkte dieser Insel zu untersuchen. Ich glaube es zwar, daß dieser unermüdete Mann auf seiner Reise um die Welt, so eilig sie auch war, fünf und zwanzig tausend Pflanzen hat einsammlen können; ich

glaube

glaube es gern, daß die gewöhnliche Größe der Patagonen, mit welchen er zwei ganze Stunden zugebracht hat, nicht über sechstehalb Fuß, und ihre äusserste Größe nicht über sechs Fuß vier Zoll (Pariser Maaß) beträgt, und daß, so ungewöhnlich diese Größe bei uns auch ist, es in Franche Comté, in der Schweiz und in Deutschland viele giebt, die sie erreichen; aber das werde ich Herr Commerson nie glauben, daß es auf Madagaskar ein Volk von Zwergen giebt.

"Meine Untersuchungen (sagt er S. 261) schränken sich nicht blos auf die Kräuterkunde ein, sondern ich habe mit der nämlichen Aufmerksamkeit die Bewohner dieses reichen Landes betrachtet.„ Dem ungeachtet geht er sie sehr flüchtig vorbei, und sezt hinzu, sie nahmen die Europäer immer gut auf, welche sie aber oft umbrachten.

Man sieht deutlich, daß Herr Commerson die Absicht hat, weitläuftiger über das Volk von Zwergen zu handeln. Er geht dabei auf die Patagonen zurük. S. 264. "Ich werde, sagt er, ein sehr ausserordentliches Volk beschreiben, welches die höchsten Gebirge auf Madagaskar bewohnt. Vermuthlich werde ich dadurch die Freunde des Wunderbaren wieder aussöhnen, die ich durch meine Beschreibung der Patagonen vermuthlich beleidigt habe, da ich die Größe dieser vermeintlichen Riesen, die ihre Entstehung

blos der erhizten Einbildungskraft der Dichter und Seeleute zu danken hatten, wieder auf sechs Fuß herabsezte. Ich habe selbst diese Patagonen gesehn, und mich unter mehr als hundert von ihnen befunden.„

"Er geht darauf zu den Zwergen auf Madagaskar über, und sagt S. 269. diese Halbmenschen bewohnen die hohen Gebirge im Innern der Insel, und machen ein beträchtliches Volk aus, welches Quimosse oder Kimos in der madagaskarischen Sprache genannt wird.„

Ich weiß nicht, ob die Eskimo in Nordamerika Hrn. Commerson Anlaß zu dieser Benennung gegeben haben, wenigstens ist es gewiß, daß es in der madagaskarischen Sprache kein solches Wort giebt. Mosse ist vielmehr ein portugisischer Ausdruck, welchen sie in Indien eingeführt haben, und von moça herkömmt, welches ein Dienstmädchen bedeutet.

Herr Commerson beschreibt die Sitten dieser Zwerge ziemlich genau, und macht sie eben so sonderbar, als ihre Personen. Sie sind nach ihm weit geistreicher, als die übrigen Madagaskarer, und besitzen doppelt so viel Muth und Thätigkeit. Sie hegen viel List und Schlauigkeit, wodurch sie bisher auch noch ihre Freiheit erhalten haben. Sie leben von Reis, von Gemüsen, von Wurzeln und verschiednen Früchten,

die

die auf ihren Gebirgen wachsen. Ochsen und Hammel haben sie ebenfalls im Ueberflusse.

Jedermann sollte daher glauben, daß diese Gebirge sehr fruchtbar wären, da Herr Commerson von allem als Augenzeuge zu sprechen scheint. Jedoch sagt er etwa zehn Seiten hernach, daß diese Gebirge dreizehn bis achtzehn hundert Klafter hoch sind, und daß auf ihren Gipfeln Fichten, Birken und andre aus der Klasse der Bäume zu niedern Sträuchen würden. Wo sollen denn die Quimos Ochsen und Hammel hernehmen, da sie sich in den Thälern nie sehn lassen, sondern nur die Gipfel der Berge bewohnen.

Herr Commerson hat diese Gebirge, so wie ich, nur in der Ferne gesehn, denn er scheint nicht viel weiter als ich, landeinwärts gekommen zu sein. Wahrscheinlich hat er sich mit den Antworten einiger Schwarzen begnügt, die vielleicht seine Fragen nicht vollkommen verstanden. Er schließt damit, daß die beständigen Sagen, und die auf Madagaskar von diesen Zwergen reden hören; ich habe sogar sechs ganze Jahre mich so wohl zu Madagaskar als auf Isle de France mitten unter Seefahrern, Kaufleuten und Dollmetschern aufgehalten, welche tief ins Land eingedrungen waren, und die Insel sehr gut kannten; ich habe ihnen viele Fragen über dies Volk von Zwergen vorgelegt, ohne daß ein einziger davon gehört hätte, welches doch hätte der Fall sein müssen,

die Sage so allgemein gewesen wäre, als Herr Commerson angiebt.

Er erwähnt einer quimosischen Frau, die er unter den Sklavinnen des Grafen Modave, ehemaligen Statthalters zu Fort-Dauphin sah, und welche etwa dreissig Jahr alt, und drei Fuß acht Zoll hoch war. Allein man sieht aus seiner Beschreibung, daß es nur eine Ausartung von der sonst so schönen Gattung von Menschen zu Fort-Dauphin war. Eine Erscheinung, die, so gewöhnlich sie auch in Frankreich sein mag, auf Madagaskar sehr selten ist. Ich muß noch anführen, daß der Brief des Hrn. Commerson vom 18 April 1771 ist. Ich reiste im nämlichen Jahre den 1sten April von Isle de France ab, wo ich Herr Commerson oft sah, ohne daß er dieser Zwerge jemahls erwähnt hätte. Dies beweist zwar nichts gegen das Dasein der Quimos, allein das Geheimniß mußte doch wenigstens sehr groß sein, da ich in den drei Monaten, die ich mich nach Herr Commersons lezten Reise nach Fort Dauphin auf Isle de France aufhielt, nie ein Wort davon gehört habe.

Ich habe ausserdem mit dem Grafen Modave, der eben von Fort Dauphin zurückkam, genauen Umgang gehabt, und mit ihm ist über diese Kolonie gesprochen, ohne daß er diese Quimos oder seine quimosische Schwarze genannt hätte.

Herr

Herr Commerſon ſucht endlich ſeine Meinung zu behaupten S. 273. "Drei bis vier Tagereiſen "von Fort Dauphin, faſt ganz am ſüdlichen "Ende von Madagaskar, zeigen die Einwohner "eine Menge kleiner Grabhügel, die von einer "Niederlage herrühren ſollen, welche die Quimos "hier von ihren Vorfahren erlitten.„ Ich weiß nicht, ob Herr Commerſon dieſe fabelhaften Gräber würklich ſelbſt geſehn hat, allein ohne dreißig bis vierzig Meilen weit zu reiſen, hätte er zu Itapere, zwei bis drei Meilen vom Fort Dauphin, etwas ähnliches ſehn können.

Die beſte Widerlegung der Erzählung des Hrn. Commerſons wird unſtreitig das ſein, was Herr Flacourt vor mehr als hundert Jahren von dieſer vermeintlichen Art von Menſchen ſagte: "Es wollten uns Leute glauben machen, daß es Rieſen und Zwerge gäbe, allein dies ſind Märchen, welche die Harafuſpieler erzählen. Ich habe nahe bei Itapere eine Menge aufgeſezte Steine geſehn, unter welchen Zwergen begraben ſein ſollten. Dieſe Zwerge hätten in groſſer Menge einen Einfall in das Land Anoſſi gethan, woraus ſie aber bis an den Fluß Itapere wären getrieben, und da ſie aus Mangel an Booten nicht hätten über denſelben kommen können, alle hier niedergehauen worden. Zum Zeichen des Sieges wurden dieſe Steine auf ihren Gräbern errichtet.„

Man sieht hieraus, daß Herr Commersons Erzählung von Zwergen blos eine aufgewärmte Geschichte ist, *) wovon der glaubwürdige Reisebeschreiber Flacourt mehr als hundert Jahr vor mir den Ungrund schon hinlänglich gezeigt hat.

Neunter Abschnitt.

Von den Sitten, Gewohnheiten und dem Genie der Einwohner auf der Ostküste von Madagaskar.

Wir haben zwar Madagaskar schon seit langen Zeiten besucht, allein ich weiß nicht, ob wir die Einwohner hinreichend haben kennen lernen; und dieser Mangel an Kenntniß ist vielleicht zum Theil Schuld daran, daß wir bisher noch keine dauerhafte Niederlassung auf dieser Insel haben anlegen können. Ich könnte viel vom Genie der Einwohner anführen, wenn ich alles erzählen wollte, was ich davon gehört habe.

Zu Fort Dauphin, Foulpointe, und am Meerbusen Antongil kommen sie in ihren Gebräuchen ziemlich mit einander überein. Zu Fort Dauphin sind sie weit träger, als zu Foulpointe, und daher ertragen sie das Joch, worin sie von den Großen erhalten werden, auch mit weit gröfserm Widerwillen. Die Buschklepperei (marronage) ist daher bei ihnen auch weit gewöhnlicher.

Zu

*) Büffon glaubte ihm diese Fabel. S. aber Hrn. Prof. Zimmermanns Geschichte der Menschen 1 Th. S. 74. (E.)

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil sind die Vorrathshäuser gewißermaßen offen. Die Eigenthümer bedürfen keines Schlosses, da niemand den Vorrath seines Nachbars anrührt. Als ich einmal beim Meerbusen Antongil auf dem großen Flusse in einem Kahne spazieren fuhr, ward ich eine Viertelmeile vom Dorfe, und einige Schritte vom linken Ufer dieses Flusses zwei Bäume gewahr, die mich durch ihr anmuthiges Grün reißten, ans Land zu steigen. Ein schmaler Fußsteig führte mich dahin, und wie ich denselben etwas weiter folgte, so kam ich auf eine kleine Glatte in dichtem Gehölze, und traf hier eine beträchtliche Vorrathshütte mit Reis, der noch im Stroh lag, und sie ward blos durch eine kleine geflochtene Thür verwahrt, an der kleine Zweige von Bäumen, womit sie zugebunden war, die Stelle des Schlosses vertraten. Es bedurfte auch keiner größern Sicherheit, da niemand sich daran vergreift, wenn auch die Eigenthümer weit davon entfernt sind, denn die Armen behelfen sich lieber mit Wurzeln, als daß sie zum Diebstahl schreiten sollten. Blos der Krieg berechtigt die Stärkeren, diese Magazine wegzunehmen, und eine Kleinigkeit ist hinreichend, einen Krieg zu erregen. Die Oberhäupter wissen daher auch immer Ursache zum Kriege zu finden, wenn ihnen Lebensmittel mangeln.

Unsre Güter sind bei den Einwohnern von Foulpointe eben so sicher. Ueberhaupt ist ein Bedienter aus den Eingebohrnen die beste Wache gegen Diebstahl.

Bei meiner Ankunft zu Foulpointe ließ Hr. de Laval gleich eine Hütte für mich, meine Sachen und Instrumente zurecht machen, und als ich eine Thür nebst einem Vorhängeschlosse wollte davor machen lassen, so versicherte er, daß es nicht nöthig wäre, und daß jedermann ohne Thüren schliefe. Ich schäme mich es zu sagen, daß man hier blos die Weißen fürchtet, und daß, wenn ein Diebstahl vorgeht, fast immer einer von der Mannschaft der Schiffe der Urheber davon ist.

Ein Schwarzer bot sich bei mir zum Dienstboten an, und ich nahm ihn auf Hrn. de Lavals Versicherung an. Er kam alle Morgen um fünf Uhr, brachte mein Zimmer in Ordnung, machte mein Bette, verrichtete andre Arbeiten, und brachte die Zeit bis zum Nachmittage vor meiner Thür zu. Er bat sich darauf Erlaubniß aus, in einem benachbarten Dorfe sein Mittagsessen zu sich zu nehmen, blieb höchstens eine halbe Stunde aus, und ging darauf nicht eher nach Hause, bis ich mich niedergelegt hatte, welches gemeiniglich nicht vor elf Uhr geschah. Er behalf sich mit einer Handvoll Reis, und sah dabei meiner Mahlzeit geruhig zu. Ohne Schloß war ich sicher gegen allen Diebstahl, denn mein Schwarzer ließ weder

Schwarze

Schwarze noch Europäer hinein, und beobachtete seinen Posten so gut, daß ich Morgens und Abends über eine halbe Meile weit spatzieren konnte, ohne wegen meiner Sachen unruhig sein zu dürfen.

Ich hatte oft, wenn ich die Sonne vor meiner Thür beobachtete, einen außerordentlichen Zusammenlauf von Schwarzen, die viel Erstaunen bezeigten, und viele Ehrfurcht für meine Instrumente zu hegen schienen. Vorzüglich erregte meine Penduluhr ihre Bewunderung, da sie diese Maschine nach ihrem Ausdrucke reden hörten, und laufen sahen.

Ich war unter diesen Leuten völlig ruhig; denn, wenn mein Bedienter sah, daß sie mir im Wege standen, so trieb er sie weg, welches ohne Murren an ihrer Seite geschah. Wie viele Gegenden giebt es nicht noch jezt in Frankreich, wo ich nicht so ruhig und vielleicht einem Steinregen ausgesezt gewesen wäre.

Ueberhaupt muß ich den Madagaskarern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie im Ganzen genommen gute Leute sind. Sie schienen zwar sehr mistrauisch zu sein, denn man muß ihnen ihre Waaren in dem Augenblicke bezahlen, daß sie solche ausliefern, aber es ist noch die Frage, ob dies Mistrauen ihnen natürlich, oder eine Folge davon ist, daß wir sie oft betrogen. Sonst haben sie viel Kopf, können sich gut verstellen, und sehr freundschaftlich thun. Diese leztere

Eigen-

Eigenschaften sind nun freilich sehr zu fürchten, allein man kann dennoch recht gut mit ihnen fertig werden, wenn man nur nicht dem Sisteme folgt, welches die Europäer durchgehends in den übrigen Welttheilen angenommen haben, indem sie mehr darauf ausgehen, die Eingebohrnen zu Sklaven zu machen, als Handlung mit ihnen zu treiben.

Ich muß hier einen Fall anführen, der den guten Karakter dieser Leute hinreichend beweiset. Ein kleines französisches Fahrzeug ward 1762 durch einen Windstoß von der Rhede von Fort Dauphin getrieben, und es war ihm schlechterdings nicht möglich, wieder dahin zu gelangen, sondern es mußte nach Foulpointe gehn. Zwei Mann von der Besatzung, die zu Fort Dauphin waren zurückgelassen worden, entschlossen sich den Weg dahin, ungeachtet der Entfernung von hundert und funfzig Meilen, anzutreten. Sie folgten dem Ufer des Meers, und lebten von der Gastfreiheit der Einwohner, da sie keine Lebensmittel bei sich hatten. Es giebt hier Stellen, wo man auf zwei Tagereisen kein Dorf antrifft, und auch hievon gaben ihnen die Einwohner Nachricht, und versahn sie mit Lebensmitteln. Einige Oberhäupter waren gar so gütig, sie bis an das nächste Dorf begleiten zu lassen. Kurz, diese beiden Leute legten den ganzen Weg unter einem wilden Volke zurück, ohne Lebensmittel und Wegweiser zu haben,

und

und fanden beides. Ich muß noch hinzufügen, daß sie zu Fort Dauphin alles wegen der schlimmen Begegnung zu befürchten hatten, die das Jahr vorher den Einwohnern widerfuhren, und von welchen ich Augenzeuge war, ohne sie verhindern zu können.

Ich bin oft in den Dörfern, welche ich besuchte, in die Hütten gegangen, und immer mit außerordentlicher Höflichkeit und Gastfreiheit aufgenommen worden. Sie haben zwar keinen andern Stuhl als die Erde, allein sie breiten gleich eine Matte aus, und legen ein hartes Küssen darauf. Man muß sich zu ihnen setzen, und wenn sie eben beim Essen sind, so bieten sie freundlich davon dar.

Ich kam einmal in eine Hütte, in welcher ich zehn bis zwölf Manns- und Frauenspersonen antraf. Man hieß mich willkommen, und nach einigen Minuten verschwanden alle, bis auf drei Frauenspersonen, die ohne Zweifel zurück blieben, um mir Gesellschaft zu leisten.

Mir scheint es sehr merkwürdig zu sein, daß man bei diesem Volke keine Spuren von Eifersucht antrift, ungeachtet es zur muhamedanischen Religion gehört. Die Frauen sind nicht eingekerkert, sondern haben alle mögliche Freiheit, und da sie die Europäer außerordentlich lieben, so bedienen sie sich dieser Freiheit in hohem Grade. Die Mütter bieten gern ihre Töchter den Fremden

an,

an, weil sie einigen Vortheil davon ziehn, und bloß aus dieser Habsucht denken sie nicht an die schlimmen Folgen ihres Umganges. Es ist sehr wahrscheinlich, daß längst der ganzen Küste, vorzüglich zu Foulpointe, St. Marie, und Antongil beide Geschlechter mit dem Keime der unglücklichsten Krankheit gebohren werden, die sie vieleicht den Europäern oder gar den Arabern zu danken haben. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Europäer neuen Zunder dahin bringen, und dafür ander Gift zurückschleppen. Man sieht daher, wie gefährlich der Umgang mit Frauenspersonen auf Madagaskar sein muß. Die große Hitze und einige Linderungsmittel aus Pflanzensäften machen den Eingebohrnen diese Krankheit erträglich, da hingegen die Europäer, indem sie ihr Klima verändern, und sich Europa nähern, dies Uebel im größern Maaße empfinden.

Ich kann nicht bestimmen, ob der Aussatz, der auf Madagaskar so häufig ist, nicht als eine Folge der erwähnten Krankheit angesehen werden kann. Ich habe Schwarze ganz damit besetzt gesehn, und andern waren Gesicht und Glieder davon verstümmelt. Auf den philipinischen Inseln gibt es ebenfalls Aussätzige, für welche so gar ein Hospital gebaut ist, in dem Theile von Indien hingegen, den ich besucht habe, müßen keine oder doch nur sehr wenige vorhanden sein, da ich sie nie habe nennen hören.

Bei

Bei meiner Ankunft zu Foulpoint 1763 blieb ich die ganze Zeit über, die man mit Errichtung unsers Dorfes zubrachte, am Bord des Schiffes, weil ich den Karakter der Einwohner noch nicht kannte. Jedoch bewog mich die Neugierde, einer Beschneidung mit beizuwohnen, ans Land zu kommen. Ich stieg den Abend vor der Zerimonie ans Land, um alle Zubereitungen dazu mit anzusehen. Die Wirthin sprach etwas französisch, und bat mich sehr, die Nacht in ihrer Hütte zuzubringen, welches ich aber nicht wagen wollte. Beim Nöthigen bediente sie sich des Ausdrucks: "Sie sollen in meiner Tochter Kammer schlafen,, Ihre Tochter, ein hübsches Mädchen von siebenzehn Jahren, die sich Vala-sara (gut Geld) nannte, kam auch gleich darauf zum Vorschein, aber alle ihre Reize waren nicht vermögend, mich zurückzuhalten.

Ueberhaupt sind die Einwohner leicht in Schrecken zu setzen. Der geringste Umstand erregt einen Lärmen, auf welchen gemeiniglich eine allgemeine Flucht erfolgt; und es wird viele Zeit und Behutsamkeit erfordert, ehe man sie bewegen kann, zurück zu kommen. Hr. de Laval und de la Fontaine suchten daher bei ihrem Handel auf Madagaskar allen Unfug zu verhüten, und erhielten dadurch den Vortheil, Isle de France immer hinreichend mit Lebensmitteln versehn zu können. Hr. de Laval verschafte so gar 1759

der

der ganzen Flotte des Herrn d'Aché, die aus elf Kriegsschiffen bestand, den benöthigten Vorrath.

Die Einwohner zu Foulpointe sind Betsemirak, (Leute die sich niemals trennen) und dies geht so weit, daß wenn einer von ihnen außer seinem Vaterlande stirbt, sein Leichnam zum Begräbniß geholt wird. Sie legen den Körper in einen länglichten Kasten von Holz, begraben ihn, und errichten über dem Grabe eine Hütte, und schlagen auf der Seite einen Pfahl ein, auf welchen ein Ochsenkopf gesteckt wird.

Zu Foulpointe begnügen sie sich mit dem Pfahle; sie bauen keine Hütte, weil wir die Unmenschlichkeit haben, sie zu zerstören, ein Umstand, wodurch wir ihre Herzen uns noch abgeneigter machen.

Die Dörfer, welche wir der Handlung wegen besuchten, sind eigentlich außer der Handlungszeit nicht bewohnt, sondern es bleiben alsdann nur wenige Leute darin zurück.

Zur Handlungszeit kommen die Schwarzen, die sich ins Land gezogen hatten, nach Foulpointe und Fort Dauphin zurück, wo alsdann alles im Ueberflusse zu haben ist. Aber hat man die geringste Streitigkeit mit einem von ihnen, so halten sich alle beleidigt, und gehn oft in einer Nacht davon. Alle Mittel sie zurück zu bringen sind vergeblich, und man sieht sich oft verlassen, ohne alle Lebensmittel, und ohne die Möglichkeit, sich

welche

welche zu verschaffen. Wenn man sie mit Gewalt zurückhalten will, so verschlimmert man das Uebel nur noch immer mehr, und macht sie sich noch mehr abspenstig.

Ich muß bei dieser Gelegenheit noch die Veranlassung unsers Krieges mit diesen guten Leuten zu Fort Dauphin anführen. Man hatte von Fort Dauphin eine ausserordentliche Menge Lebensmittel während des lezten Krieges gezogen, und es gab hier einen Ueberfluß von unsern Handlungsartikeln, und hauptsächlich von Piastern. 1761 erwartete man zu Isle de France, daß der Handel eben so einträglich sein würde, als er die vorhergehenden Jahre gewesen war. Wir gingen in der Hoffnung hin, eine völlige Ladung einzunehmen, welches uns aber sehr fehlschlug. Raimbu, der König dieser Gegend, war sonst gewohnt, aus der Mitte seines Gebietes während des Handels, der ganz in seinem Namen gepflogen ward, nach Fort Dauphin zu kommen, allein dismal blieb er aus, da er mit einem benachbarten kleinen Könige Krieg führte. Ausserdem hatte er noch einen Ueberfluß von Waaren, die er in den vorhergehenden Jahren eingetauscht hatte. Er versprach von Zeit zu Zeit zu kommen, womit wir so lange aufgehalten wurden, daß wir statt unser Fahrzeug zu beladen, kaum zu Fort Dauphin zu unsern eignem Unterhalte Lebensmittel genug hatten. Endlich drang man so stark in

ihn, daß er kam, und wir uns schmeichelten, mit ihm Handlung treiben zu können. Allein einiger Verdacht, und so gar ein dunkles Gerüchte, daß er nur vier und zwanzig Stunden bei uns bleiben würde, bewogen uns zu dem Entschlusse, ihn in Verhaft zu nehmen. Ich widersezte mich diesem Entschlusse aus allen Kräften, da ich ihn für sehr ungerecht und zugleich für sehr gefährlich hielt, da unsre ganze Mannschaft höchstens aus funfzig bestand. Ausserdem war er sehr schwer auszuführen, denn Maimbu hatte eine gute Bedeckung bei sich, und seine Hütte war wenigstens sechshundert Schritte vom Forte entlegen.

Sein Sohn Remas ward durch einen Zufall zum Opfer, denn wie er zu uns ins Fort kam, um uns zu benachrichtigen, daß sein Vater blos auf vier und zwanzig Stunden eine Reise vorhätte, und gewiß nachher wieder kommen würde, so bemächtigte man sich seiner, und legte ihn in Fesseln. Diese Feindseligkeit machte unter den Schwarzen, die ihn begleiteten, einen ausserordentlichen Lärm, und sie schienen die Absicht zu haben, ihn mit Gewalt zu befreien. Allein man ließ ihnen durch einen Dollmetscher sagen, daß man Remas mit einer Pistole, die man ihnen zeigte, niederschiessen würde, so bald sie die geringste Gewaltthätigkeit begiengen, und Remas befahl ihnen selbst, sich zu entfernen.

Maimbu,

Maimbu, der sich nur ungefähr sechshundert Schritt vom Forte mit mehr als tausend Mann befand, entfernte sich so bald er die Nachricht vom Verhafte seines Sohnes erfuhr, und mit ihm lief das ganze Dorf davon, so daß man in weniger als einer Viertelstunde keine Seele mehr darin antraf. In einer Entfernung von einer Meile machte der König mit seinen Leuten Halt, und fing an Unterhandlungen mit uns zu pflegen, welche endlich auf einen Frieden hinausliefen, in welchem er uns einen reichlichen Handel versprach. Unterdessen behielten wir seinen Sohn, dem sonst ganz gut begegnet wurde, nur daß er immer seine Fesseln tragen mußte. Endlich schickte man ihn gar an Bord der heiligen Barbara, wo er auf vierzehn Tage bleiben mußte. In dieser ganzen Zeit wurden fast gar keine Geschäfte zu Stande gebracht, sondern man hielt sich bei fruchtlosen Unterhandlungen auf. Endlich waren wir gezwungen, Remas auszuliefern, den sein Vater uns unbedingt überließ, da er wol wußte, daß wir ihn nicht als Sklave nach Isle de France führen durften. Wir sahen uns hierauf fast ganz verlassen, und gezwungen, aus Mangel an Lebensmitteln unter Segel zu gehn.

Anstatt uns bei unsrer Einschiffung zu stören, liessen sie uns nicht allein unsre Anstalten ruhig dazu machen, sondern sie waren sogar behülflich, Wasser einzunehmen, unsre Stückfässer an den

Strand zu wälzen, unsre Schaluppe, die wir ausbessern mußten, ans Land zu ziehen und wieder ins Wasser zu lassen. Zur Dankbarkeit bemächtigten wir uns fünf von diesen Schwarzen, als sie ihren Lohn abholen wollten, und nahmen sie mit nach Isle de France. Und demungeachtet wurden das Jahr darauf die vorhin erwähnten zwei zurückgebliebenen Franzosen auf alle mögliche Art unterstüzt. Jedoch schickte auch das folgende Jahr der Statthalter von Isle de France, der mit unserm Betragen sehr unzufrieden war, die fünf Schwarzen nach Madagaskar zurück.

Während dieser Unruhen ging ich sicher in der Gegend von Fort Dauphin spaziren, und hatte sogar Ruhe genug, den Plan davon aufzunehmen. Mein schwarzer Bediente hielt auch getreulich bei mir aus. Ein Oberhaupt des Dorfes, der Französisch verstand und gewöhnlich den Dollmetscher bei Maimbu und dessen Abgesandten abgab, und während der Handelszeit im Dorfe zu wohnen pflegte, besuchte mich in meiner Hütte. Er hatte zwei Sklaven bei sich, die einen großen Korb voll Austern von einer besondern Figur trugen, um welche ich ihn vor vierzehn Tagen angesprochen hatte, und wovon ich mehr als hundert nach Isle de France mitnahm.

Bei einer andern Begebenheit sprach ich mit eben diesem Schwarzen, der sich Mosa nannte, über die Franzosen, die ehmals Fort Dauphin

besassen,

besaſſen, allein vermuthlich müſſen die Ueberliefe-rungen bei dieſem Volke nur wenig bedeuten, da ſie ſich kaum noch der alten Weiſſen erinnern kön-nen. Moſa erzählte mir blos, er hätte von einem Schwarzen, der ſchon vor Alter blind war, gehört, daß er die Weiſſen zu Fort Dauphin geſehn hätte, und daß die Schwarzen aus Misvergnügen über ihren König dieſen verjagt und ſich den Weiſſen unterworfen hätten. Ihr König war darauf ſein Leben zu retten, nach Matatanes geflohn.

In der Folge der Zeit wären die Weiſſen ſehr ſchlimm geworden, und hätten die Schwarzen übel behandelt, daß dieſe ſich genöthigt geſehn hätten, ſie theils zu verjagen und theils umzu-bringen. Ihr König wäre darauf von Matata-nes zurückgekommen, und ſehr gut geweſen. Dieſe Ueberlieferung iſt aber ſo dunkel, daß man nicht beſtimmen kann, ob unter den Weiſſen die Franzoſen, oder die Rohandrier, deren Flacourt erwähnt, zu verſtehn ſind.

Der Krieg hielt verſchiedne andre Ober-häupter eben ſo wenig ab, mich aus Neugierde zu beſuchen, um meinen Quadranten oder Grigri (nach ihrem Ausdrucke) zu ſehn. Ueberhaupt ſchienen die Einwohner zu Fort Dauphin weit neugieriger zu ſein, als zu Foulpointe oder am Meerbuſen Antongil, welches vermuthlich von ihrem groſſen Aberglauben herrührte. Sie tra-gen an ihrem Halſe und in ihren Haaren eine

Menge kleiner Hölzchen, Gemsenhörner und Krokodilenzähne, denen sie große Eigenschaften zuschreiben. Diese Hörner und Zähne verzieren sie noch mit Glaswerk, und stecken kleine Stücke Fleisch und Fett hinein. Von Zeit zu Zeit nähren sie diese Grigri mit frischen Nahrungsmitteln, und glauben, daß sie sich dadurch gegen alle Arten von Zufällen sicher stellen können.

Es giebt unter den Schwarzen einige, die sich der Kunst, zu wahrsagen und zu zaubern, welches sie ebenfalls Grigri nennen, ordentlich widmen. Ich habe einen gesehn, dessen Grigri die übrigen sehr zu fürchten schienen. Er war ganz vom Kopfe bis an den Gürtel damit bedeckt. Ein Oberhaupt vom Lande erzählte mir, daß der König Moimbu nicht gewagt hätte, Krieg mit ihm anzufangen, weil seine Grigri nicht so gut gewesen wären, als die, welche er mir zeigte. Sie rühmen sich, Donner und Regen, widrige Winde und Stürme u. d. m. erregen zu können.

Sie äußerten eine große Verwunderung über meinem Quadranten, vorzüglich wenn ich ihn umdrehete, und wagten es nicht, ihn anzurühren. Ich sagte ihnen, es wäre mein Grigri, und vielleicht hätte ich vermöge desselben große Eroberungen machen können, da kein Volk leicht abergläubiger sein kann, als dieses.

Meine Sternwarte setzte mich bei ihnen in ein noch größers Ansehn. Ich hatte ein Viertel

des

des Dachs frei gelassen und bediente mich auf dieser Seite einer Art von fliegendem Dache, das ich nach Gefallen auflegen und wegnehmen konnte. Alle Schwarzen, die nach dem Forte kamen, besahen und bewunderten diese neue Bauart. Sie glaubten anfänglich, daß ich durch diese Oefnung in das Haus stiege, und ihre Bewunderung nahm merklich zu, als sie sahen, daß ich eine ordentliche Thür hatte, und diese Oefnung blos brauchte, um durch meinen Grigri den Himmel zu betrachten.

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil sind die Schwarzen nicht so abergläubig, als zu Fort Dauphin. Sie haben daher auch weniger Grigri, und essen alle Arten von Fleisch. Zu Fort Dauphin hingegen haben sie vor dem Schweinefleische einen Abscheu.

Neunter Abschnitt.

Fernere Beschreibung der Sitten der Madagaskarer, und verschiedne Vorfälle aus ihrer Geschichte.

In den Jahren, da die englischen Seeräuber in den indischen Meeren herumschwärmten, ließen sich einige von ihnen auf Madagaskar nieder, wo sie die Früchte ihrer Räubereien ungestraft genossen, und einige kleine Staaten bildeten, die den Bewohnern der Inseln lange fürchterlich blie-

ben. Ihre Nachkommen blieben nicht so mächtig, denn da sie sich nur mit schwarzen Frauen verheirathen konnten, so arteten sie almählig aus, und jezt giebt es so wenig Spuren davon, daß man sich hier ihrer nur noch nach sehr dunkeln Ueberlieferungen erinnert. Das englische, welches sonst auf dieser Seite von Madagaskar häufig gesprochen ward, ist jezt völlig unbekannt, und das französische dagegen eingeführt, welches von den Vornehmern und vorzüglich von den Frauenspersonen ziemlich gut gesprochen wird.

Ein Nachkomme von einem dieser Seeräuber war Tamsimilo, der unter allen die größte Rolle auf Madagaskar spielte. Schon 1722 war er sehr mächtig, nachdem er einige Seereisen nach Bombay und andern Plätzen auf der Küste Malabar gemacht hatte. Er hatte einen außerordentlichen Ehrgeiz und liebte den Krieg ungemein. Er hatte die europäische Art Krieg zu führen, gesehn, und soll sie mit ziemlichen Erfolge nachzuahmen gewußt haben. So viel ist gewiß, daß er sich den ganzen Meerbusen von Antongil, die Insel St. Maria, und den ganzen Theil von Madagaskar vom Ende des erwähnten Meerbusens bis an den Hafen von Tamatave, den er den Betanimenern wegnahm, unterwürfig machte. Er dehnte dabei seine Herrschaft funfzehn bis zwanzig Meilen landeinwärts aus.

Dieser

Dieſer ganze Strich ward vorher ſo wie Madagaskar überhaupt von einer Menge unabhängiger kleiner Fürſten beherrſcht. Tamſimilo zwang ſie, ihm Tribut zu bezahlen, und vertheidigte ſeine neuerwobne Herrſchaft tapfer gegen die Betanimener. Die Oberhäupter dieſes Volkes machten unter ſich eine Art von Republik aus, und das Volk ſelbſt wird für ſehr tapfer und kriegriſch gehalten. Ich habe zu Foulpointe eine kleine Viertelmeile vom Ufer ihr Lager geſehn, das auf einer Anhöhe ſehr gut gewählt war, da ſie Foulpointe daraus überſehn und ihre Feinde ſehr beunruhigen konnten.

Tamſimilo ſchien zwar in ſeiner Herrſchaft ſich völlig feſtgeſetzt zu haben, allein es gab doch zwei geheime Parteien gegen ihn. Er ſtarb 1751 ungefähr in ſeinem ſechzigſten Jahre von Ausſchweifungen im Trinken. Seine Frau und Verwandten glaubten, daß er vergiftet wäre, allein es war ein bloßer Verdacht. Ein Offizier, der ſich damals zu Foulpointe aufhielt, und von dem ich einige der erwähnten Umſtände erfuhr, erzählte mir die ganze Geſchichte: Tamſimilo hatte eine Beiſchläferin, welche die Engländer ihrer Schönheit wegen Rahel nannten. Dieſe Rahel hielt ſich an einen gewiſſen Laree, einer dem Tamſimilo untergeordneten Befehlshaber, der ebenfalls von den Seeräubern abſtammte, und von dem die Spitze von Laree den Namen hat.

Dieſer Laree ſtarb am Gifte, und da Rahel bei ihm wohnte, ſo fiel der Verdacht auf ſie, und ſeine Anverwandten wollten ſie zwingen, den Tanguin*) zu nehmen. Allein ſie flüchtete nach Feneriſſe zum Tamſimilo, und betheuerte ihre Unſchuld. Tamſimilo nahm ſie zwar in Schutz, allein ohne ſie vor ſich kommen zu laſſen. Bald darauf ward er krank, und ließ ſich nach Foulpointe bringen, welches acht Meilen ſüdwärts davon liegt, und wo ſich ſeine Frau aufhielt. Er ſtarb daſelbſt, und nun fiel der Verdacht der Vergiftung wieder auf Rahel, die wieder zu entfliehn ſuchte. Sie hatte einige Schwarze zu ihrem Vortheile einzunehmen gewußt, die auch würklich den Verſuch machten, ſie zu entführen, aber daran verhindert wurden. Man brachte ſie nach Foulpointe zurück, wo ſie Tanguin eſſen mußte, und davon ſtarb. Ihre Sklavin wollte ſich mit der Flucht retten, ward aber ebenfalls eingehohlt, nach Foulpointe gebracht, und von der Frau des Tamſimilo verurtheilt, in Stücken zerhauen zu werden. Die Franzoſen, welche ſich zu Foulpointe aufhielten, boten für dieſe Schwarze eine große Summe, um ihr das Leben zu retten, allein Mamediu (ſo hieß die

*) Tanguin ſoll eine Art von giftiger Birn ſein, deren man ſich bedient, um einen Miſſethäter von dem Verbrechen zu überzeugen, deſſen er ſich verdächtig gemacht hat. Südwärts von Foulpointe iſt die Feuerprobe eingeführt.

die Frau des Tamſimilo) ſchlug ſie aus, weil ſie nicht den Tod ihres Mannes verkaufen wollte, und die treue Sklavin, die vielleicht unſchuldig war, ward nach den wilden Sitten dieſes Volks den Manen des Verſtorbenen geopfert und in Stücken zerhauen. Noch nach ihrem Tode ward ihr Körper auf eine ſchändliche Art gemishandelt, und gänzlich verſtümmelt.

Tamſimilo war mit dem Könige der Soklarer, einem Volke auf der Weſtküſte von Madagaskar im Bündniſſe, der ihm zwei von ſeinen Töchtern zur Ehe gab, von welchen er verſchiedne Kinder hatte. Die vornehmſten darunter waren Belti, die auf Isle de France in der Stille lebten, und ein Sohn, der bei ſeiner Geburt Sanhare genannt wurde, welches in der Landesſprache Gott bedeutet.

Die Unterthanen, oder wenigſtens die Unterthanen des Tamſimilo hatten ſo eifrig einen Prinzen von ihm zu haben gewünſcht, daß ſie die Geburt des Sanhare mit allen möglichen Arten von Freudensbezeugugen feierten.

Sanhare war ungefähr ſechszehn Jahr alt, als ſein Vater ſtarb, und ſeine Schweſter Belti ein Paar Jahr älter. Nach Landesgebrauch iſt es nicht immer nothwendig, daß die Söhne ihren Vätern in der Regierung nachfolgen, und noch weniger können ſich die Töchter Rechnung darauf machen.

Da

Da es in diesen Staaten gar keine Grundgesetze giebt, so erhält der König blos seine Würde durch einmüthige Einwilligung der Oberhäupter, die oft einen Herrrn recht gut entbehren können. Zuweilen gelangt er auch wohl durch gewaltsame Anmaaßung dazu. So lange ein König lebt, wagen es die Oberhäupter nicht, sich gegen denselben aufzulehnen, aber sobald er stirbt, treten alle in ihren vorigen Stand der Unabhängigkeit zurück, wenn nicht der Sohn einen so mächtigen Anhang hat, daß er sich zum Nachfolger seines Vaters aufwerfen kann. Die Freunde des Sanhare unterstützten ihn zwar aus allen ihren Kräften, allein seine Feinde waren so mächtig, daß sie ihn zwangen, Foulpointe zu verlassen. Die beiden Faktionen, die sich bei Lebzeiten des Tamsimilo nicht unterstanden hatten, sich öffentlich zu zeigen, legten jezt die Maske ab, und die eine, die zu Foulpointe entstand, suchte sich des Sanhare und seiner Mutter zu versichern, welche aber nach Laree entflohn. Die andre hatte zu St. Marie ihren Sitz.

Kurze Zeit vor dem Tode des Tamsimilo hatten die Franzosen den Entwurf zu einer Niederlassung auf Madagaskar gemacht, und St. Marie, oder vielmehr eine kleine Koralleninsel, die ich im fünften Abschnitte beschrieben habe, dazu ausersehn. Ich zweifle daran, daß dieser Entwurf von der indischen Gesellschaft herrührte, da sie

Madagas-

Madagaskar nicht genau kennen konnte, allein dem sei wie ihm wolle, so konnte er nicht schlechter ausgedacht werden, indem man damit anfieng, womit man hätte beschließen sollen. Man legte mit großen Kosten beträchtliche Gebäude an, dazu die Steine von Isle de France gehohlt werden mußten. 1751 nahmen die Franzosen die Insel St. Marie in Besitz, die ihnen von Tamsimilo abgetreten ward. Man setzte einen Befehlshaber dahin, der oft Oberkaufmann zu Madagaskar gewesen war, und gab ihm einige Soldaten mit. Dieser Mann war bei Tamsimilo sehr beliebt, und konnte alles von ihm erlangen, was er wünschte.

Die Könige pflegen hier denen, welche sie so geachtet sehn wollen als sich selbst, ihren Stock oder ihre Pistolen zu geben. Mit diesen Ehrenzeichen kann man in dem ganzen Gebiete desselben ohne alle Bedeckung reisen. Jede Beleidigung würde als ein Verbrechen der beleidigten Majestät angesehn und vielleicht mit dem Tode bestraft werden. Der Befehlshaber von St. Marie hatte dieses Vorrechts sich oft bedient, und ward fast mehr gefürchtet, als Tamsimilo selbst. Vermuthlich that er dem Statthalter von Isle de France den Vorschlag, die schöne Pflanzstadt auf der Insel St. Marie anzulegen. Ausserdem betrug er sich in der Folge gegen die Einwohner sehr unvorsichtig und begegnete ihnen so hart, daß er von ihnen allgemein verabscheuet wurde.

Dieses

Dieſes unvernünftige Betragen koſtete ihn das Leben, denn er wurde von den aufgebrachten Schwarzen von St. Marie einen Monat nach Tamſimilos Abſterben ermordet. Die Hauptursache dazu war ſein Betragen gegen einen von den Oberhäuptern, der ſich weigerte, die erſten die beſten Flinten für die Lebensmittel anzunehmen, welche er geliefert hatte, ſondern ſie unter einer groſſen Menge ausſuchen wollte. Er ging in ſeiner Hitze ſo weit, daß er dieſen Indier ſogar mit ſeinem Stocke ſchlug. Einen andern von den Oberhäuptern, der ihn zur Rede ſtellen wollte, ſtieß er mit dem Stocke in die Herzgrube, daß er auf der Stelle Blut ſpie, und nachher davon ſtarb. Dieſe Gewaltthätigkeit verurſachte unter den Schwarzen einen großen Lärm, allein ſie gingen noch ruhig davon, und dachten von dieſem Augenblicke an auf Rache. Das Oberhaupt von St. Marie, ein Oheim des Verſtorbenen, ſchwor unter verſchiednen bei ihnen gewöhnlichen Feierlichkeiten, ſeinen Tod zu rächen, und er ſoll auch der erſte geweſen ſein, der dem Befehlshaber den erſten Schlag mit einer Axt gab. Dieſer Befehlshaber beging auſſerdem den Fehler, daß er gar nicht gegen die Indier auf ſeiner Hut war. Er hatte zwar nur dreißig Mann bei ſich, die aber zur Vertheidigung gegen die Indier hinreichend waren. Die übrigen Truppen, welche eine weit gröſſere Anzahl ausmachten, waren nach Foulpointe

pointe geschickt. Das Fort zu St. Marie war mit Kanonen besezt, und mit einem doppelten starken Pallisadenwerke umgeben, und um es einzunehmen, wären ebenfalls Kanonen erfordert worden, wenn nicht der Befehlshaber die Unbesonnenheit begangen hätte, nebst den Truppen seine Wohnung ausser dem Forte, aller Gegenvorstellungen seiner Freunde ungeachtet, aufzuschlagen. Er vernachläßigte dabei alle Vorsicht, und fuhr in seinem ungestümen Betragen gegen die Eingebohrnen fort, indem er sie wegen ihrer natürlichen Schwäche und Gutherzigkeit für unfähig hielt, irgend einen kühnen Streich auszuführen. Ausserdem verließ er sich auf die Freundschaft des Tamsimilo, der durchgehends sehr gefürchtet ward, aber durch seinen Tod der Sache auch eine ganz andre Gestalt gab.

Das Kommando, das wir zu Foulpointe hatten, nahm sich des Sanhare an, und bemächtigte sich des Anführers der dortigen Faktion, der auch nicht eher wieder losgelassen ward, als bis er versprach, sich zurück zu ziehn, und die Familie des Tamsimilo nicht weiter zu beunruhigen. Die Faktion zu St. Marie, die hiedurch wahrscheinlich in Furcht gesezt war, rührte sich nicht, und dachte vermuthlich blos darauf, sich an dem Befehlshaber wegen seiner schlechten Begegnung zu rächen.

Beltf,

Belti, die Schweſter des Sanhare, hielt ſich damahls zu St. Marie auf. Sie hielt es ſehr mit dem Befehlshaber, und gab ihm oft wegen ſeines Betragens heilſame Rathſchläge. Die Verſchwörung ward äuſſerſt geheim gehalten, allein Belti entdeckte demungeachtet etwas davon, und warnte den Befehlshaber von neuem, und rieth ihm zur Flucht, oder wenigſtens zu gröſſerer Wachſamkeit, allein ohne etwas bei ihm auszurichten. Als endlich Belti ſah, daß die Sache aufs äuſſerſte getrieben war, ſo hielt ſie für rathſam, ſich nach der gegenüberliegenden Küſte von Madagaskar zu begeben, um nicht mit in ſein Unglück verwickelt zu werden. Ich muß bei dieſer Gelegenheit noch anführen, daß die geheimſten Verſchwörungen auf Madagaskar noch immer durch die Frauensperſonen entdeckt und von ihnen auch wieder verrathen wurden.

Die Schwarzen pflegten des Morgens bei Sonnenaufgange in ihren Fahrzeugen Paradiesfeigenblätter, die ſie zum Dachdecken brauchen, zu bringen. An dem Tage, der zum Angrif beſtimmt war, hatten ſie ihre Flinten, Säbel und Aexte in den Bündeln verborgen, die ſie trugen. Sie ſtiegen ruhig aus ihren Fahrzeugen, und trugen ihre Bündel bis an das Fort, unter welchem ſie ſich unbemerkt bewafneten, und ſich in zwei Rotten theilten. Die eine ging gerade auf das Fort zu, tödtete die Schildwache, welche

sich ganz allein im Forte befand, bemächtigte sich der Stücke, und warf die Kugeln, und alles was dazu gehörte, ins Meer. Die andre ging auf den Befehlshaber los, der einige Flintenschüsse hörte, und aufstand, um zu sehn was es gäbe. Er traf die Schwarzen an der Thür an, wovon einer ihm mit der Axt an den Kopf schlug. Er fiel nieder, und ward indem er sich wieder aufzurichten bemühete, durch einen Flintenschuß getödtet, der zugleich seinen Frisör, einen Soldaten von der Besatzung, mit niederstürzte.

Jezt ward der Lärm allgemein, die Franzosen griffen zu den Waffen, und wollten sich zu spät durch die Kanonen in Sicherheit setzen. Die Schwarzen, welche sich hinter den Laveten verborgen hatten, tödteten oder verwundeten alle, die sich ihnen näherten, wodurch beide Theile nur noch mehr aufgebracht wurden. Bei aller Lebhaftigkeit des Gefechts riefen die Schwarzen, daß sie blos sich an dem Befehlshaber hätten rächen wollen, und jetzt gern Friede machen wollten.

Belti ward durch die widrigen Winde verhindert, Madagaskar zu erreichen, und war südwärts von der Insel Marie bei dem so genannten Durchschnitte geblieben. Sie hatte zwei Soldaten bei sich, die ihr der Befehlshaber zur Bedekkung mitgegeben hatte. Sie hörte hier die Kanonenschüsse, und da sie leicht die Ursache davon errathen konnte, kehrte sie gleich zurück, allein

bei ihrer Ankunft war das Uebel schon geschehn. Die Hitze unsrer Soldaten, womit sie die Schwarzen bis ins Gebüsch verfolgten, kostete viele das Leben, und die übrigen wurden gefährlich verwundet, so daß von dieser kleinen Besatzung fast niemand überblieb. Man sah augenscheinlich, daß die Schwarzen es blos auf den Befehlshaber angesehn hatten, denn sie thaten den Verwundeten, die ausser Stand gesezt waren, ihnen zu schaden, weiter nichts zu leide, sondern begnügten sich mit der Plünderung.

Die Schwarzen wollten zwar Belti nicht erlauben ans Land zu steigen, allein man verstattete ihr, alle todte und verwundete Franzosen mitzunehmen. Sie that dies und ging darauf zu ihrer Mutter nach Larere, wo sie sich der Verwundeten mit solcher Sorgfalt annahmen, daß kein einziger davon starb, ungeachtet einige sehr schwer verwundet waren. Zur Dankbarkeit ward Belti nach Isle de France geführt, um die Veranlassung dieser Verschwörung zu erfahren.

Es wurden darauf einige Schiffe abgeschickt, um den Tod der Franzosen zu rächen. Was für Grausamkeiten verübt wurden, kann ich nicht bestimmen, allein so viel ist gewiß, daß die Schwarzen von St. Marie diese Insel ganz verliessen, und 1762, zehn Jahre nachher, noch nicht wieder dahin gezogen waren, ungeachtet die Franzosen sie in dieser Zeit noch nicht wieder beunruhigt hatten.

Drei

Drei Jahre lang bekümmerten sich die Franzosen nicht weiter um die Insel St. Marie; allein 1754 nahmen sie dieselbe zufolge einer zweiten Schenkung, die Belti ihnen machte, von neuem in Besiz, und verliessen sie endlich aus vernünftigen Gründen 1761 zum lezten male.

Sanhare konnte sich unterdessen in seinen väterlichen Staaten nicht behaupten. Ein Dollmetscher, den man zu Madagaskar gelassen hatte, maaßte sich während der schlimmen Jahrszeit, da die Schiffe die Küste verlassen müssen, der Regierung an. Der Statthalter von Isle de France sezte zu viel Vertrauen in diesen Menschen, und daher konnte er drei Jahre lang den Sanhare unter dem Vorwande verfolgen, das Beste der Gesellschaft zu befördern. Denn es ging zu Madagaskar wie in Indien, wo man oft Fürsten unterstüzt oder bekriegt, weil es der Vortheil des Handels mit sich bringt, ohne dabei zu untersuchen, ob dieser Vortheil eingebildet oder gegründet ist, und ob er die Kriegskosten und den Verlust an Menschen ersezen kann, oder nicht.

1762 ward dieser Dollmetscher nach Isle de France zurückgerufen, und nun war Sanhare insgeheim darauf bedacht, sich Foulpointe wieder zu nähern, wo er nur einen schwachen Anhang hatte. Ausserdem schien er auch nicht sehr auf das Versprechen, daß sein Gegner nicht wieder nach Madagaskar kommen sollte, zu bauen.

1763 wurden wir endlich abgeschickt, ihn wieder einzusetzen. Die Sache schien gerecht zu sein, allein sie war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und verursachte uns manche Unruhe.

Hr. de Laval suchte drei Monathe hindurch die Einwohner zu Foulpointe, Maruahombè und den benachbarten Dörfern mit vieler Klugheit dazu vorzubereiten. Maruahombè, ein beträchtliches Dorf, das von verschiednen Oberhäuptern beherscht ward, machte ihm das meiste zu schaffen; jedoch kam er durch vieles Zureden, und viele Verheissungen mit den Oberhäuptern wenigstens dem Anscheine nach zu Stande. Ein andrer sehr mächtiger Anführer, der der Parthei des Sanhare am meisten das Gegengewicht hielt, machte sich auch anheischig, ihm den Eid der Treue zu schwören, so bald er angekommen sein würde, allein unter der Hand arbeitete er gegen ihn fort, und suchte seine Rückkehr, die wir auf den 22 oder 23sten October erwarteten, zu verzögern, indem er nur Zeit zu gewinnen suchte, weil er wußte, daß die schlimme Witterung uns vielleicht noch vor Ankunft des Sanhare von Madagaskar vertreiben würde.

Wenn man zu Madagaskar fünf bis sechs Monate zubringen will, so pflegt man um das Lager ein starkes Palisadenwerk zu ziehn, um sich dadurch völlig gegen alle Angriffe zu sichern. Wir thaten dis aber 1763 nicht, da unser Lager

weitläuftig

weitläuftig war, und schliefen in vollem Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Einwohner ganz ruhig. Herr de Laval wußte sich durch seine Leutseligkeit auch bei den Einwohnern so beliebt zu machen, und sie hatten sich an gewisse kleine Bedürfnisse, die sie nur von uns erhalten konnten, so gewöhnt, daß er die großen Kosten, welche ein Palisadenwerk verursacht haben würde, füglich ersparen zu können glaubte. Allein er sah nachher ein, daß er besser daran gethan haben würde, auf jede Art für seine Sicherheit zu sorgen.

Am 22 Oktober, grade den Tag vor der Rückkehr des Sanhare, kamen des Morgens einige Frauen zu uns, und brachten uns im Vertrauen die Nachricht, daß der Gegner des Sanhare sich drei Viertelmeilen von uns unter dem Vorwande gelagert hätte, sich den Sanhare zu unterwerfen; allein die Nacht würde er unsre Hütten anstecken, und sich der daraus entstehenden Unordnung zu Nutze machen, um uns alle zu ermorden. Wir erhielten noch eine zweite Nachricht, daß bei einer großen Versamlung, die zu Maruahombè gehalten ward, einige Oberhäupter gerathen hätten, uns vergiftetes Flügelwerk zu verkaufen, andre aber hätten es für den sichersten Weg gehalten, uns alle zu ermorden, weil sie dadurch allein die Rückkunft des Sanhare würden verhindern können. Zwei Oberhäupter hätten sich gegen diesen Entschluß gesezt, weil er

äuſſerſt ungerecht wäre, und die übrigen an die Rache erinnert, die wir zu St. Marie verübt hätten. Die übrigen hätten dagegen eingewandt, daß ſie ſich alsdann mit der Flucht auf die Gebirge würden retten können. Man beſchloß dieſe mit dem Zuſatze, daß die beiden Oberhäupter die übrigen zulezt dahin gebracht hätten, von ihrem Vorſatze abzuſtehn.

Herr de Laval kam dieſe Nachricht zwar unglaublich vor, allein ſeine Klugheit erlaubte ihm nicht, ſie zu vernachläßigen. Er ließ gleich achtzig tüchtige Matroſen ans Land kommen, und bewafnen, und zugleich zwei Kanonen ausſchiffen. Wir machten zuſammen hundert Mann aus, ein für Foulpointe fürchterliches Kor. An den Ecken ſezten wir Schildwachen und Pickete aus, welche die ganze Nacht hindurch von drei Offizieren, die alle zwei Stunden herumgingen, viſitirt wurden.

Während dieſer Vorkehrungen brachte ich, da ohnehin meine aſtronomiſchen Beobachtungen geendigt waren, alle meine Jurnale und Bücher an Bord. Ich hätte zwar auch zurückbleiben können, allein mein Zutrauen und meine Freundſchaft] für Hrn. de Laval erlaubten es mir nicht. Ich patrullirte ſogar die Nacht mit herum. Die beiden erſten Nächte erlaubte es mir Hr. de Laval, allein die dritte ließ er mich ruhig bis an den Morgen ſchlafen.

Als die Schwarzen von Maruahombè hörten, daß wir in guter Verfassung wären, so ergriffen sie ebenfalls die Waffen. Wir liessen des Abends um neun Uhr die Oberhäupter aus diesem und einigen andern Dörfern zu uns fordern, allein keiner erschien. Sie schickten nur einige treue Leute um Mitternacht ab, denen wir erklärten, daß wir uns blos zu unsrer Sicherheit bewafnet hätten, und nicht um ihnen Leid zuzufügen. Sie hingegen versicherten uns, daß alle Gerüchte falsch wären, und daß keiner im ganzen Lande es wagen würde, ein solches Unternehmen auszuführen. Allein wir waren demungeachtet die ganze übrige Nacht gut auf unsrer Hut.

Sanhare kam den folgenden Tag mit sechshundert Mann an, und alles unterwarf sich ihm wenigstens auf einen Augenblick.

Es war grade zwei Uhr Nachmittags, als die kleine Flotte zum Vorschein kam. Sie bestand aus mehr als vierzig großen und schönen Booten. Um fünf Uhr Abends waren sie insgesamt am Eingange des Kanals angelangt. Das Wetter war ungemein angenehm, und daher ward meine Einbildungskraft so rege, daß ich die Flotten der alten Griechen zu sehn glaubte, welche von den Dichtern so prächtig beschrieben wurden.

Sanhare befand sich in einem der kleinsten Fahrzeuge ganz allein an der Spitze der Flotte. Wir schickten ihm unser Boot entgegen, welches

er ohne alles Mistrauen bestieg. Seine Fahrzeuge umgaben ihn in dem nämlichen Augenblicke, um ihm dem Scheine nach zur Bedeckung zu dienen. Wir hatten unsre Flagge aufgesteckt, und begrüßten ihn mit sieben Kanonenschüssen, als er vorn bei unserm Fahrzeuge vorbei fuhr.

Wir gingen ihm an die Anlände entgegen, und sein ganzes Gefolge, welches aus achthundert Männern und Weibern bestand, stieg mit ihm ans Land. Seine Soldaten umgaben und begleiteten ihn bis zu Hrn. de Lavals Hütte, in welche wir ihn führten. Ein Theil seiner Leute folgte ihm dahin, der zweite Haufe blieb an der Thür stehn, der dritte umringte das Haus, und die übrigen schlugen das Lager am Ufer des Meeres nahe an einem kleinen Fluße etwa hundert Schritte von unserm Lager auf. Sie arbeiteten so fleißig, daß um acht Uhr schon alle Zelte fertig und schon Feuer zum Reiskochen angezündet waren. Ihre Zelte waren recht gut eingerichtet. An jedem Ende standen zwei Pfähle ins Kreuz, die mit einer Stange, welche oben übergelegt war, an einander befestigt und mit den Decken der Fahrzeuge überzogen wurden.

Sanhare speiste den Abend unter guter Bedeckung bei uns, die er auch die ersten drei Tage um sich behielt. Almählig fing er an, sie zu vermindern, und zulezt hatte er nur ein Paar seiner getreuesten Schwarzen bei sich, und einen

Sklaven,

Sklaven, der ihm seine Flinte nachtragen mußte. Er selbst trug bald einen Spieß, bald aber nur einen blossen Stock.

Am Abend des Tages, an welchem er ankam, gerieth unser Lager durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen in Brand, und würde ganz ein Raub der Flammen geworden sein, wenn nicht Sanhare uns mit seinen Leuten beim Löschen sehr behülflich gewesen wäre. Er schickte gleich hundert Mann nach Pasambole, um allen Ueberfall der Feinde zu verhüten, die übrigen mußten löschen helfen, und die Weiber, deren über zweihundert waren, Wasser in ihren Kalebassen und Bambusrohren zuschleppen.

Um das Plündern zu verhüten, welches eine gewöhnliche Folge von Feuersbrünsten zu sein pflegt, ließ Sanhare beständig einige Schwarze herumpatrulliren, die mit lauter Stimme rufen mußten: "Wer die Weißen bestiehlt, soll den morgenden Tag nicht sehn, sondern vor Sonnenaufgange mit Spießen getödtet werden„ Demungeachtet wurden viele Sachen vermißt, die theils von den Flammen verzehrt, theils auch vieleicht von Franzosen selbst gestohlen wurden; denn Sanhare brachte uns den folgenden Tag Stücke Silberzeug, welche seine Leute gefunden hatten.

Man kann aus allem diesen sehn, daß es eben nicht so schwer sein würde, eine Pflanzstadt auf Madagaskar anzulegen und zu behaupten, die

Holländer, deren Herrschaft gewiß weit strenger ist, haben sich mitten unter einem Volke niedergelassen, welches für das grausamste und treuloseste in ganz Indien gehalten wird. Und bei aller Strenge, womit die Holländer diesem Volke begegnen, ist mir kein Fall bekannt, da sie gewagt hätten, etwas gegen Batavia zu unternehmen, weil sie wohl einsahn, daß sie nichts gegen die Mauren dieser Stadt, und die Krokodile*) in den Gräben um dieselben ausrichten würden.

Das Zutrauen, welches die sonst so mißtrauische Madagaskarer in uns setzen, würde uns die Anlegung einer Pflanzstadt sehr erleichtern. Als uns in den lezten Jahren Waaren fehlten, die Madagaskarer zu bezahlen, stellten wir Wechsel auf die folgenden Jahre aus, die Schiffe segelten ab, und die Einwohner fiengen an, mit diesen Zetteln im Lande zu handeln, so daß sie über einen großen Strich von Madagaskar vertheilt wurden, oder auch lange in den Händen eines Einwohners blieben, der nach vier oder fünf Jahren erst bei Ankunft der Schiffe sich bezahlen ließ. Herr Laval, dem das begegnete, erzählte mir selbst diesen Umstand.

Ich

*) Die O. J. Gesellschaft läßt diese Krokodile mit Fleiß unterhalten, um das Ausreißen der Besatzung zu verhindern, die aus Zweitausend größtentheils fremden und gezwungenen Soldaten besteht.

Ich zweifle sehr, ob die Holländer diese Hülfsquelle bei den Javanern finden würden, wenigstens bin ich überzeugt, daß die Eingebohrnen zu Malakka sie gern Hungers sterben ließen, um sie los zu werden.

Zehnter Abschnitt.

Von den Waffen der Madagaskarer, ihrer Art zu kochen, ihren Blasebälgen und Webereien.

Die eigentlichen Waffen der Madagaskarer bestehn in einer Art Wurfspieße, die vier bis fünf Fuß lang sind. Sie haben auch Flinten, aber größtentheils nur um groß damit zu thun, indem sie dieselben nicht zu brauchen wissen. Sie sind dabei so furchtsam, daß sie eine Flinte beim Abfeuern gemeiniglich fallen lassen; und dieser Umstand sezt die Weißen bei ihnen in großes Ansehn. Ihre Wurfspieße verstehn sie dagegen weit besser zu brauchen, und treffen damit auf eine Weite von zwanzig Schritten mit großer Genauigkeit und Schnelligkeit.

Einige wenige giebt es jedoch unter ihnen, die mit Feuergewehr recht gut umzugehn wissen, und wir hatten immer einige davon in Diensten, die uns mit Wildprett versehn mußten. So feige die Schwarzen auf Madagaskar auch sind, so tapfer werden sie, wenn man sie nach unsern Pflanzstädten

ſtädten bringt. Sie müſſen nur gut angeführt und unterſtüzt werden, ſo gehn ſie muthig auf den Feind los, allein wenn man ſie den Angrif allein thun läßt, ſo kommen ſie bald in Unordnung. Hr. de la Bourdonnaie thaten ſie auf ſeinem Zuge gegen die Engländer gute Dienſte, und lernten mit den Kanonen ſehr gut umgehn.

Es ſchien mir ſehr merkwürdig, daß man auf Madagaskar gar keine Bogen und Pfeile kannte, die doch die gewöhnlichen Waffen aller wilden Völker, und ſo gar bei den Kaffern auf der Küſte von Mozambique eingeführt ſind, welche blos durch den Kanal von Madagaskar getrennt werden.

Das Eiſen an den Wurfſpießen am Meerbuſen Antongil iſt weit kleiner, als zu Fort Dauphin.

Die Madagaskarer eſſen ſehr gern Fleiſch, allein ſie müſſen ſich darin vorzüglich zu Fort Dauphin ſehr einſchränken, da blos der König und die Oberhäupter Hühner und Rindvieh ſchlachten dürfen, welches mir um ſo viel ſonderbarer vorkam, da die hieſigen Regenten würklich dem Vieh ſelbſt die Gurgel abſchnitten. Der gemeine Mann bekömmt blos Fleiſch, wenn ihm dieſe, oder die Europäer etwas abgeben.

Zu Flacourts Zeiten hatten die Rohandrier allein das Vorrecht zu ſchlachten, und dies war vermuthlich der Grund, warum die Oberhäupter der Schwarzen es ſich nach Vertilgung dieſes

Volks

Volks anmaaßten. Die Art, wie die Vornehmen ihr Fleisch zubereiten, ist mir unbekannt, allein das gemeine Volk hauet den Ochsen in kleine Stücke, worauf das Fell sitzen bleibt. Diese Stücke werden an einem hölzernen Bratspieß befestigt, welches schief gegen das Feuer zu in die Erde gesteckt, und von Zeit zu Zeit etwas umgedreht wird. Wenn es gar ist, so essen sie es nebst der ganzen Haut auf. Sie wissen die kleinesten Stücke mit vieler Geschicklichkeit unter sich zu theilen, und wenn noch jemand dazu kömmt, ehe sie alles aufgegessen haben, so theilen sie auch noch mit diesem das Uebrige.

Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil wird das Volk nicht so sklavisch gehalten, denn hier hat jeder wenigstens das Recht, seine eignen Hühner zu schlachten. Sie machen recht schöne Frikassee daraus, die sie Ro nennen, und wovon ich oft mit Vergnügen gegessen habe. Sie schneiden das Huhn in Stücke, lassen es mit Wasser, Salz, dem Saamen oder Blatte von Ravend-sara, einer vortreflichen Art von Gewürze kochen, bis das Fleisch mürbe und die Brühe dick und fett wird. Zugleich kochen sie dicken Reis, und wenn auch dieser fertig ist, werden Blätter vom Paradiesfeigenbaume, die über eine Elle lang, glatt und schön sind, statt des Tischtuchs auf den Boden gelegt. Auf der einen Seite desselben legt man ein Stück Geflügel, auf der andern den dicken

Reis,

Reis, und sezt sich um dasselbe herum. Die Frauen, welche hier das Amt des Vorlegens haben, falten Stücke von der nämlichen Art Blätter sehr geschickt zusammen, und machen einen tiefen Löffel daraus. Ein jeder bekömmt einen solchen Löffel, den er gut in Acht nehmen muß. Mit diesem Löffel nimmt man sich den Reis, mit der andern Hand (denn Gabeln giebt es hier nicht) ein Stück vom Huhne. Eine Frau füllt mit einem ähnlichen Löffel Fleischbrühe auf, und gießt sie in den Reislöffel, und so ißt man eine Art von Reissuppe in Hühnerbrühe. Bei der Mahlzeit wird nicht getrunken, aber in dem Topfe, worin der Reis gekocht worden, und in welchem sich eine dicke Rinde anzusetzen pflegt, wird unterdessen Wasser gekocht, welches man nach der Mahlzeit trinkt. Die Einwohner nennen dies Reiswasser, Ranu Pange, und halten es für sehr gesund. Mir kam es sehr unschmackhaft und unangenehm vor.

Die Schwarzen auf Madagaskar sind, wie ich schon erwähnt habe, sehr geschickt. Sie schmelzen Eisen und Silber, welches leztere sie auch zu schlagen, und Draht daraus zu ziehn wissen, wozu sie es vorher in kleinen irdenen Töpfen schmelzen. Ihre Blasebälge sind ungemein einfach. Sie nehmen zwei Stämme, und machen zwei Walzen daraus, die ungefähr einen Fuß im Durchmesser halten, und viertehalb Fuß lang sind. Diese

beiden

beiden Walzen sind von einem Ende bis zum andern hohl, so daß blos an dem einen Ende ein Boden sitzen bleibt, von welchem auf der Seite der Walze ein Loch gemacht wird. Diese beiden Walzen sehn also zwei Pumpenpfosten sehr ähnlich, und werden durch eine Fuge, die der Länge nach angebracht ist, an einander befestigt. Zwei eiserne, die ungefähr einen Fuß lang und einen Zoll dick sind, ragen unten an jeder Walze aus dem Seitenloche hervor, und stehn an dem andern Ende in einen großen Stein, in welchem zu dem Ende ein Loch ausgehöhlt ist.

In jeder Pumpe ist ein Stempel mit einem eisernen Ringe am Ende angebracht, die ein Schwarzer mit den Händen eins ums andre auszieht und einstößt. Diese sonderbaren Blasebälge geben sehr viel Wind.

Es wird zu Foulpointe eine Art Zeug aus Baumrinde gemacht, die man Pagne nennt, und zur Kleidung dient. Es giebt sehr feine darunter, und sie fanden auf Isle de France zu meiner Zeit starken Abgang. Die Mannspersonen lassen sich Kleider und die Frauenspersonen Unterröcke daraus machen. Die Schwarzen zu Madagaskar verstanden so gar die Kunst, gestreifte und bunte Zeuge von dieser Art zu machen. Nur ist es Schade, daß dies Zeug leicht krimpt und bricht, Ein Stück davon ist vier bis fünf Ellen lang und drei Viertel Ellen breit, und galt damals auf

Madagas-

Madagaskar drei Piaſter, oder fünftehalb Thaler. Die Piaſter waren aber damals ſo hoch im Kurſe, daß drei faſt ſechszig Livres Tournois galten, ſo daß ein Kleid von Pagne, das Macherlohn eingerechnet, auf Isle de France aus der erſten Hand an hundert Livres zu ſtehn kam. Kaufte man aber das Zeug auf Isle de France, ſo koſtete ein ganzes Kleid auf hundert und funfzig Livres. Ein ſolches Kleid währte drei Wochen oder höchſtens einen Monath, und dabei blieb es nur die erſten ſieben bis acht Tage rein. Der große Mangel an Tuch, der damals auf Isle de France herrſchte, zwang uns, unſre Zuflucht zu dieſem Zeuge zu nehmen.

Die Pagnen wurden auf einem beweglichen Weberſtuhl gemacht, der alle Morgen unter einem Schoppendach aufgeſtellt ward, das gegen die Sonnenſtrahlen ſchüzte. Des Abends werden ſie losgeſpannt, und jeder Weber nimmt ſeinen mit nach ſeiner Hütte. Die Frauensleute beſchäftigen ſich blos mit dem Weben dieſer Zeuge.

Dieſer Weberſtuhl iſt dem zu Pondichery ſehr ähnlich. Die Träger deſſelben beſtehn aus Bambuslatten, welche auf kleinen Pfälen ruhn, die in die Erde geſteckt werden. Alle Fäden des Aufzuges ſind an einem Ende des Weberſtuhls feſt an ein Querholz von Bambusrohr gebunden, das an den Latten befeſtigt iſt, und ruhen in ihrer

ganzen

ganzen Länge auf ähnlichen Querhölzern, die in gewiſſen Zwiſchenräumen auf den nämlichen Latten ruhn.

Statt des Schiffes bedienen ſie ſich eine Art hölzernen Nadel oder Pfeiles, die funfzehn bis achtzehn Zoll lang, und einen Finger dick iſt. Dieſe Nadel iſt ausgefugt, damit der Einſchlag um dieſelbe gewickelt werden kann. Ehe ſie dieſe Nadel durch den Auftrag ſtoßen, wickeln ſie einige Spannen von dem Einſchlage los; wenn darauf der Faden und die Nadel durchgebracht ſind, zieht der Weber ihn etwas an, unterſucht ihn auf beiden Seiten, und bringt ihn, wenn etwas daran fehlt, in Ordnung. Hierauf nimmt er ein Linial, das ungefähr eine Elle lang und platt wie eine Säbelklinge iſt. Dieſes Linial vertritt die Stelle des Blattes, um den Zuſchlag zu ſchließen. Sie führen dies Linial auf jeder Seite mit beiden Händen, und ziehn es immer rechts heraus. Nachher legen ſie es mit einem Ende auf eine Querſtange, die bei ihnen liegt, und mit dem andern Ende auf das Zeug, damit ſie es immer bei der Hand haben.

Der Weber ſezt ſich auf einen niedrigen Schemel, und wickelt, ſo wie er fortarbeitet, den Zeug um ein viereckigtes Stück Holz, welches mit dem Bruſtholze unſer Weber überein kommt. An jedem Ende dieſes Stückes iſt ein Loch befindlich,

worin zwei ſtarke am Ende mit Eiſen beſchlagene Pfähle paſſen, die immer ſtehn bleiben.

Der nämliche Faden, woraus das Zeug gemacht wird, dient ihnen ebenfalls zur Verfertigung des Kammes, wobei aber eine außerordentliche Geduld erfordert wird. Eben ſo mühſam iſt das Zetteln und Ausfüllen des Zeuges. Denn dieſe Faden, die aus einem Baume, den ſie Raffia nennen, und der zu den Aloearten gehört, gemacht werden, ſind höchſtens eine Elle lang, und daher muß man ſie an den Enden an einander knüpfen, welches ſie ſo geſchickt zu thun wiſſen, daß von den hundert tauſend Knoten, die in einem Stücke ſind, kein einziger zum Vorſchein kömmt. So wie ſie dieſe Fäden an einander knüpfen, machen ſie große Knäuel daraus, um ſie deſto bequemer beim Weben brauchen zu können. Aus dieſen Zeugen werden die Kleidungen der Eingebohrnen gemacht, die Kleider der Oberhäupter ausgenommen, welche ſich das Zeug dazu von der Weſtküſte kommen laſſen, wo es aus einheimiſcher Seide gemacht wird. An beiden Enden ſind dieſe lezteren Zeuge mit großen Saamen von einer Art Spinat beſezt, die an Franſchen von Glaswerk hängen. Dies prächtige Kleid tragen ſie aber nur an Feſttagen; ſo zogen ſie z. B. wenn wir ſie beſuchten, ihre Kleider von Rinde aus, und dafür die von Seide an, um uns deſto anſtändiger empfangen zu können.

Man

Man sieht leicht ein, daß nach meiner Beschreibung, die Weberei sehr langsam hier von statten gehn muß. Sie bringen auch würklich bei einer Pagne von vier bis fünf Ellen, vier bis sechs Wochen zu, allein dies kann bei einem Volke, das von Natur träge ist, und nur wenig Bedürfnisse hat, auch ganz bequem geschehn.

Seit unsern häufigen Reisen nach Foulpointe tragen die Frauensleute wenig andre Zeuge, als die wir ihnen aus Indien bringen. Die meisten tragen blaue Zeuge, einige so gar gemahlte schöne Zitze, wobei sie aber den Schnitt ihrer alten Kleidung immer beibehalten.

Ihre Häuser oder Hütten sind sehr niedlich und reinlich, vorzüglich am Meerbusen Antongil. Sie decken sie mit Blättern vom Paradiesfeigenbaume, und machen aus den Rippen und Stengeln dieses Blattes, die dicht an einander gelegt und an Latten befestigt werden, die Wände ihrer Hütte.

Das Zimmerwerk besteht aus groſsen Pfählen, die in die Erde gesteckt, und an welche die aus den Stengeln geflochtene Hürden befestigt werden. Das Dach wird auf die nämliche Art gemacht, nur bleiben an den Blättern die dazu dienen, die Rippen und Stengel sitzen. Dies ganze Gebäude hat ziemliche Festigkeit. Man muß in diese Häuser hinaufsteigen, indem der Fußboden gemeiniglich einen bis zwei Fuß über der Erde

erhaben ist. Der Fußboden besteht aus starken Hürden von Bambusrohr, und wird mit Matten belegt, welche gegen die Feuchtigkeit des Bodens nothwendig sind. Ich konnte mir einen solchen beweglichen Fußboden wegen meines Quadranten nicht machen lassen, und mir war er auch eben nicht nothwendig, da wir uns zu Antongil in der guten Jahrszeit aufhielten, und unsre Hütten auf trocknem Sande aufgeschlagen hatten.

Ein Haus kann in wenig Zeit gebaut werden. Will man ein ganz neues bauen, so sucht man sich in einem Dorfe das beste Haus aus, kauft es, und läßt es durch sieben bis acht Schwarze abnehmen, die es in weniger als zwei Stunden an einer andern Stelle wieder aufrichten. Wir ließen die Wände inwendig mit Matten ausschlagen.

Ich wohnte nach hiesiger Landesart immer sehr bequem und prächtig. Zu Fort Dauphin kostete ein solches Haus höchstens achtehalb Pfund Schießpulver. Zu Foulpointe und am Meerbusen Antongil konnte man es für ein schlechtes Schießgewehr bekommen, welches diese Leute schon als einen großen Schatz ansehn.

Elfter Abschnitt.

Von der Kleidung und dem Karakter der Madagaskarer.

Zu Fort Dauphin tragen die Frauensleute eine außerordentliche Menge Flechten auf dem Kopfe,

Kopfe, die höchstens die Dicke eines Federkieles haben. An jeder Flechte wird ein Knoten gemacht, und das Ganze oben auf dem Kopfe rund und ordentlich zusammengelegt. Zwischen diese Knoten legen sie kleine Kränze von Glaswerk, welches sie von uns bekommen.

Foulpointe und der Meerbusen Antongil sind so weit von Fort Dauphin entfernt, daß die Einwohner nicht viel Umgang mit einander haben können, und daher sind ihre Sitten auch etwas von einander verschieden. So ist der Kopfpuz der Frauen zu Foulpointe und Antongil weit hübscher und künstlicher. Sie machen Piramiden oder große Flügel, die sie mit langen ebenholzenen Nadeln befestigen. Vorzüglich schmieren sie ihr Haar mit einem Oele, welches vermuthlich Kastoröl ist. Ich habe einige gesehn, welche ein hohes Gebäude von fremden Haaren, aber ohne Locken aufgethürmt trugen.

Es scheint unglaublich zu sein, daß es wirklich zu Foulpointe Frauen gibt, die fast einen ganzen Tag mit ihrer Frisur zubringen, die aber auch völlig einen Monat aushalten, wozu ihr von Natur krauses Haar auch viel beiträgt. Man findet auch Frauenspersonen, die eigentlich vom Frisiren Gewerbe machen. Zu Fort Dauphin waren der König und sein ganzer Hofstaat von beiderlei Geschlecht bei meiner Ankunft in Trauer, da sein Vater eben gestorben war. Sie hatten

alle ihr Haar abgeschnitten, und die Trauer hielt so lange an, bis das Haar wieder lang genug geworden war, um es einflechten zu können. Zu Fort Dauphin frisiren die Mannspersonen sich wie die Frauensleute. Sonst aber gehn sie ganz nackt, und tragen blos einen schmahlen Streif um den Leib, der ungefähr wie der Gürtel an einem Paar Hosen beschaffen ist. Hinten an diesem Gürtel wird ein zweiter Streif befestigt, den sie zwischen den Lenden durch ziehn, und vorn wieder an den ersten anheften. Diese Kleidung ist sehr bequem, und deckt ihre gröβte Blöβe, welches auch bei einem Volke hinreichend ist, das wie die Hebräer keinen schmutzigen Ausdruck in seiner Sprache hat. In der kältesten Jahrszeit hüllen sie sich in ein Stück Pagne ein.

Die Ursache des gröβern Luxus und der grössern Koketterie zu Foulpointe ist vermuthlich darin zu suchen, daß dieser Ort mehr von den Franzosen besucht, und auch mehr Handlung daselbst getrieben wird.

Die Frauensleute kauen ein sehr übel riechendes Kraut, das die Lippen, das Zahnfleisch und die Zähne während des Kauens schwarz macht, aber sonst zu ihrer Erhaltung viel beiträgt. Sie haben auch wirklich sehr schöne und weisse Zähne, aber dafür ist ihr Athem auch wieder sehr unangenehm, wenn sie eben von dem Kraute gekaut haben. Ihnen selbst ist dieser Geruch durch Gewohnheit

wohnheit erträglich geworden. Zu Fort Dauphin bedienen sie sich dieses Krautes nur wenig, und waschen sich jedesmal den Mund gut aus, weil sie wissen, daß uns dieser Geruch unangenehm ist.

Ueberhaupt sehen die Frauensleute sehr auf Reinlichkeit an ihrem Körper, und baden sich des Tages einige mal in der See, in Flüssen oder Teichen. Eben dis thun sie gewiß jedesmal, wenn sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt haben. Um ihre Kleidung hingegen bekümmern sie sich nur wenig und waschen sie auch nur sehr selten.

Sie rauchen eben so gut als die Mannspersonen und leihen sich ihre Pfeiffen eins ums andre. Wein trinken sie nicht, aber vom Brantewein sind sie große Liebhaberinnen, und lassen es sich gefallen, wenn man ihnen ein großes Glas voll anbietet.

Ihre Kleidung besteht aus dem Saimbu, einem Stücke Zeug, welches sie sich um den Leib vom Busen bis an das Knie schlagen; und aus dem Kanesu, einer Art Hemde, das aber nur den halben Busen und die Schultern bedekt. Zu Fort Dauphin, wo das Hemd Akarse genannt wird, tragen es nur die bejahrten Frauen.

Sie schätzen unsre Glasperlen sehr, und setzen auf ein Geschenk von dieser Art einen großen Wehrt. Sie tragen sie an den Handgelenken, an den Armen, den Beinen, und den Hals und den Kopf, und in den Haaren.

Ausserdem tragen sie zu Madagaskar auch große Armbänder, die sie nach Gefallen abziehn können. Sie tragen sie von Kupfer oder Silber, nachdem sie bemittelt sind, und drei an jedem Arme. Alle sechs wiegen ungefähr acht Loth.

Das Geld, welches sie von uns bekommen, dient ihnen vorzüglich zu diesem Behufe. Sonst machen sie auch Ohrringe und eine Art von Halsketten, die ihnen bis auf den Magen herabhängen. An diesen Ketten hängen silberne Zahnstocher, Ohrlöffel und kleine Zangen, womit sie sich das Haar aus den Nasenlöchern und andern Theilen des Körpers raufen, wo sie es für überflüßig halten. Auf unsre Taschenspiegel setzen sie einen großen Wehrt, und nehmen sie aufs sorgfältigste in Acht. Unter den Mannspersonen giebt es auch einige, die Halsbänder tragen.

Die Madagaskarer sind überhaupt sehr gesprächig, und die Frauenspersonen vorzüglich einnehmend und zuvorkommend. Wenn man Schwarzen begegnet, so sagen sie gewiß zuerst: Finar tanao (guten Tag euch) wobei sie mit dem Kopfe nicken. Ich kam einmal in eine Hütte, wo ein jeder nur guten Tag sagte, ein Kind von acht bis zehn Jahren ausgenommen, welches mich aufmerksam betrachtete, worauf seine Mutter zu ihm sagte: Sis finar anni wasa, (es giebt keinen guten Tag mit diesem Weissen.) Dieses einnehmende Wesen macht die hiesigen Frauens-

leute

leute auch bei den Europäern sehr beliebt, welches sie durch ihre Anhänglichkeit und Treue noch mehr verdienen. Sie sind die besten Sicherheitswachen, indem sie alle Anschläge, die gegen Europäer geschmiedet werden, diesen gleich entdecken, und sogar alles, was sie ohne Verdacht thun können, zu ihrer Sicherheit beitragen. Die Schwarzen sind daher auch sehr mistrauisch gegen sie, und verbergen alle solche Anschläge sehr sorgfältig vor ihnen.

Ich habe Betti, die Tochter des Tamsimilo, sehr genau gekannt, und von ihr die traurige Geschichte des Befehlshabers von St. Marie gehört. Sie war unstreitig eines der schönsten Frauenzimmer. Sie hielt sich seit etlichen Jahren zu Isle de France auf, wo sie eine Wohnung und einige Sklaven hatte. Sie trat die Insel St. Marie vermöge einer förmlichen Schenkung an die Franzosen ab, da sie fürchtete, daß ihr Bruder oder sein Gegner sie nicht in dem ruhigen Besitze derselben lassen würden. 1752 machte sie eine Reise dahin und nach Foulpointe, um ihre Mutter und ihre noch übrigen Sklaven abzuholen. Sie hatte so feine Sitten, als eine Französin, und verband mit ihrer Schönheit ein vortreffliches Herz. Sie befand sich auf dem Schiffe des Hrn. de Laval, als ich nach dem Meerbusen Antongil und nach Foulpointe reiste.

Es ist hier allgemein eingeführt, daß die Frauensleute sich den Europäern bei ihrer Ankunft anbieten, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Hat man sich eine darunter ausgesucht, so hält sie sich für eine rechtmäßige Frau, beschenkt ihren neuen Mann mit Milch, Banaaas und Pataten, welches Geschenk sie als eine Art von Kontrakt ansehn, wodurch beide Theile, wenigstens so lange der hiesige Aufenthalt dauert, mit einander verbunden werden.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Beschneidung und dem Wallfischfange bei den Madagaskarern.

Die Madagaskarer haben keinen Tempel und keinen äusserlichen Gottesdienst, jedoch gibt es einige Spuren von der muhamedanischen Religion, wozu vorzüglich die Beschneidung gehört. Diese wird immer beim Vollmonde vorgenommen. Schon zu Hrn. Flacourts Zeiten war sie bei den Rohandriern üblich, und die Zerimonien waren denen fast völlig ähnlich, welche ich bei einer solchen Feierlichkeit am Meerbusen Antongil mit ansah. Man beschneidet hier Kinder vom ersten bis zum zehnten Jahre. Die Zerimonie wird mitten auf einem großen Platze vorgenommen, auf welchem man einen Mastbaum von dreißig bis vierzig Fuß aufrichtet. Die Kosten

dieser

dieſer Feierlichkeit trägt das Oberhaupt des Dorfes. Man bringt dazu eine beträchtliche Menge Tok, ein aus Zuckerrohr bereiteten ſtarkem Getränke zuſammen. Die Luſtbarkeiten dauren einige Tage, und die Nächte werden mit Tanzen und Zechen hingebracht.

Ich war bei einer ſolchen Feierlichkeit gegenwärtig. Ich befand mich mit einigen meiner Landsleute in einem vom Meere entfernten Dorfe, wo wir ſahn, daß eine große Geſellſchaft vor dem Hauſe des Oberhauptes tanzte. Kaum war uns dieſer gewahr geworden, ſo brachte er uns ſelbſt einige Küſſen und Schemel. Er hohlte uns hierauf einen großen zinnernen Topf mit Tok, reichte ihn mir dar, ohne ihn loszulaſſen, ſetzte ihn an den Mund und trank daraus, und reichte ihn mir hierauf zum zweitenmale. Ein Dollmetſcher, den ich bei mir hatte, ſagte mir, daß ich durchaus trinken müßte, wenn mich auch noch ſo ſehr davor eckelte. Ich that dis und gab den Topf dem Indier zurück, der einen zweiten Trunk daraus that. Dis Getränk ſchmeckt nicht übel, und würde noch vorzüglicher ſein, wenn ſie es nur gehörig gähren lieſſen.

Unterdeſſen führten ſieben bis acht Schwarze einen ſehr ſonderlichen Tanz vor uns auf. Jeder hatte eine kleine eiſerne Sichel mit einem eiſernen Ringe am Ende in der Hand, durch welche wieder verſchiedne andre eiſerne Ringe gezogen waren.

ren. Diese Ringe machen beim Schütteln einen beträchtlichen Lärmen. Der Tanz war, wie die Tänze der Wilden überhaupt beschaffen zu sein pflegen.

Während dieser Uebungen, welche die ganze Nacht dauren sollten, arbeiteten verschiedne andre Schwarze an Errichtung des Mastbaums und an der Grube, in welcher er stehn sollte.

Man brachte dem Oberhaupte eine irdene Schüssel mit Tok, goß sich etwas davon in die Hand, und schüttete es in die Grube. Hierauf ward der Mastbaum aufgerichtet, und das Oberhaupt besprengte mit dem übrigen Tok die Leute, welche dabei gearbeitet hatten. Oben auf dem Mastbaume war ein kleines Kreuz angebracht, wovon ein Arm gegen die aufgehende Sonne gerichtet war. Zwei Frauen tanzten gleich nach Errichtung des Mastbaums um denselben herum; und wurden bald von mehrern begleitet. Jede bekam ein großes Ochsenhorn mit Tok, woraus sie artige Züge thaten, und darauf fingen sie wieder an zu tanzen. Ich verließ sie hierauf, weil die Sonne untergegangen war.

Die Mütter, deren Kinder beschnitten werden sollen, nehmen sie des Abends vorher auf dem Rücken, und tanzen die ganze Nacht durch mit diesen kleinen Geschöpfen, ohne sich an ihr Schreien zu kehren. So wie die Sonne aufgeht, taucht man sie nackend in den nächsten Fluß.

Vom

Vom Flusse trägt man sie in vollen Tanzen und Singen, troz alles ihres Geschreies, an den Fuß des Mastbaums, wo ein ausserordentliches Gedränge war. Mir bezeigte man bei dieser Gelegenheit die Höflichkeit, mich bis zum Oberhaupte durchzulassen.

Sie drehen sich alle gegen die aufgehende Sonne, und einer von ihnen (vermuthlich der älteste) fängt an, zur Sonne zu beten. Hierauf werden alle Unbeschnittene von ihren Müttern herangebracht. Der Schwarze faßt nach dem Gebete die Vorhaut des Kindes, zieht sie etwas an, und bindet sie mit einem Faden aus Baumrinde. Hierauf legt er sie auf das Ende von einem dicken Bambusrohr, und schneidet sie mit einem Scheermesser über dem Bande ab. Vorher nimmt er etwas Tok in den Mund und spritzt es nach der Operation auf die Wunde, welche demungeachtet über drei Wochen zu heilen braucht.

Am Fusse des Mastbaums war ein Ochs angebunden, dem man in die Kehle stach und nachher den Kopf abhieb, welcher oben auf den Mast nach Osten gesteckt wurde, und darauf bis zu der nächsten Feierlichkeit sitzen mußte. So fand ich das Jahr vorher am Meerbusen Antongil einen Pfahl mit einem trocknen Ochsenkopfe. Nach der Feierlichkeit hauet man den Ochsen in kleine Stücke, und schmaust ihn auf, wobei die Lustbarkeiten noch wenigstens einen Tag fortdauren.

Vielleicht

Vielleicht hat dis Aufſtecken des Ochſenkopfes eine Bedeutung; allein ich habe nichts davon erfahren können. Eben ſo wenig konnte ich den Urſprung der Beſchneidung auf Madagaskar ausfündig machen, da dies Volk keine Ueberlieferungen kennt.

Ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, die ziemlich gut franzöſiſch ſprach, antwortete mir in Gegenwart ihrer Mutter, welche ich nach der Urſache der Beſchneidung fragte: wenn die Männer beſchnitten ſind, ſo werden ſie von den Frauen deſto mehr geſchäzt; die Unbeſchnittenen hingegen werden verachtet, weil ſie zu nichts taugen. Ein Schwarzer bekömmt auch wirklich nicht leicht eine Frau, wenn er nicht beſchnitten iſt, ungeachtet ſie bei den Europäern nicht ſo ſchwierig ſind.

Auch beim Wallfiſchfange äuſſern ſie Spuren von Religion. Dieſe Fiſcherei iſt ſo merkwürdig, daß ich ſie etwas umſtändlich beſchreiben werde.

"Flacourt ſagt, daß Fiſcher von dem Wallfiſchfange ihrer Vorfahren erzählt hätten, allein jezt gäbe es keine mehr, die Geſchick oder Muth genug dazu hätten.„

Die Schwarzen zu Foulpointe beſizen heut zu Tage mehr Kühnheit, allein die, welche ſich auf dieſe Fiſcherei legen, werden eben deswegen von ihren Mitbrüdern als Leute von Muth und Verſtand vorzüglich geachtet. Aber auch dieſe muthigen Fiſcher wagen ſich blos an Wallfiſche

von

von zwei bis drei Monathen, die höchstens 15 bis 20 Fuß lang sind.

Wer auf diesen Fischfang ausgehn will, bereitet sich dazu auf folgende Art. Er hält sich einige Tage hindurch zu Hause, ohne ein Wort zu sprechen; er hält dabei strenge Fasten und vermeidet allen Umgang mit seiner Frau. Die Fahrt selbst wird in Begleitung einer hinreichenden Anzahl Sklaven in einer Piroge von Brettern angetreten, die so gut dazu eingerichtet wird, als es irgend möglich ist. An den Mast binden sie einen kleinen Sack mit Wurzeln, Kräutern, Oel, Fett. Da sie in diese Grisgri ein unbeschränktes Vertrauen setzen. Sie nehmen Lebensmittel auf einige Tage mit, ungeachtet sie sich nicht über drei Meilen von der Küste entfernen.

So lange der Mann abwesend ist, bleibt die Frau zu Hause, fastet, spricht mit niemand und hält die Hausthür gut verschlossen.

Der Fischfang selbst wird im vollen Gesange vollbracht, worin sie den Wallfisch anreden: "O Wallfisch, Wallfisch gib mir dein Kind, gib mir dein Kind, ich will dir Silber, Oel u. s. w. schenken.„

Sie versprechen also, wie man sieht, mehr als sie halten können. Wenn der Wallfisch, den sie angeschossen haben, ihnen entgeht, so sagen sie, daß die Mutter desselben nicht zufrieden ist, weil sie ihnen keines von ihren Kindern hat geben wollen.

wollen. Kommen sie aber mit einem Wallfische zurück, so sagen sie das Gegentheil. Man sieht hieraus, wie furchtsam die Indier bei diesem Fange sind.

So bald sie einen Wallfisch angeschossen haben, stecken sie eine Flagge auf, um diese Nachricht ihrem Dorfe zu verkündigen, wodurch eine allgemeine Freude, vorzüglich im Hause des Anführers dieses Zuges verbreitet wird.

Das Ufer wimmelt bald nachher von Schwarzen, welche die Flagge mit der größten Aufmerksamkeit beobachten. Aber ihre Freude wird verdoppelt, so bald sie sehn, daß die Piroge auf das Ufer zu steuret, und dadurch den Tod des Wallfisches verkündigt. Sie tanzen am Ufer und stimmen ein Lied an, dessen Absaz immer mit den Worten wieder anfängt: "wir sind sehr froh, daß ein Wallfisch gefangen ist.„

Wenn die Piroge nahe genug am Ufer ist, so springen einige Schwarze durch die Wellen, und fassen das Tau, woran der Wallfisch geschleppt wird, und schleppen ihn völlig auf den Strand. Unterdessen sezt die Piroge ihren Lauf fort, als wenn sie seewärts einstechen wollte, sobald sie aber etwa hundert Klafter vom Strande ist, so kehrt sie mit vollen Rudern zurück. Der, welcher den Wallfisch geschossen hat, steht vorn mit der Harpune in der Hand, die er auf den Wallfisch am Strande wirft, so bald er glaubt, ihn erreichen

zu können. Der Anführer des Fischfanges empfängt von einigen Schwarzen, die ihm entgegen kommen, feierliche Glückwünsche, und einer davon nimmt ihn auf die Schultern und trägt ihn fort.

Da ich gern diese ganze Zerimonie mit ansehn wollte, so folgte ich ihnen nach. Er trug ihn ziemlich weit ins Dorf hinein, in eine Hütte, deren Thür er öfnete, und sie, nachdem er seine Bürde abgesezt hatte, hinter sich zumachte. Meine Neugierde trieb mich an, auch das zu sehn, was im Hause vorging, allein der Träger sagte mir: "laßt diesen Mann in Ruhe, denn er ist bei seiner Frau.„ Ich ging daher nach dem Ufer zurück, wo die Schwarzen beschäftigt waren, den Wallfisch völlig aufs Trockne zu ziehn. Einige kochten schon Stücke von den Flosfedern, die sie abgehauen hatten. Der Wallfisch ward auf den Bauch gelegt, und man breitete vor demselben verschiedne Matten aus, um welche sich etwa ein Dutzend Schwarze in einem halben Kreise mit ihren Gesichten nach dem Wallfisch zu gerichtet, in den Sand sezten. Verschiedne andre, die mit langen Pfählen versehn waren, schlossen den Kreis, damit das Volk sich dem Wallfische nicht nähern sollte. Ich sezte mich zu den Schwarzen auf den Matten nieder, um den ganzen Vorgang weiter mit anzusehn.

Gleich darauf kamen einige andre Schwarze mit Blättern vom Paradiesfeigenbaume, welche

sie auf den Matten ausbreiteten. Noch andre brachten gekochten Reis, und zulezt wurden auch die gekochten Flosfedern aufgetragen. Die Vornehmsten, welche auf den Matten saßen, machten eine ziemlich gleiche Abtheilung vom Reis, und legten zu jeder einige Stücke von den Flosfedern. Einer von den Haufen trat hervor, und salbte den Wallfisch mit Oehle, welches er ihm am Halse einrieb. Nachher legte er ihm ein Halsband von Kristalstücken und Glasperlen um, und setzte sich darauf wieder auf seine Stelle. Alles saß eine Zeitlang in tiefem Stillschweigen. Endlich nimmt einer vom Haufen das Wort, und hält eine Rede über den Fischfang. Beim Anfang der Rede ruft er dreimal aus: Gott! Gott! Gott! ... "Gott, fährt er fort, ist gut, weil er Wallfische "zu fangen erlaubte; der Teufel hingegen ist bös, "weil er uns aus allen seinen Kräften daran zu "verhindern suchte. Die Wallfische sind ein gut "Ding, und es ist ein großer Beweis der Güte "Gottes, daß wir einen gefangen haben, weil "(ein Ort den er nannte) keinen fangen konnte.„ Hierauf rühmte der Redner den Anführer des Zuges: "Er war ein Mann von großem Geiste "und Einsichten, weil er ein so großes und schlim"mes Thier fangen konnte, und die Grigri, "deren er sich bediente, müßten viel Kraft in sei"nen Händen gehabt haben.„ Der Redner beschloß damit, "daß, da Gott die erste Ursache

"des

"des Wallfischfanges wäre, auch die Billigkeit "erfordre, ihm ein Opfer davon darzubringen; "auch müßte man dem Teufel etwas davon an- "bieten, um ihn zu besänftigen, und ihn sich bei "einem andern Fischfange günstiger zu machen.„

Diese Rede, wovon mir das Wesentliche durch einen Schwarzen erklärt ward, der ziemlich französisch verstand, währte über eine Viertelstunde. Mitten in derselben drängte sich einer von unsern Matrosen durch den Kreis, stürzte sich auf den Wallfisch, und sah die ganze Gesellschaft an. Der Redner hielt ein, und befahl ihm wegzugehn, weil er ihn störte, allein der Matrose kehrte sich nicht daran. Einer von den Schwarzen bat mich, ich möchte doch diesem Menschen sagen, "daß er sie "Gott reden ließe;„ und auf meinen Befehl mußte er sich entfernen. Die Schlußworte der Rede waren: "Nehmt alle, weil Gott gut ist.„ Es bedurfte auch keine Wiederhohlung, denn die Kinder stürzten sich hauffenweise auf die Speisen zu, und schafften sie in einem Augenblicke auf die Seite.

Der Wallfisch ward darauf getheilt, und in jede Hütte ein Stück davon geschickt, so daß ein jeder Schwarzer sein Theilchen davon bekam. Da ich mit vieler Geduld die ganze Zerimonie mit angesehn hatte, so hielt ich auch für billig, diesen Fisch zu kosten. Ich erhielt auch den folgenden Tag durch meinen Bedienten ein gekochtes Stück

von zwei bis drei Pfunden. Ich nahm einen Mundvoll davon, aber dabei ließ ich es auch bewenden, da ich meines Wissens nie etwas häßlichers gekostet habe. Ich behielt lange davon einen ranzicht öhlichten Geschmack im Munde, mein Bedienter hingegen ließ es sich ungemein wohl schmecken.

Dreizehnter Abschnitt.

Von der Schiffahrt und den Münzsorten der Madagaskarer.

Da die Madagaskarer keine andere Fahrzeuge als Pirogen haben, so erstreckt sich ihre Schiffahrt auch bloß längst den Küsten, und auf den Flüssen. Alle Abend gehn sie ans Land, und so bald irgend ein Sturm sie überfällt, so ziehn sie ihre Piroge auf den Strand, welches sie vorzüglich in einer Bucht, oder hinter Felsen zu thun suchen.

Sonst brauchen sie nicht die geringste Vorsicht. Sie setzen sich in ein leckes Fahrzeug, ohne ein Gefäß bei sich zu haben, womit sie das Wasser ausschöpfen könnten. Wenn das Fahrzeug voll Wasser wird, so retten sie sich damit auf den Strand, leeren es aus, und gehn wieder in See. Das Tau, welches das Segel, das gemeiniglich von Pagne ist, trägt, wird mitten an eine Bank im Fahrzeuge angebunden, so daß der Wind allein

das

das Segel regiert, denn so bald es zu nahe an einem Bord ist, so wirft er es nach dem andern über. Sie sind nicht im Stande, dies Tau bei einem plötzlichen Windstoße schießen zu lassen, und daher muß das Tau reißen, oder das Fahrzeug geht zu Grunde, wenn es nicht stark genug ist, das Segel zu tragen. Es verunglücken auch zuweilen Fahrzeuge auf diese Art. Eine Reise von Foulpointe nach dem Meerbusen Antongil wird hier auch für eine weite Seereise gehalten. Wenn eine Piroge zur See auf die Seite schlägt, so sind sie eben so ruhig dabei, als wenn sich dies auf dem Meere ereignete, indem sie alle gut schwimmen können. Sie halten sich so lange im Wasser, bis sie die Piroge wieder umgeworfen haben. Das Wasser, das diese nothwendigerweise schöpfen muß, schaffen sie dadurch heraus, daß sie sich wechselsweise an die Enden des Fahrzeuges hängen, und sie wieder fahren lassen. Wenn noch etwas Wasser zurück bleibt, so schöpfen sie es mit den Händen, oder mit ihrer Pagaye heraus.

Zu Foulpointe sieht man nur wenig Pirogen, und von diesen gehört noch dazu der größte Theil nach Antongil, wo man dagegen sehr viele antrifft. Die dortigen Einwohner treiben auch einen ordentlichen Handel nach Foulpointe und Tamatave. Zu Antongil giebt es auch einen Ueberfluß an schönem Holze, zu Foulpointe und

Tamatave hingegen ist es nur schlecht, wenn man es nicht tiefer im Lande aufsucht. Der Haupthandlungszweig besteht in Hariten, einer Art Blackfische, welche gedörrt, und südwärts bis nach Tamatave ausgeführt werden, wo die Einwohner sie sehr schätzen.

Es giebt zweierlei Arten Pirogen, die eine besteht aus einem einzigen Stamme, der durch Feuer ausgehohlt und an den Enden zugehauen wird. Ich habe welche gesehn, die zweitausend Pfund hätten tragen und funfzehn Personen fassen können. Diese Pirogen segeln sehr schnell, wenn sie gut gemacht sind. Die zweite Art besteht aus Brettern, und sind weit größer, als die ersten, indem sie auf zehntausend Pfund tragen können. Es werden sieben Bretter dazu erfordert. Das unterste ist das schmalste, und dient zum Kiel, von den übrigen werden auf jeder Seite drei angebracht. Sie werden mit hölzernen Nägeln, die durch die Dicke der Bretter geschlagen werden, und mit Baumrindenstricken an einander befestigt. Die Fugen werden ebenfalls mit einer Art Werg aus Baumrinde vermittelst eines Messers ausgestopft, aber nicht geteert. Ich habe einige recht gut gebaute Pirogen von dieser Art gesehn, die an beiden Enden sehr erhaben waren. Am Vordertheile ist ein Schnabel angebracht, der aus einem einzigen Stücke besteht. Man nimmt sonst noch einige andre Stücken von

Brettern,

Brettern, um den beiden Enden eine hübschere Gestalt zu geben.

Beide Arten von Pirogen werden nach vorne zu etwas schmahler, und haben folglich eine unsern Fahrzeugen ganz entgegen gesezte Bauart. Sie mögen nun Grund dazu haben oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß diese Pirogen, vorzüglich die aus einem Stücke, bei stiller See es unsern besten Booten an Schnelligkeit zuvorthun.

Folgendes sind die Maaßen von einer Piroge von der zweiten Art.

	Fuß.	Zoll.
Länge des Grundbrettes, das zum Kiel dient — — —	38	—
Breite desselben — —	1	1
Dies Brett wird an den Enden so schmal, daß seine Breite kaum zwei Zoll beträgt.		
Breite der beiden folgenden Bretter, die auf dem Kiele ruhn —	2	—
Breite der beiden nächstfolgenden	1	6
Breite der beiden obersten —	1	3
Länge derselben — —	35	—
Dicke der Bretter — —	—	20/22
Breite der Piroge zwischen den obersten Brettern — — —	7	10
Breite zwischen den beiden Brettern unter diesen, wo die Bänke angebracht sind — —	7	—

		Fuß.	Zoll.
Breite zwischen den zweiten Brettern, wo sie an die andern stossen	—	4	8
Aushöhlung der Piroge	—	3	3
Höhe der beiden Faden vom Boden an		4	—

Der Bau einer solchen Piroge ist für diese Madagaskarer gewiß eine große Arbeit, da sie kein ander Werkzeug dazu haben, als ein drei oder höchstens viertehalb Zoll breites Beil. Sägen sind ihnen völlig unbekannt. Anfänglich hauen sie den Baum viereckigt zu, und theilen ihn darauf in zwei Balken, die sie so lange behauen, bis sie ihre gehörige Dicke bekommen haben. Auf diese Art bekommen sie mit großer Mühe zwei Bretter, welche sie noch auf einander reiben, um sie glatter zu machen. Sie brauchen also fünf Bäume zu einer Piroge, wenn anders der Baum nicht so ausserordentlich dick ist, daß sich drei Bretter daraus machen lassen. Die Pirogen sinken nicht, wenn sie auch ganz voll Wasser laufen, wenn sie dabei nur nicht beladen sind. Die Schwarzen bleiben in diesem Falle bis an den Gürtel im Wasser stehn, und rudern mit ihren Pagayen ans Land, so gut als sie können.

Es gibt zu Madagaskar keine besondere Münzarten. Zu Fort Dauphin nehmen die Schwarzen blos runde Piaster; die andern nehmen sie eben so wenig, als unsre Sechs-Liverthaler, ohne irgend einen Grund von dieser Auswahl angeben zu können.

Zu

Zu Foulpointe hingegen sind runde und eckigte Piaster und Sechs-Liverthaler (aber sonst kein französisches Geld) gangbar. Sie theilen diese Münzsorten in Halbe und Viertel, indem sie dieselbe durchschneiden. Dies Geld dient ihnen auch noch dazu, Zierathe für Frauenzimmer daraus zu verfertigen.

Ausser dem Silbergelde brauchen wir auch noch die Art Gewehre, die wir Kaufgewehre nennen, beim Handel auf Madagaskar. Sonst bekam man tausend Pfund weissen Reis für ein Gewehr. Allein 1763 war er weit theurer, da durch den Krieg viel Reis verdorben war, indem der stärkere Theil das Getreide verbrennt, und ein Ueberfluß an französischen Waaren vorhanden war.

Am Meerbusen Antongil können sie auf keinen Absaz rechnen, und dadurch wird ihre natürliche Trägheit im Ackerbau vermehrt.

Zu Foulpointe handeln die Einwohner weit landeinwärts nach Süden und sogar bis auf die Westküste, und daher behalten sie die Waaren, welche wir ihnen zuführen, nicht lange, und können daher auch nicht so sehr damit überladen werden. Am Meerbusen Antongil ist hingegen nur die Küste bewohnt und fünf bis sechs Meilen landeinwärts ist das Land fast ganz wüste.

Die Gebirge werden von einer Art Wilden bewohnt, die mit den Bewohnern der Küste keine

Gemeinschaft treiben, sondern vielmehr ihre Ernd-ten verwüsten, und folglich können diese auch auf keinen Absaz unsrer Waaren rechnen.

Hr. de Laval that dem Statthalter von Isle de France einen meiner Meinung nach sehr leicht auszuführenden Vorschlag, um einen großen Theil des Silbergeldes, welches wir im lezten Kriege dahin verschwendet hatten, wieder zu bekommen. Es sollte nämlich in zwei bis drei Jahren blos Brantewein, den die Eingebohrnen sehr lieben, dahin geführt, und blos für baares Geld an sie verkauft werden.

Der Ueberfluß vom Gelde auf Madagaskar würde für uns nicht so nachtheilig sein, wenn wir eine ordentliche Niederlassung auf dieser Insel hätten, durch welche wir einen Handel mit der westlichen Küste, und von dort aus mit den Arabern eröfnen könnten. Es würde gar nicht nöthig sein, bis nach Mocha zu gehn, da schon die Insel Anjuan (Johanna) von Arabern bewohnt und von denen am rothen Meere der Handlung wegen besucht wird. Ausserdem würde die Vaterlandsliebe, welche den Franzosen so eigen ist, ungeachtet sie sonst der Errichtung einer dauerhaften Kolonie sehr zuwider läuft, doch den Vortheil haben, daß das Geld nicht zu Madagaskar sich anhäufen könnte, da alle, die sich durch Handlung ein hinreichendes Vermögen erworben, dasselbe nach Frankreich zurücknehmen würden.

Vierzehnter Abschnitt.

Von einigen madagaskarischen Ausdrücken.

Wenn man den Karakter eines Volkes nach dem sanften Klange seiner Sprache beurtheilen kann, so ist es nicht möglich, daß die dortigen Einwohner so grausam sein können, als man sie sonst zu beschreiben pflegte.

Alle Namen haben, wie ich schon oben erwähnte, ihre Bedeutung. Ich will hier zur Bestätigung noch einige Beispiele anführen. So heißt Wola, Silber; sara schön, und Wola-sara, schönes Silber, ist ein Weiber-Name. Ra heißt etwas, und der Frauenname Ra Wola, etwas von Silber. Sua bedeutet gut, und daraus entsteht ebenfalls der Frauenname Ra sua. Madiu heißt weiß, und macht den Frauennamen Ramadiu. Cala heißt ein kleines Mädchen, und hieraus entstehn die Namen, Cala Wola, kleines Silbermädchen, und Cala sara, kleines gutes Mädchen.

Diese und viele andre ähnliche Namen, die ich der Weitläuftigkeit wegen nicht anführen mag, sind doch wohl eben keine Beweise von Wildheit.

Finar oder Salama oder Salam *) bedeutet guten Tag; tanao, euch oder der.

Wenn ein Schwarzer einen anredet, so fängt er gemeiniglich mit Salama an, welches zu Fort Dauphin

*) Eigentlich ist Salâm Friede, der gewöhnliche arabische Gruß. E.

Dauphin allein üblich ist. Zu Foulpointe, St. Marie und am Meerbusen Antongil ist finar gebräuchlicher. Einar tanao heißt also so viel, als guten Tag dir.

Die Frauen wünschen einen eigennützigern guten Tag. Sie bedienen sich nämlich des Ausdrucks Salama wola, gebt mir Geld für einen guten Tag, oder wünscht mir einen guten Tag vermittelst eines Geschenkes. Oder sie sagen auch Salama saimbu, schenkt mir ein Saimbu zum guten Tage. Ein noch höflicher Ausdruck, der immer ein Zeichen von großer Achtung ist, heißt finar sara, guten Tag gut.

Acor-cabar, was für eine Neuigkeit? Sis, nichts oder nein; Sis-cabar, nichts neues. Wenn man jemand fragt, wie er sich befindet, so ist die Antwort Pola-fara, wie eine gute Sache.

Sie haben kein Wort für Meer insbesondre, sondern bedienen sich für alle Arten von Wasser, und selbst für Flüsse des Ausdrucks Ranu; das Beiwort drückt die Art des Wassers aus.

Ranu allein bedeutet süß Wasser. Das Meer nennen sie daher Ranu-masse, gesalzen Wasser; Masse-Ranu hingegen heissen die Flüsse, in welche das Meer tritt. Es gibt zu Foulpointe einen Fluß, der aus diesem Grunde Massiu-ranu heißt. Futschi, weiß, bezieht sich auch auf

Flüsse.

Flüſſe. Ranu-futſchi bedeutet weißes Waſſer, und am Meerbuſen Antongil gibt es einen angenehmen Fluß, der dieſen Namen führt. Ein andrer Fluß zu Foulpointe heißt, Paſembola, Silberſand. Aus Ung, Fuß, und bè, groß, machen ſie Ung-bè, den Namen eines Fluſſes zu Foulpointe. Aus bè und maru, viel, machen ſie einen Superlativ, der viel, groß, oder eine große Zahl anzeigt.

Wenn ſie noch etwas mehr andeuten wollen, ſo dehnen ſie das bè ſehr lang. So bezeichnen ſie auch die Superlative dadurch, daß ſie die erſte Silbe des Adjektivs ſehr ausdehnen.

Rat-ſchi heißt bös, wollen ſie nun etwas ſehr böſes anzeigen, ſo halten ſie die Silbe Rat wenigſtens zwei Sekunden lang aus.

Aombè heißt Ochs; aus dieſem Worte und maru, viel, hat ein Dorf bei Foulpointe den Namen Maruaombê bekommen, weil dort wirklich eine Art Viehmarkt gehalten wird. Waſa heißt ein weiſſer Mann. Sangan allein ausgeſprochen bedeutet ſteh auf. Sangan, ſangan hingegen heißt herumgehn. Ich muß hier noch anführen, daß ſie keinen andern Modus haben, als den Infinitiv, ſo heißt; mạngüi, ſchweigen, ſchweig, oder willſt du ſchweigen; weſe, ſchwimmen, rudern, und ſchwimm, rudre.

Die

Die Namen der Oberhäupter ſind eben ſo bedeutungsvoll, als die Frauensnamen. So habe ich einen gekannt, der Maudine, der tanzt, und einen der Mahertombe, ſtarker Mann, hieß.

Es giebt viele Wörter, von denen ſie die lezten Silben faſt ganz verſchlucken. So ſprechen ſie Ranu faſt wie Rân aus, und man merkt dieſen Unterſchied nur, wenn ſie langſam einzelne Silben ausſprechen müſſen. Dieſe leichte Ausſprache rühren zum theil von ihrer ſanften Sprache her. Cala wola wird wie Câl wôl, Ravola wie Ravôl ausgeſprochen. Man ſieht hieraus, wie ſehr die Ausſprache von der Schreibart verſchieden ſein würde.

Le Gentils

Beschreibung von den Inseln de France und Bourbon.

Aus dem Französischen.

Digitized by Google

Beſchreibung
von den Inſeln
de France und Bourbon.

Ich werde mich in dieſem Theile meiner Reiſebeſchreibung nur größtentheils bey phyſikaliſchen Gegenſtänden aufhalten, ohne mich ſehr auf politiſche einzulaſſen, wozu ich nicht im Stande bin, da ich mich nur neun bis zehn Monate unter der neuen königlichen Verwaltung, der ſie von der O. J. Geſellſchaft übergeben worden, dort aufgehalten habe.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Eintheilung von Isle de France und von den dort herrſchenden Winden.

Dieſe Inſel hat ungefähr fünf und dreißig Meilen im Umkreiſe, und iſt ſehr bergigt.

Der nordliche Theil, welcher der flachſte iſt, begreift die Quartiere des langen Berges, der Pompelmuſſe, welches das niedrigſte von allen iſt; der Kallebaſſen; das Quartier Piton, welches aus einem kleinen Berge beſteht; Villebagne, welches ſehr hoch liegt; das Quartier des Wall-

fluſſes (riviere du rempart), und das Quartier Flacq oſtwärts, oder unter dem Winde der Inſel.

Der ſüdliche Theil begreift die Quartiere der neuen Entdeckung von Moka, der Ebenen von Willems, des kleinen Fluſſes, und das Soldatenquartier (militaire) unter ſich. Während meines dortigen Aufenthalts wurden zwey neue Quartiere, das von Baſſin des Forges und das von Cambreſis eingerichtet. Das leztere ward vom Statthalter und hohem Rathe den Offizieren des Regiments Cambreſis abgetreten, das damals auf Isle de France in Beſatzung lag.

Nach meinen Beobachtungen waren die Quartiere Pompelmuſſe und Flacq die ſchönſten und fruchtbarſten. Das Quartier Flacq liefert viel ſchönen Reis und ſchönes Getreide. Das Quartier der Pompelmuſſe liefert das beſte Getreide, das beſte indiſche Korn, und den beſten Maniok. Der lange Berg (la montagne longue) liefert ebenfalls ſchönes indiſches Korn und Maniok im Ueberfluſſe.

Die Ebenen von Willems werden in die hohe und niedrige eingetheilt, wovon die leztere am Meere liegt, und am fruchtbarſten iſt. Die Höhe erſtreckt ſich bis in die Mitte der Inſel, wo das Erdreich nicht von ſo guter Beſchaffenheit iſt.

Das Quartier Moka liegt hoch, aber iſt dennoch ſo eben, und wird von einigen Flüſſen und Kanälen durchſchnitten. Es war aber nur ſchlecht angebaut,

angebaut, ungeachtet man vermittelst des hier so häufigen Wassers viel hätte ausrichten können.

Von den Ebenen Willems bis zum Quartiere dú Bassin des Forges geht man anderthalb bis zwei Meilen, ohne einen Bach anzutreffen. Dagegen giebt es viele Felsenbänke, und hin und wieder dünne schlechte Gehölze, so daß der größte Theil dieses Quartiers wohl nie sich zum Anbau schicken wird. Im Quartiere dú Bassin des Forges giebt es einige Striche von gutem Erdreich, und das Wasser des dortigen Flusses ist sehr schön; allein dies Quartier ist der Dürre hauptsächlich in dem am Meere belegenen Theile sehr ausgesetzt. Das Wasser ist in diesen Gegenden die Seele und das Leben der Pflanzen, die selbst auf dem Sande und mitten aus dem Felsen hervorkommen, wenn ihnen die Natur nur dies Nahrungsmittel nicht versagt.

Der übrige Theil der Insel, nebst dem grossen Hafen, wo man ebenfalls, ungeachtet des guten Erdreichs, ein unbedeutendes Quartier antrift, sind mir nicht bekannt. Es war dort der Hauptort der Holländer, als sie diese Insel noch im Besiz hatten. Ich glaube, man hätte ihnen hierin folgensollen, da sie überhaupt bei Anlegung ihrer Kolonien eine sehr gute Auswahl zu treffen pflegen. Der ganze übrige Theil der Insel ist unangebauet, und zum Theil mit Holz bedeckt. Der Hauptort auf der Insel ist der kleine

Hafen, oder Port Louis, der auf der Nordweſtſeite liegt.

In allen dieſen Quartieren findet man nichts merkwürdiges, die Schmelzofen von Pompelmus und die Zuckerſiederei zu Villebagne etwa ausgenommen. Jene koſten ungeheure Summen, ohne daß der geringſte Vortheil daraus geſchöpft wäre, und die Zuckerſiedereien lieferten nur wenig Zucker, der dazu noch ſchlechter und theurer war, als der indiſche.

Man bemerkt vier Jahrszeiten auf Isle de France. Die erſte ſtellt ſich im Mai mit Südweſtwinde ein, und iſt mit häufigen Regengüſſen verknüpft, die gemeiniglich den Wachsthum des Getreides ſehr befördern, aber zuweilen demſelben auch ſehr ſchädlich ſind. Die zweite Jahrszeit fängt im September oder Oktober mit Nordweſtwinde an, und iſt mit großer Dürre verbunden. Die Sonne, welche ſich in dieſer Jahrszeit dem Scheitelpunkte der Inſel nähert, erhizt den Luftkreis auſſerordentlich, und zieht die heftigen Plazregen und Orkanen nach ſich, die gewöhnlich im Dezember anfangen. Die dritte Jahrszeit dauert ungefähr bis zum März, in welchem Monate ſich die vierte und trockne Jahrszeit anfängt, die wohl über ſechs Wochen daurer.

Die Eintheilung des Jahres hat auf den Landbau einen ſehr wichtigen Einfluß. Eigentlich giebt es nur zwei Jahrszeiten, die Jahrszeit der

Süd-

Südsüdostwinde und die Jahrszeit der Nordnordwestwinde. Die beiden Zwischenjahrszeiten vom April und November rühren blos von den Veränderungen her, welche der Uebergang des Südöstlichen in den Nordöstlichen natürlicherweise verursachen muß. Die Südostwinde sind stark und heftig, aber die Schiffe brauchen sie eben nicht sehr zu fürchten, denn wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, so bleiben sie darauf stehn, ohne stärker zu werden. Die Nordostwinde hingegen sind schwach, mit untermischten Windstillen. Dies ist die so genannte Regenzeit, oder der hiesige Winter, ungeachtet die wärmste Witterung in denselben fällt. Man nennt sie Winter, weil die Schiffe in derselben sich nicht leicht aufs Meer wagen, weil man nur auf einem sehr großen und mühseligen Umwege nach Indien kommen kann.

Der Südostwind ist zwar sehr gesund, allein er hindert den Wachsthum sehr, vorzüglich an freien Stellen. Daher kommen Fruchtbäume auch im Quartiere der Pompelmusse so schwer fort, weil dies Quartier fast ganz wüste und von Bäumen entblößt ist. Die Orangen- und Zitronen-Bäume leiden am meisten vom Südostwinde, und haben am meisten Schuz nöthig. Man hat bemerkt, daß die, welche in Wäldern stehn, vortreflich gedeihen, dahingegen andre in den Ebenen nicht fortkommen. Man sieht den Schaden, den

dieſer Wind den Bäumen zufügt, auch ſchon daraus, daß ſie auf der Seite, welche demſelben ausgeſezt iſt, keine Früchte tragen. Es giebt auch Bäume, die nur einen halben Schopf haben, indem die andre Hälfte vom Winde erſtickt wird; ein Umſtand, den man in der Ferne kaum gewahr wird, wenn die Bäume einigermaßen Schuz haben. Die Tamarindenbäume ſind nicht ſo zart, ſondern bieten den rauhen Winden Troz, und daher würden ſie einer Baumſchule ſehr gut zum Schuze dienen. Nur Schade, daß man die Anpflanzung dieſes nüzlichen Baumes bisher auf Isle de France ſehr vernachläßigt hat, wo er ohnehin nur ſehr langſam aufwächſt.

Am Vorgebirge der guten Hofnung ſichern die arbeitſamen Holländer ihre Fruchtbäume dadurch gegen dieſen Wind, daß ſie ihre Gärten in Vierecke durch Schöslinge von Eichen eintheilen.

Wegen des langſamen Wachsthumes der Bäume pflanzen die Einwohner auf Isle de France Bambusröhre, welche ſehr ſchnell fortkommen, aber den Gärten ſchädlich werden, indem ſie ihre Wurzeln weit um ſich herum ausbreiten. Dieſe Wurzeln laufen ſo ſehr längſt der Oberfläche der Erde hin, daß oft auf zwölf, ja gar zwanzig Fuß in der Runde um das Bambusrohr nichts wächſt. Man ſucht zwar dieſem Uebel dadurch vorzukommen, daß man am Fuße der Hecke einen zwei bis drei Fuß breiten, und eben ſo tiefen Graben zieht,

der

der aber den Bambusrohren sehr schadet, die dadurch viel von ihrer Kraft verliehren, und den Wind nicht so gut brechen können. Ausserdem wachsen sie auf trocknem Boden auch sehr schlecht, und können alsdann ebenfalls wenig gegen den Wind helfen.

Die Nächte sind auf Isle de France fast immer sehr schön, hauptsächlich in der Jahrszeit der Nordostwinde. In dieser Jahrszeit geht die Sonne fast immer sehr schön auf. Gegen zehn Uhr ziehen sich einige kleine unbedeutende Wolken zusammen, die keine Bewegung zu haben scheinen, bis einige Regentropfen fallen, auf welche bald ein allgemeiner Regen folgt. Der Himmel überzieht sich augenblicklich mit dicken Gewölken, ohne daß man sieht, woher die Wolken kommen, und der Regen wird oft in wenigen Minuten so heftig, daß man kaum hundert Schritt vor sich sehn kann. Dieser Regen dauret ungefähr zwei Stunden, und entsteht blos, wenn auf Seewinde eine Windstille folgt. Die Dünste steigen alsdann aus dem Meere auf, und bleiben an den Bergen hangen.

In der Jahrszeit des Südostwindes hingegen fällt oft gegen Abend ein feiner Regen, wenn gleich der Himmel völlig heiter und sternklar ist. In dieser Jahrszeit sieht man auch oft im Grunde des Hafens Regenbogen, welche der Mond bildet; eine Erscheinung, die zu Paris sehr selten ist.

Zweiter Abschnitt.

Physikalische Erdbeschreibung der Insel.

Beim ersten Anblicke sollte man glauben, daß diese Insel irgend einem heftigen Erdbeben ausgesezt gewesen sein müsse, und daß die Steine, die man auf der Oberfläche derselben antrifft, von einem feuerspeienden Berge auf derselben ausgeworfen werden. Allein Hr. von Büffon hat mich in seiner Theorie der Erde überzeugt, daß sich aus dem blossen Anblicke der Oberfläche nichts bestimmen lasse, und daraus habe ich den Ungrund dieser zu Isle de France allgemein angenommenen Meinung einsehn gelernt.

Als man die erhabnen Wege durch die Klüfte beim Eingange von Moka und den Ebenen von Willems anlegte, so mußte man an den daran stossenden Anhöhen das Erdreich zwölf bis funfzehn Fuß hoch abstechen, um damit diese Wege bedecken zu können. Ich beobachtete an dem Durchschnitte dieser Anhöhen eine röthliche Erde, die ohne alle Ordnung mit Steinen von verschiedner Größe angefüllt waren, die dabei fast alle eine runde Form hatten. Diese Steine hatten noch keine sehr große Festigkeit, und ließen sich reiben. Das Korn, woraus sie bestanden, war eben so beschaffen, wie bei den harten Steinen, die man bei andern Gruben auf dieser Insel findet. Die Steine selbst waren mit einer harten

Rinde

Rinde von der nämlichen Farbe überzogen, wie die Erde, worin sie lagen. Alle Erdarten auf Isle de France enthalten eine Menge von diesen Steinen, die aber hart sind. Einige darunter haben eine ungeheuere Größe. Wenn man diejenigen wegnimmt, welche würklich auf der Oberfläche der Erde liegen, so bringt der Regen doch bald neue zum Vorschein, hauptsächlich in abschüßigen Gegenden, wie die Ebenen von Willems.

Ich schloß daher, daß diese Steine sich in der Erde bildeten, und darin abhärteten. Bei genauerer Untersuchung fand ich, daß sie zu einer Art Quarz gehörten. Sie sind so hart, daß man sie blos mit Pulver sprengen, oder mit dem Hammer bearbeiten kann. Dabei sind sie voller Löcher, die aber nicht tief eindringen, und mit einem Anschuß von Krystallen angefüllt sind.

Ich ging bis an die Quelle des Wallflusses hinauf, der aus dem Gipfel eines wenigstens zweihundert Klafter hohen Berges enspringt. Die Gehölze, welche unten am Berge ziemlich groß und schön sind, werden immer lichter und niedriger, je höher man hinauf kommt. Ganz oben giebt es blos Stamm-Enden von abgehauenen Bäumen mit einigen untermischten Gesträuche, unter welchen der Fluß entspringt. Er entsteht mit einem kleinen Wasserfalle, der einige Fuß tief in ein hübsches Becken herabfällt. Die Quelle kömmt aus einer wagrechten Felsenbank

hervor, welche auf einer dicken Lage grauer und fetter Erde ruht, welche so fest an einander klebt, daß sie sich mit einem Messer schneiden läßt. Man könnte große Klumpen daraus bilden, allein sie wird an der Luft nicht härter. Inwendig ist diese Erde mit einer ungeheuren Menge kleiner schwarzer Punkte angefüllt, die wie Kohlen aussehn, aber wahrscheinlich eisenartig sind.

Im Thale am Fuße dieses Berges findet man sehr schöne Bausteine, welche von der nämlichen Beschaffenheit zu sein schienen, wie die Erde auf dem Gipfel. Sie sind inwendig auf die nämliche Art durchlöchert, und mit den nämlichen schwärzlichten Theilen angefüllt, woraus ich schließen mußte, daß diese Steine in der Erde dieses Berges entstanden, und ehemals eben so mürbe waren, als die oben erwähnte Erde. Vermuthlich wurden sie durch Regengüsse losgerissen, und in das Thal gespült.

Am Fuße der Berge von Villebagne fand ich auf kleinen Hügeln an einem Wege, der nach dem kleinen Thale Micoliere führt, in Furchen, welche der Regen gemacht hatte, ausgespülte Steine, die nur die halbe Härte besaßen. Sie wogen zwei bis drei Pund, und ließen sich leicht zerbrechen, da sie ohnehin durch den Zugang der Luft schon geborsten waren. Sie waren inwendig und auswendig mit bläulichten Flecken von verschiedner Größe angefüllt, die ohne Zweifel aus kleinen Eisentheilchen bestehn. Die

Die Steine, welche man in allen Flüſſen auf der Inſel in ſo groſſer Menge antrift, haben ihre Entſtehung vermuthlich der nämlichen Urſache zu danken. Sie liegen in Haufen über einander, und hindern den Lauf der Flüſſe ſehr.

Während meines Aufenthalts auf dieſer Inſel, der fünf bis ſechs Jahre dauerte, ſah ich die Betten von Bergwaſſern entſtehn und anſehnlich gröſſer werden, ungeachtet ſie nur während des groſſen Regens Waſſer hielten. Die jetzigen Flüſſe haben ſich auf die nämliche Art ihr Bette ausgehöhlt. Sie ſpülen anfänglich die Erde fort, und wie der Regen noch dazu kam, ſo verlohren die gröſſern Steine immer mehr ihre Haltung, uud ſanken auf den Boden nieder, da unterdeſſen die kleinern bis zu der Mündung der Flüſſe fortgeſchleppt wurden.

Man bemerkt dies an vielen Stellen auf der Inſel, hauptſächlich aber im Fluſſe der Pampelmuſſe, wenn er aus Villebagne herauskommt, welches ein platter Hügel iſt, der ziemlich hoch über dem Quartiere der Pompelmuſſe hervorragt. Dieſer Fluß hat auf einer Strecke von einer guten Viertelmeile ſehr hohe und ſteile Ufer, nebſt einem Fall von vierzig bis funfzig Klaftern, welches auf eine ſo kleine Strecke viel ſagen will. Das eigentliche Bette des Fluſſes liegt ſechszig bis achtzig Fuß unter den Feldern, und iſt wie bei allen andern dortigen Flüſſen mit unzähligen Steinen

angefüllt, die durch ihre Schwere herabrollten, da die Erde, worin sie ihre Haltung hatten, weggespült wurde. Unten an diesen fürchterlichen Ufern ist der Fluß oft nicht über zehn Fuß breit, an Stellen wo seine obere Breite dreihundert Fuß beträgt. Auf beiden Seiten sieht man eine Menge halb losgespülter Felsenstücke, wovon einige schon so frei hängen, daß sie augenblicklich herunterzustürzen drohn. Neun Monat im Jahre kann man trocknes Fußes durch diese Flüsse kommen, wenn man von einem Felsenstücke auf das andre tritt.

Ausser diesen Steinen, die sich in der Erde von Isle de France bilden, findet man an vielen Stellen wagerechte Lagen, die fast lothrecht durchschnitten und deren Spalten mit einer harten eisenhaltigen Erdrinde überzogen sind. Dies ist der beste Beweis, daß die Insel nicht durch ein Erdbeben umgestürzt worden. Diese Lagen sind von verschiedner Dicke, welche oft acht bis zehn Fuß, aber nur selten mehr betragen. Eine sehr dicke Lage findet man auf einer ziemlichen Strecke unten im Flusse, der zwischen der Enge und den Ebenen von Willems hinfließt. Vor dieser Felsenlage stürzt sich der Fluß sechzig Fuß tief herab, und macht einen herrlichen Wasserfall. Der Fluß von den Ebenen von Willems hat einen ähnlichen Fall, wie der von der Enge (reduit) und der Fluß von Moka. Nach diesen drei

Wasser-

Wasserfällen, welche man fast in einer Linie auf einem Raume weniger als einer halben Meile antrift, fallen diese drei Flüsse in einen zusammen, und bilden den so genannten großen Fluß.

Ich stieg an diesen drei Wasserfällen hinab, und untersuchte genau das Erdreich auf beiden Seiten, so wohl längst den drei Flüssen insbesondre, als auch an der Stelle, wo sie sich in den großen Fluß vereinigen. Die Felsenlagen auf beiden Seiten stimmen genau mit einander überein, und sind acht bis zehn Fuß dick. Sie haben auch weiter keine schiefe Lage, als die, welche von der Erde, worin sie ruhn, herrührt. Man findet in diesen Flüssen drei bis vier solche Felsenlagen über einander, die durch Erdlagen von gleicher Dicke von einander getrennt werden, in welchen man wider eine Menge von solchen Steinen antrifft, als es auf der Oberfläche der Insel giebt. Diese drei Erdlagen stimmen ganz genau an den gegen einander überliegenden Ufern der drei Flüsse, als auch an den Spitzen, wo sie sich mit einander vereinigen, mit einander überein.

Man sieht noch ein sehr auffallendes Beispiel von diesen wagrechten Felsenlagen auf der Ebene, die vom Hafen nach der königlichen Batterie zuführt. Diese Ebene ist vom Fuße des Berges der Entdeckung an mit Steine bedeckt, und hier hohlte man zu meiner Zeit auch die Bausteine her. Diese Steine sahn als ausgeworfene Steine

aus,

aus, aber bei genauerer Unterſuchung fand ich, daß es Reſte von Steinbrüchen waren, die jezt längſt der Oberfläche der Erde hinlaufen. Sie haben wagerechte Lagen von abwechſelnder Länge und Breite, wovon einige ſich nur auf funfzig bis ſechszig Schritt erſtrecken, und ruhen auf einem Grunde von röthlichem Sande. Die Steinlage, welche dieſen Steinbruch bildet, hat fünf bis ſieben Fuß in der Dicke, und iſt durchgehends geſpalten. Die Spalten ſelbſt laufen vertikal, und ſind völlig unregelmäßig. Einige laufen in krummen oder ſchiefen Linien, alle aber paſſen ſo genau an einander, als wenn ſie zuſammen geſchliffen wären. Die platten ſind ungefähr zwei bis drei Finger breit, und mit einer eiſenhaltigen Materie angefüllt, die man für einen Kütt halten ſollte, der ausdrücklich dazu beſtimmt war, die ganze Maſſe zuſammen zu halten.

Auf der nämlichen Ebene ſieht man auf dem Wege nach dem Hafen zu Moka oben an dem rechten Ufer, des erſten Fluſſes, den man antrift, einige hundert Schritte vom Rande deſſelben eine wagerechte Lage von großen Felſen, die ungefähr funfzig Klafter lang iſt, und aus zwei Reihen großer auf einander liegender Felſenſtücke beſteht. Man ſollte beim erſten Anblicke glauben, daß ſie durch Kunſt auf einander gelegt, und zur Grundlage eines großen Gebäudes beſtimmt worden wären. Dieſe beiden Felſenlagen ſind ſenkrecht

durch-

durchschnitten, und die Spalten scheinen ehemals mit einer Art von Kütt angefüllt gewesen zu sein. Diese Felsenlage war sonst gewiß eben so mit Erde bedeckt, wie die, welche man auf der benachbarten Ebene zwischen dem Hafen und dem großen Fluße antrift. Wegen ihrer erhabnen Lage konnten die Regengüsse leichter die Erde von derselben wegspülen, und in die benachbarte Bergströme schwämmen. Ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich mich bei allen wagerechten Steinbrüchen auf Isle de France aufhalten wollte. Von den Eisenwerken nach der Schildkrötenbucht ist die Hälfte des Weges vom Meere an gerechnet, welche eine Meile beträgt, eine schreckliche Wüste. Man findet ein trocknes, dürres steinichtes Erdreich, mit hin und wieder zerstreuten wagerechten Steinlagen längst der Oberfläche der Erde. Von einigen ragen blos die Spitzen hervor. Eine Menge ähnlicher Stellen widersprechen der Meinung, daß die Insel bloß ein unordentlicher Haufen von auf einander aufgethürmten Stoffen sei.

Am Wallflusse findet man auf dem Wege, der nach Flacq führt, ungefähr drei Meilen von Port Louis eine schlechte 1770 angelegte Brücke. Bei dieser Brücke fängt eine Felsenlage an, die weit auf den Weg von Flacq hinaufläuft. An der Brücke macht der Fluß einen Bogen, mit einer Halbinsel. Rechter Hand nach Flacq zu wird die Felsenlage durch den Lauf des Flusses durch-

durchschnitten, der an der Brücke nicht über fünf und zwanzig bis dreißig Fuß breit ist, so daß dieser Felsen das Ansehn hat, als wenn er ausdrücklich ausgehauen wäre, um den Fluß durchzulassen. Mir schien dieser Umstand desto merkwürdiger, da diese Felsenbank, welche ein eisenhaltiges Ansehn hat, ausserordentlich hart ist. Die beiden Steinlagen auf jeder Seite des Flusses stimmen genau mit einander überein. Die Felsenbank besteht aus ein bis zwei Fuß dicken Lagen, und ruht auf Erde. Sie hat gegen den Fluß zu eine schräge Lage, und man bemerkt deutlich, daß die untere Erde fortgerissen worden, und den Anfang einer Höhle gemacht habe. Etwas weiter hin giebt es Stücke von der nämlichen Bank, die ohne Zweifel oben abbrachen, und so in den Fluß fielen. Sechszig bis achtzig Klafter von der Brücke, auf dem Wege nach Flacq zu, ist die Fesenbank, auf welcher man geht, auf einer Breite von dreißig bis vierzig Klaftern dem obern Theil eines großen etwas eingebogenen Gewölbes ähnlich. Sie erstreckt sich links und rechts noch sehr weit, und verliehrt sich im Gehölze. Ohne Zweifel liegt dies natürliche Gewölbe auf einem Bette von Erde, und wird, wenn diese Erde künftig von Wasser weggerissen werden sollte, eine Höhle machen. Vieleicht ist diese Höhle schon vorhanden, wenigstens giebt es zwei bis drei Meilen davon an der Mündung dieses Flusses einige sehr

tiefe

tiefe Höhlen. Ein groſser Theil des Weges vom Wallfluſſe bis nach Flacq geht über Felſenbänke weg. Dieſer Weg ſcheint an verſchiednen Stellen hohl zu ſein, indem die Tritte der Pferde einen hohlen Laut verurſachen.

Ein Theil der Pflanzungen auf den Anhöhen von Flacq macht wegen der Menge Steine, die ſie einſchlieſſen, einen ſehr traurigen Anblick. Man findet auch verſchiedne kleine platte Hügel, die aus einem Felſenſtücke beſtehn, wovon einige Stücke erhabner ſind, als die übrigen, und ſo eine Art von Waſſerrinnen machen. Die niedrigern Pflanzungen nahe am Meere ſind nicht ſo ſteinigt, und haben einen beſſern Boden, weil die Regengüſſe die Erde aus den höhern Gegenden wegſpülen, und hier abſetzen.

Dieſe und verſchiedne andre auffallende Umſtände zeigen deutlich, daß die Inſel nicht durch den Ausbruch feuerſpeiender Berge und Erdbeben umgeſtürzt worden, wie man dort durchgehends glaubt. Denn wie hätte eine Gewalt die Inſel ſo erſchüttern können, daß ungeheure Felſenſtücke aus ihrem Eingeweide auf die Oberfläche derſelben geworfen wurden, ohne die wagrechte Lage der Erdſchichten, die man in den Bergſtrömen und an verſchiednen andern Stellen antrift, zu unterbrechen.

Feuerspeiende Berge lassen andre Spuren ihrer Verwüstungen, als Laven, verkalkte und verglasete Steine, Bimssteine und Asche zurück, wovon man auf Isle de France keine Spuren findet. Die Berge haben fast alle einen scharfen Rücken. Die, welche einen platten Gipfel haben, sind alle so fest, als wenn sie mit Steinen gepflastert wären, welches auch von einer gewissen Art von Ordnung zeugt. Man findet nirgends eine Spur vom Trichter. Alle diese Berge sind mit Erde und Gehölzen bedeckt gewesen. Jezt sind die Gipfel alle abgespült, welches auch bei meinem dortigen Aufenthalte sich mit dem Berge von Moka ereignete. Einige Theile dieses Berges sind von Erde und Bäumen entblöst, und ich sah alle Jahre von der Enge aus, die diesem Berge gegenüber liegt, den Fortgang der Verwüstungen, welche die Regengüsse und Stürme daselbst verursachten. Bei starken Regengüssen machten diese kahle Stellen kleine Wasserfälle, die nicht lange dauren, aber einen angenehmen Anblick machen. Auf diese Art wurden auch die Berge der drei Zitzen (des trois Mammelles), Pieterbot u. s. w. ihrer Erdrinde beraubt. Es giebt zwar auch einige Bimssteine auf Isle de France, allein blos auf einer Stelle, welche unter dem Winde der Insel ist, nämlich auf den Ambrainseln. Diese Inseln sind von Korallen, und folglich ganz kahl, und man kann daher leicht einsehn, daß diese

Bims-

Bimssteine aus dem feuerspeienden Berge der Insel Bourbon herrühren, und von dem Winde und Strömen dahin geworfen werden.

Auch die Höhlen habe ich untersucht, welche einige für die Oefnungen der alten Feuerschlünde ansehn, und fand, daß sie bloße Felsenhöhlen waren, die ehemals auf Thon oder Erde ruhten. Diese Höhlen halten sich durch sich selbst, wie durch Kunst gemachte Gewölbe, weil die Erde, welche sie trug, weggespült wurde. Dies beweist auch der Umstand, daß alle diese Höhlen an abhängigen Stellen sich befinden, wie auf den Ebenen Willems u. s. w.

Am schwersten lassen sich in diesen Höhlen die regelmäßigen Absätze und Einfassungen erklären, die überall gleiche Höhe und Breite haben. Ich habe dies vorzüglich in der Höhle Piton de la Decouverte in der Pflanzung des Herrn le Juge, ehemaligen ersten Mitgliedes des höhern Rathes, bemerkt. Da diese Höhle noch jezt für eine Oefnung des vermeintlichen Feuerschlundes gehalten wird, der die Insel verheert haben soll, so trieb mich die Neugierde an, ihn genauer zu untersuchen, wobei mir Herr le Juge sehr behülflich war.

Diese Höhle liegt auf einer leichten Anhöhe. Vor dem Eingange fand ich eine Art von walzenförmiger Oefnung, die ungefähr zwanzig Schritt breit, und rund umher so genau in den Felsen

gehauen war, als es die Einfassung eines Ziehbrunnens irgend sein kann. Diese Oefnung mag zehn bis zwölf Fuß tief sein, und die Steine sind so vollständig und unversehrt, daß das Feuer unmöglich Wirkung darauf gehabt haben kann. Man steigt in diese Oefnung auf einem leichten Abhange hinab, der von weggerollter Erde und Steinen entstanden, und grade der Thür der Höhle gegenüber ist. Beim Eingange der Höhle kömmt man immer noch auf dem nämlichen Abhange unter eine Art von Bogengang, und steigt darauf noch ungefehr acht bis zehn Fuß tiefer in eine Höhle hinab, die siebzig bis achtzig Fuß lang und funfzehn bis zwanzig Fuß breit ist. Nach meinem Augenmaaße betrug die Höhe etwa zwölf bis funfzehn Fuß; denn ich maaß blos die Länge und Breite. Diese Höhle hat ein herrliches Gewölbe von ungeheuren Felsenstücken. Bei acht angezündeten Lichtern, wovon ich selbst eines in der Hand trug, konnte ich noch meinen Weg vor mir nicht hell genug sehen, und daher kam ich den Nachmittag zurück; denn da der Eingang nach Westen liegt, und die Sonne in denselben scheint, so kann man ihn alsdann gut untersuchen. Das Wasser schwizt im ganzen Umfange der Höhle aus dem Gewölbe derselben; der Boden ist sehr weich, und die Erde schwärzlicht. Die Wassertropfen machen im herabfallen ein kleines Loch, und verliehren sich darauf in der

Erde,

Erde, die aber dennoch feſt genug iſt, einen Menſchen zu tragen, ungeachtet ich überall einen Stock fünf Fuß tief ohne Mühe hinabſtoßen konnte.

Faſt die ganze Länge hinab läuft auf beiden Seiten ein etwas ſchräger Abſatz, der drei bis vier Fuß hoch iſt. Ich kroch am andern Ende der Höhle mit vieler Mühe durch ein kleines Loch, durch welches ich kaum gekommen ſein würde, wenn ich mich nicht an Lianen und Sträuchen, die vor demſelben ſtanden, gehalten hätte. Dieſe Höhle ſcheint mir durch Einſinken des Erdreichs entſtanden zu ſein. Sonſt war ſie vermuthlich tiefer, wird jezt aber immer ſeichter, da der Regen immer etwas mit hineinſpühlt.

Dieſe Abſätze in den Höhlen ſind um deſto merkwürdiger, da die Berge ſelbſt, die Ketten mit einander machen, ähnliche Abſätze zu haben ſcheinen. Wenn man die Vertiefung des Lontarfluſſes bei der Pflanzung der Geiſtlichen an der Bergkette auf der rechten Seite, wenn man den Fluß hinaufgeht, unterſucht, ſo findet man, daß dieſer Berg lothrechte Abſätze über einander hat, die in der ganzen Länge deſſelben fortlaufen. Eben dergleichen findet man am langen Berge auf der linken Hand. Die nämliche Bemerkung macht man an den Bergen, welche die ſo genannte höfliche Bucht (Anſe courtois) machen, über welche man nach dem Quartier von Moka kömmt. Dieſe Abſätze haben eine etwas ſchiefe Richtung,

und die Oefnungen zwischen diesen Bergen laufen bei Port Louis in einen Punkt zusammen. Der höchste von diesen Bergen ist nach den Messungen des Herrn Abts de la Caille über vierhundert Klafter über der Oberfläche des Meeres erhaben. Sie bestehn aus harten Felsen, die aber von den Quarzsteinen, welche in der Erde entstehn, etwas verschieden sind. Als ich mit Herrn de Chasal 1770 auf den Gipfel des Bimstein-Berges (du Ponce) stieg, wo man an einem Wege arbeitete, warfen wir ein Stück Stein, das dort ausgegraben ward, in den daselbst angelegten Arbeitsofen, und fanden, als wir ihn fast geschmolzen herauszogen, ein Korn Blei oder Zinn von der Größe eines großen Nadelknopfs an demselben, welches Herr de Chasal aufbewahrte.

Sonst schien mir dieser Berg, wie alle übrigen, aus wagrechten, lothrechten oder schiefen Lagen von Spat zu bestehn, in dessen Innern sich kleine Kristallen befanden. Dieser Fels ist sehr hart, und an einander hangend. Das Sprengen mit Pulver hat wenig Wirkung, weil die Luft vermuthlich sich durch die Spalten der Lagen drängt, welche ohne Zweifel, so fest sie auch an einander zu hangen scheinen, doch viele unmerkliche Zwischenräume haben müssen.

Scheidewasser, welches ich bei mir hatte, und auf ein Stück von diesem Steine goß, verursachte an vielen Stellen ein Aufbrausen. Dieser Felsen-

berg

berg ist umher mit einer dünnen Rinde von Spat bedeckt, die man leicht von demselben losmachen kann. Aber noch merkwürdiger ist die Lage Dammerde, die sich oben auf demselben befindet, und dritthalb bis drei Fuß dick ist. Es giebt ebenfalls in dieser Rinde von der runden Art Steine, welche man auf der Oberfläche der Insel antrift, und aus Quarz bestehn. Diese Erdlage, die sehr gut und fett zu sein scheint, nährt auch die Bäume, welche auf dem Berge stehn, und recht gut fortkommen. Auf dem Gipfel dieses Berges ist ein platter und rund umher sehr schroffer Absaz, der wenigstens anderthalb Meilen im Umkreise hat. Dies Erdreich fällt nach der höflichen Bucht zu etwas ab, und erhebt sich alsdann allmählich bis an den Fuß des Bimsteinberges, der noch weit höher ist, aber auch ganz aus Fels besteht. Der erwähnte Absaz ist mit sehr schönen Bäumen besezt. Man hatte einen Weg in diesen Berg angefangen, um die Reise vom Hafen nach dem Quartiere von Moka zu verkürzen, welches grade hinter demselben liegt. In dem Durchschnitte in diesem Berge machte ich die eben angeführten Beobachtungen über die Beschaffenheit des Erdreiches.

Ich fand auf diesem Absatze drei kleine seichte Bäche, welche den Felsen hinab sich in die höfliche Bucht stürzen. Mit weniger Arbeit nach der Seite des Hafens zu würde man aus diesem

Absatze eine unüberwindliche Festung machen, und diese mit bloßen Steinen vertheidigen können. Man versicherte mir zu Isle de France, daß diese Stelle der Aufmerksamkeit des Herrn de la Bourdonnaie nicht entging, der aus demselben einen sichern Zufluchtsort machen wollte. Die kleinen Bäche, die man dort antrift, würden ein großes Hülfsmittel für die Besatzung sein, da der Feind sie nicht ableiten kann. Und wenn das Wasser etwa nicht hinreichend wäre, so könnte man eigene Behälter zur Aufbewahrung desselben machen. Man müßte auch sorgfältig auf die Erhaltung des Holzes sehn, weil sie das Wasser gegen die Sonnenhitze schützen, welche es sonst bald austrocknen würde, da es seine Entstehung auf diesem kleinen Raume blos dem Regen und der kühlen Luft zu danken hat. Ausserdem würde man Gefahr laufen, die Erdlage ganz zu verliehren, welche diesen Absatz bedeckt, und die ohne das dicke Holz leicht weggespült werden würde, da sie ohnehin aus einem fetten Lehm besteht. Sie bekömmt auch durch die Bäume beständig neuen Zuwachs, so wie dies bei allen Gewächsen der Fall ist.

Wenn man an der Vertiefung des Hafens nach diesem Hügel geht, kömmt man mitten über Felsenstücke und Erdklumpen weg, die von dem Berge herabgerollt sind. Das ganze Erdreich auf dem Marsfelde und an der Vertiefung des Hafens besteht aus einer Lage von Thonerde, mit

unter-

untermischten Kieselsteinen; und unter dieser Lage würde man vermuthlich die Felsenbank antreffen, welche man in der Stadt und beim Eingange dieser Ebene gewahr wird.

An dem Bette zweier kleiner Flüsse, welche von den Bergen an der Vertiefung des Hafens herabkommen, und diese Ebene längst dem Berge der Entdeckung durchkreuzen, kann man deutlich sehen, daß das Erdreich in dieser Gegend gar keine Festigkeit hat; indem es blos aus Kieselsteinen und wenig Thonerde besteht. Von jenen ist ein großer Theil schon abgeblättert. Diese Erdlage von Thon mit Kieselsteinen, die man auf dem ganzen weitläuftigen Marsfelde antrift, erstreckt sich noch jenseits des kleinen Berges, der mit dem Marsfelde fast wagrecht liegt. An einigen Stellen ist diese Thonerde fast ganz rein, und man kann acht bis zehn Fuß lange Stöcke hineinstecken, ohne Widerstand anzutreffen. Verschiedne Leute gaben diesen Stellen den Namen des Zittermoors.

Von dem kleinen Berge erstreckt sich die nämliche Erdlage jenseits des Contarflusses bis an einen kleinen Fluß, bei welchem sich das Erdreich zu erheben anfängt, und man kann ihr um den langen Berg herum bis an den Fuß des Pieterbort nachspüren. Selbst auf dem Wege nach dem großen Flusse in der höflichen Bucht findet man sie wieder am Fuße der Berge; woraus man schließen kann, daß die Berge der Vertiefung des

Hafens, der Berg der Entdeckung, der kleine und lange Berg, und sogar der Pieterbort auf einem Bette von Thonerde ruhn.

Wenn man nach dem Quartier von Moka kömmt, findet man wieder Thonerde am Fuße des Berges gleiches Namens, den man zur linken Hand sieht. In dieser Gegend findet man zur Rechten den ersten Wasserfall, dessen ich vorhin schon erwähnt habe. Da die beiden andern Wasserfälle fast wagrecht mit dem vorigen liegen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese drei Flüsse auf einer Erdlage von Thon fortfliessen, und dieselbe blos an diesen Stellen durch die Heftigkeit ihres Stromes fortgerissen und zerstöret haben.

Alle erwähnte Umstände zeigen meiner Meinung nach sehr deutlich, daß Isle de France seine jetzige Gestalt nicht der unmittelbaren Würkung eines feuerspeienden Berges zuzuschreiben habe.

Auf der Insel Bourbon giebt es einen feuerspeienden Berg, der aber nur einen kleinen Raum einnimmt. Zeit und Umstände erlaubten mir nicht, ihn zu untersuchen; aber so viel ist gewiß, daß man, ungeachtet dieses feuerspeienden Berges, vom Quartier St. Denys bis an die Spitze St. Gilles die nämlichen Erdlagen, wie auf Isle de France antrift. Das Quartier St. Denys, welches ganz flach und eben ist, zeigt eine solche Lage von Erdarten über einander, die hinreichend beweisen, daß sie lange nach dem Ausbruche eines

feuer-

feuerspeienden Berges entstanden sein müssen, wenn anders die Insel je durch einen solchen Ausbruch umgestürzt worden.

Man bemerkt diese Lage am besten an den steilen Ufern des Flusses St. Denys, der über dem Erdreiche, auf welchem die Stadt steht, wenigstens funfzig bis sechszig Fuß Tiefe hat. Die Ufer desselben bestehen aus Felsenschichten, die wagrecht über einander liegen, und die mit einer Lage von trockner sandigter Erde bedeckt sind, auf welcher eine Menge Kuhblumen wächst.

Am Ufer des Meeres findet man eine Menge großer glatter Kieselsteine, welche das Meer mit einem schrecklichen Getöse hin und her wälzt. Das Merkwürdigste dabei ist, daß unter der wagrechten Felsenlage eine zweite Lage von glatten Kieselsteinen befindlich ist, die denen am Ufer des Meeres oder auf dem Grunde des Flusses völlig gleich sind. Wenn man den Fuß der Berge von St. Paul auf dem Wege nach der Spitze von St. Gilles untersucht, welcher über eine halbe Meile beträgt, so findet man, daß alle Felsenlagen, die sehr beträchtlich sind, auf eine Lage runder Kiesel ruhen, die mit wenigem Sande eine Art von festem Körper bilden. Der Sand zu St. Paul selbst besteht blos aus zerriebenen Kieseln, mit welchen dieser Theil der Insel angefüllt ist. Die ganze dortige Küste ist sehr steil, und an einigen Stellen ungemein hoch. Die Spitze St.

Gilles

Gilles giebt eine Art von Vorgebürge ab, und man sieht an dieser Spitze sehr deutlich, daß die Lagen nicht alle wagrecht laufen, sondern auf eine beträchtliche Weite der schiefen Richtung des Berges zu folgen scheinen, welche sich auf neun bis zehn Grad zu belaufen scheint. Die nämliche Richtung fand ich auf dem Wege von St. Denys nach St. Paul, der zwischen Bergen wegläuft, die etwa fünfhundert Klafter hoch sind.

Alle diese Berge nehmen auf der Mitte der Insel ihren Ursprung, und laufen strahlenweise aus einander, so daß sie wahrscheinlich blos durch die heftigen Ströme entstanden sind. Drei von diesen Bergen sind ausserordentlich steil, und man steigt von ihrem Gipfel in einem ununterbrochenen Abhange bis an die Meeresfläche herab. Auf diesem Wege habe ich zweimal sorgfältig das Erdreich untersucht, und gefunden, daß die Erdschichten nicht wagrecht, sondern gegen das Meer zu in einer schiefen Richtung lagen, welche der Richtung des Berges völlig gleich zu sein schien.

Herr de la Nux versicherte mir auch, daß in den sogenannten Bergströmen alle Schichten eine schiefe Richtung hätten. Das Merkwürdigste hiebei ist, daß man aus der bekannten schiefen Richtung der Erdschichten, die ich an der Spitze St. Gilles ungefähr auf neun bis zehn Grad schätzte, und der bekannten Weite zwischen dieser Spitze und dem Mittelpunkte der Insel beinahe

die

die Höhe der Insel so genau berechnete, als sie nach meiner und des Hrn. de la Nux Messung angegeben war. Sollte man daher nicht fast glauben, daß irgend ein unterirdisches Feuer oder eine andre Ursache den Felsenklumpen, welchen man die Insel Bourbon nennt, aus dem Grunde des Meeres erhoben hätte?

Isle de France scheint ihre Entstehung einer ähnlichen Ursache zu danken zu haben; denn diese beiden Felsen haben nichts ähnliches mit Madagaskar. Diese leztere Insel scheint ehemals einen Theil von Afrika ausgemacht zu haben, allein bei Bourbon und Isle de France findet man keine Spuren eines Zusammenhanges mit dem festen lande. Die Quartiere St. Denys und St. Paul, welche aus zwei Ebenen bestehn, die sich bis an die Gebirge erstrecken, sind vermuthlich nach der erwähnten Epoche aus Ueberbleibseln der obern Erdrinde und platten Kieseln entstanden, welche das Meer dort auswarf. Das Quartier St. Paul scheint blos aus einer Lage von Sand und Kieseln zu bestehn, und diese Art Damm hat noch so wenig Zusammenhang, daß das Meer ihn beim Orkan von 1746 an verschiednen Stellen durchbrach, und das ganze Quartier zu verschlingen drohte.

Ich habe selbst bemerkt, daß zu gewissen Zeiten, wenn das Meer sehr hoch gieng, es mit solcher Gewalt ans Ufer schlug, daß man die

Erde

Erde unter den Füßen zittern fühlte. Ich habe dies vorzüglich bei der Spitze von St. Gilles bemerkt.

Die Ursache dieser heftigen Erschütterungen des Quartiers von St. Paul, welche selbst beim schönsten Wetter statt finden, weiß ich nicht genau zu erklären, allein vieleicht trägt ein unterirdisches Feuer dazu bei. Denn wenigstens bemerkt man am Ufer des Meeres, so wie eine Welle sich zurück zieht, eine Art von heißem Dunste, der plötzlich auf das Gesicht stößt.

Das Hospital von Port Louis liegt auf einer Korallenbank, auf welcher man auch den Anfang eines Forts antrift, welches Herr de la Bourdonnaie anlegen wollte. Diese Bank läuft eine Viertelmeile See-einwärts um die ganze Insel herum, einige felsichte Stellen ausgenommen, bei welchen das Meer unmittelbar an die Insel stößt.

Beim Hospitale ist diese Korallenbank über zehn Fuß über der Meeresfläche erhaben, und scheint durchgehends vom kleinen Fluß bis nach Flacq, welches beinahe den dritten Theil des Umfangs der Insel beträgt, die nemliche Höhe zu behalten.

In der Ebene bei Port Louis, welche das Feld (le Camp) genannt wird, habe ich nicht völlig eine Viertelmeile von dieser Bank des Hospitals, Brunnen von vierzig bis funfzig Fuß Tiefe ausgraben sehn. Man fand blos eine Lage Kiesel,

Kieſel, und eine Art Thon, die Kalk- und Linſenſteine enthielt, die denen völlig ähnlich waren, welche man in den Steinbrüchen von Montmartre antrift. In dieſen Brunnen, die meiſt bis auf die Meerfläche herabgiengen, zeigte ſich keine Spur von Korallen, und folglich geht die Korallenbank vom Hoſpitale nicht bis dahin. Man findet auch an keinem andern erhabenen Orte der Inſel eine Spur von Korallen oder Muſcheln, welche doch ſonſt ſo häufig rund um die Inſel herum liegen. Das ganze Erdreich und das Bette der Bergſtröme beſteht aus einer glasbaren Sanderde. Die Berge beſtehn aus Felſen, welche mit einer dünnen Lage einer ebenfalls glasbaren Erde bedeckt ſind. Ich ſehe daher keine Zeichen, daß das Meer Isle de France jemals bedeckt habe. Da die erwähnte Korallenbank ein Werk deſſelben iſt, ſo kann man ſicher daraus ſchlieſſen, daß die hieſigen Gewäſſer mit Polipen angefüllt ſein müſſen.

Ich konnte an der Bank zweierlei Arten unterſcheiden. Die eine läuft ſtrahlenweiſe, und beſteht aus feinen und dichten wurmförmigen Röhrchen, daß ſie eine feine harte Maſſe bilden. Die zweite Art ſchien mir kein unmittelbares Werk dieſer Thiere zu ſein, da ihre Theile nicht die geringſte Ordnung unter einander zu haben ſcheinen. Sie ſind in der Lage ihrer Theile den Sandſteinen ziemlich ähnlich, aber in ihren Eigenſchaften ſehr

davon

davon verschieden, indem sie sich verkalken lassen. Diese Korallensteine sind vermuthlich eine Mischung aus sehr feinem verkalkbaren Staube und zerbrochenen Muscheln. Ihre Entstehung ist vermuthlich ein Werk des Wellenschlages, wodurch die Korallen und Madreporen zertrümmert und zu einem feinen Staube gemacht wurden. Diesen Staub warf das Meer in der Folge auf Klumpen zusammen, woraus vermittelst irgend einer klebrichten Materie so harte Steine entstanden, daß man sie beim Bauen brauchen kann. Diese zweite Art hat also eigentlich der ersten ihren Stoff zu danken; dabei bekommt man aber aus einer gleichen Menge derselben mehr Kalk, als von der ersteren.

Die Korallenbank am Hospitale besteht fast ganz aus der ersten Art. Sie ist hundert und vierzig Klafter lang und achtzig Klafter breit. Auf der rechten Seite liegt ein kleiner Seearm und auf der linken der Hafen. Sie ist über der Meeresfläche ungefähr zehn Fuß erhaben, und hat nach der Hafenseite einen leichten Abhang, auf welchem man hinaufsteigt. Sonst ist er auf dieser Seite senkrecht abgehauen. An demselben liegen die Schmieden des Hafens. Der Anfang dieses Vorgebirges, wenn ich es so nennen darf, besteht aus großen vier bis fünf Fuß hohen Quarzstücken, die auf einem röthlichen Sande ruhn. Dieser Sand, der mit dem auf der Insel einerlei Beschaffenheit hat, braußte mit Scheide-

wasser

wasser nicht auf. Die Korallenbank, die ebenfalls vier bis fünf Fuß dick ist, ruht unmittelbar auf der Felsenbank. Fast das nämliche sieht man bey der Pulvermühle, dem Hospitale gegen über. Die Böttcherinsel (Isle aux tonneliers) besteht ebenfalls aus einer Bank von Korallen und Muschelwerk, die etwa eine halbe Meile lang und eine Viertelmeile breit ist.

Im Quartiere Flacq giebt es zwey große Ebenen von der nämlichen Art, die sich auf beiden Seiten des Hafens gleiches Namens erstrecken, und mit einem feinem kurzen Grase bedeckt sind. Auch bei dem großen Meerbusen und dem kleinen Flusse giebt es solche Ebenen. Fast alle diese Ebenen werden bei Orkanen überschwemmt, und verschiedne von diesen Bänken sind senkrecht gespalten. Die Felsenbänke zwischen Portlouis und dem großen Flusse sind ebenfalls mit einer Lage von Madreporen bedeckt.

Ausser diesen Korallenbänken, welche das Meer scheint gebildet und verlassen zu haben, ist die Insel fast ganz mit Riffen umgeben, die sich größtentheils etwa eine halbe Meile weit ins Meer hinaus erstrecken. Bei der Fluth sind sie ganz bedeckt, bei der Ebbe hingegen ist innerhalb des ganzen Raums, den sie einschliessen, das Meer nicht über anderthalb bis zwei Fuß hoch, und an verschiednen Stellen kann man auf den Riffen selbst umhergehn, welches bei stillem Meere und heiterm

Wetter ungemein angenehm ist. Man spatziert unter einem Walde von Korallen von allerlei Farben herum, deren Stamm ganz ausser dem Wasser ist. Zuweilen kriechen die Polypen in Gestalt von Federbüschen aus ihren Wohnungen heraus. Man sieht überall die schönsten Fische von verschiednen Farben, Meerschwämme u. s. w. Auf dem Grunde findet man ausserdem eine Menge Seeäpfel, die aber am häufigsten an den Höhlen der Korallen sitzen, aus welchen man sie wegen der engen Oefnungen nicht unversehrt ziehn kann. Nach heftigen Stürmen ist das ganze Meerufer voller Trümmer von Madreporen und andern Korallenarten. Nahe am Riff wird das Meer plözlich so tief, daß die Schiffe nahe daran vorbei in den Hafen segeln können.

Diese Riffe bestehn auch blos aus Korallen und Madreporen, welche von Polypen über einander aufgehäuft wurden. Sie nehmen noch immer an Höhe zu, theils weil diese Thiere täglich ihre Arbeit fortsetzen, theils auch, weil das Meer oft neue Korallen und andern Stoff anspühlt.

Man kann an einigen Orten an den Spuren des ausgeworfenen Stoffes sehn, wie hoch die Wellen bei Orkanen gestiegen sind, und ich schliesse hieraus, daß man dereinst noch trocknes Fußes bis an die Riffe wird gehn können. Der Zwischenraum zwischen derselben und der Insel wird aus eben solchen Ebenen bestehn, als ich vorhin beschrie-

beſchrieben habe, und deren Urſprung man daraus auch leicht erklären kann.

Die Ambrainſeln unter dem Winde von Isle de France beſtehen ebenfalls aus einer Korallenmaſſe, welche das Meer vor Zeiten anſezte, und nachher verließ. Man kann auch ſicher annehmen, daß alle dieſe Inſeln und Korallenflächen auf einer Grundlage von glasbaren Sand und von Quarzfelſen ruhn. Und dieſe Grundlage iſt eine Verlängerung von Isle de France, welches, nach der ſchiefen Lage ſeiner Schichten zu urtheilen, ſo wie die Inſel Bourbon aus dem Grunde des Meeres hervorgekommen zu ſein ſcheint.

Dritter Abſchnitt.

Von leuchtenden Kugeln und einem aus der Erde herausgefahrnen Blitze.

Man ſieht zu Port Louis von Zeit zu Zeit leuchtende Kugeln, woran die hohen Berge Schuld ſind, welche die Winde aufhalten, und Luftfeuer dadurch hervorbringen und unterhalten. Ich bemerkte den 1 Dezember 1760 eine von dieſer Art Kugeln auf ungefähr achtzehn Grad Höhe, und ihr Durchmeſſer betrug ungefähr zwanzig Minuten. In dem Augenblick, da ſie ſich entzündete, theilte ſie ſich in zwei kleine Feuerpiramiden, die mit den Grundflächen gegen einander über ſchwebten. Sie blieben auf der nämlichen Höhe,

da unterdessen ein drittes kleineres Stück einige Grade weiter herabstieg. Die ganze Erscheinung geschah ohne Knall, daurete fünf bis sechs Stunden, und verbreitete eine sehr große Helle.

Den 11 Junius 1762, drei Viertel Stunden nach Sonnenuntergang, erschien eine Kugel in der Gegend des Scheitelpunktes, die dem Anscheine nach weit größer, als die Sonne, und ganz strahlicht war. Sie erlosch plötzlich ohne Knall im Südosten, hinter dem Gipfel der Berge, und schlepte einen Schweif hinter sich, wie Schwärmer zu thun pflegen. Sie brachte auf ihrem Fluge etwa dreißig Sekunden zu.

Unter diese Luftfeuer gehören vermuthlich auch die Blitze, die ich eines Abends zu Port Louis nach einem schwülen und regnichtem Tage bemerkte. Die Wolken, welche gewöhnlich über den Gebirgen am Hafen schweben, hatten sich auf die Hälfte derselben herabgesenkt, und waren höchstens noch zwei hundert Klafter über der Oberfläche des Meeres erhaben. Sie flogen so schnell, daß man sie für Vorboten eines Stoßwindes ansah, welche in dieser Jahrszeit häufig zu sein pflegen. Es erfolgte jedoch blos Regen darauf, der am nächsten Morgen vorzüglich stark war. Den Abend blizte es stark, aber die Blitze sahen großen Feuerkugeln ähnlich, die schnell vorüberflogen, und ohne Knall verloschen. Die merkwürdigste Lufterscheinung bemerkte ich am 19 April des Abends, einige

Minuten

Minuten nach sechs Uhr, da die Sonne kaum unter dem Horizonte war. Ich gieng ganz allein auf dem Marsfelde spatzieren, und ward plötzlich, ungeachtet es noch heller Tag war, ein starkes Licht gewahr. Ich kehrte mich schnell um, und erblickte im Südosten ungefähr auf 45 bis 50 Grad Höhe zwei kleine Rauchwolken, die ich ungefähr eine Minute lang beobachtete. Sie schienen sich allmählich nach dem Striche des Südostwindes zu verlängern. Das Wetter war dabei ungemein heiter. Da ich noch nichts ähnliches bei den Kugeln bemerkt hatte, welche ich auf dieser Insel sah, so erregten diese Wolken nicht wenig meine Bewunderung. Ich ging ungefähr zwei Minuten weiter fort, und wie ich mich umdrehte, war der Rauch noch nicht verschwunden, sondern die beiden Wolken waren weit länger und dünner geworden. Einen Augenblick darauf hörte ich zwei dumpfe Schläge, wie zwei sehr entfernte Kanonenschüsse, die zwei Sekunden nach einander abgefeuert wurden.

Nach meiner Rechnung daurete die Zeit zwischen dem Blitze und dem Schlage ungefähr viertehalb Minuten, welches eine Entfernung von acht Parisermeilen anzeigt. Da ich diese Erscheinung aber auf 45 bis 50 Grad Höhe bemerkte, so mußte die Stelle, wo man sie auf 90 Grad, oder unter dem Scheitelpunkt sah, sechs Meilen entfernt sein; und die Kugeln müßten sich unge-

fähr sechstehalb Meilen über der Oberfläche der Insel entzündet haben. Herr Fortin, der sich sehr auf die Mathematik legte, hatte diese Erscheinung ebenfalls auf dem langen Berge bemerkt. Er sah zwei feuerrothe Blitze schnell hintereinander, und darauf die eben beschriebenen Wolken. Er sezte die ganze Dauer der Erscheinung auf sechstehalb Minuten. Der Pater Feyjo erwähnt vieler Beispiele von aus der Erde bei Stürmen herausgefahrnen Blitzen. Der Abt Chappe hatte eine ähnliche Erscheinung auf der königlichen Sternwarte beobachtet.

Ich bemerkte dergleichen ebenfalls 1771 im Hornung zu Mondesir, dem Landhause des Herrn Intendanten. Am Morgen war es schön Wetter, mit einer leichten Kühlung aus N. O., aber bald darauf zeigten sich einige Wolken über den Bergen am Hafen. Allmählig erstreckte sich dies Gewölbe aus Südosten nach Nordwesten weit ins Meer hinaus, und drehte sich zugleich längst der Küste nordwärts von der Insel mit zwei winklichten Armen aus. Es mußte sehr hoch stehn, da es über dem Gipfel der Berge, die vierhundert Klafter hoch sind, weit erhaben war. In diesem Zustande blieb es eine ziemliche Zeit, nur erhielt es durch die Nordwinde beständig neuen Zuwachs, welche die Dünste aus dem Meere gegen die Gebirge zutrieben. Es senkte sich darauf ziemlich schnell, und bedeckte schon um zehn Uhr den Gipfel der

Berge.

Berge. Es fing hierauf zwei Stunden lang heftig an zu regnen, und während dieses Regens erfolgten drei heftige Donnerschläge, wovon der erste der stärkste war, die ich jemals in Indien gehöret habe.

Wir saßen ruhig auf der Gallerie, dem Garten gegenüber, und sahen dem Regen zu, als wir auf einmal funfzehn bis zwanzig Schritt von uns hinter dem Giebel des Hauses ein Licht erblickten, das nicht aus dem Gewölke kam. Es erschien so schnell, als wenn in der angegebenen Entfernung eine Kanone abgeschossen wäre. In dem nämlichen Augenblicke hörten wir einen Knall, als von verschiedenen großen Kanonen, mit einem starken Klange, als Bomben verursachen, wenn sie aus dem Mörser fliegen. Die beiden Donnerschläge folgten einige Sekunden auf diesen Bliz.

Vier Stunden nach dem Schlage kamen wir bei der Stelle vorbei, aus welcher wir den Bliz hatten fahren sehn. Ungeachtet es stark geregnet hatte, bemerkten wir wider alles Vermuthen einen starken Schwefelgeruch, ungeachtet wir gleich nach dem Blitze nichts davon gespürt hatten.

Vierter Abschnitt.

Von der Beschaffenheit der Luft zu Isle de France und Bourbon; der Güte des Bodens; den dortigen Produkten und zum Handel tauglichen Waaren.

Da Isle de France ungefähr auf zwanzig Grad südlicher Breite liegt, so muß es daselbst sehr heiß sein, jedoch findet die nämliche Hitze nicht überall statt. Zu Port Louis ist es fast immer sehr heiß, zu Moka hingegen, auf der Ebene Willems und dem ganzen Theile der Insel, der unter dem Winde liegt, ist die Luft weit gemässigter. Denn diese Quartiere sind wegen ihrer höhern Lage dem Südostwinde weit mehr ausgesetzt, der fast in einem fort weht, und da er Berge und Wälder in seinem Striche berührt, die Luft merklich abkühlen muß.

Das Feld, oder die Stadt von Port Louis, liegt fast in gleicher Fläche mit dem Meere, und ist mit einer Kette von Bergen umgeben, wovon der geringste wenigstens zweihundert Klafter hoch ist. Die vornehmsten, die über dem Winde liegen, haben eine Höhe von beinahe vierhundert Klafter. Der Ort selbst liegt von Nordosten nach Südwesten unter zwanzig Grad südlicher Breite. Wenn die Sonne von der Mittagslinie sich nach dem Wendekreise des Steinbocks zu drehr, so erwärmt sie almählig das Erdreich zwischen

den

den Bergen, und die Berge selbst, welche alsdann, vorzüglich im Sommer, die Wirkung eines Reverberirofens hervorbringen, so daß man nicht leicht eher, als eine halbe Stunde vor Sonnenuntergange einen Spatziergang wagen kann. Wenn bei Tage eine kleine flüchtige Wolke die Sonne bedeckt, so fällt der Thermometer gleich zwei bis drei Grad, und steigt eben so schnell wieder, wenn das Gewölk vorüber ist. Die Hitze ist jedoch erträglich, wenn der Wind aus Südosten oder Südsüdosten weht, weil diese Winde von Natur kühl sind, und es noch mehr dadurch werden, daß sie fast über die ganze Insel wehn, welche noch größtentheils mit Holz bedeckt ist. Außerdem müssen sie über die hohen Berge sich gewissermaßen in die Ebenen herabdrängen. Allein wenn die Winde sich durch Süden nach Westen, und vorzüglich nach Nordwesten drehn, welches man Seewinde zu nennen pflegt, so sind sie fast immer schwach und zugleich sehr heiß, indem die Nordwinde dort so sind, als bei uns die Südwinde, da die Sonne immer im Norden steht. Ausserdem werden sie durch die Berge zurückgehalten, welche sie verhindern, frei durchzudringen und sich oft genug zu erneuren. Diese Winde herschen gemeiniglich vom November bis zum April. Hiezu kömmt noch die Nähe der Sonne, die jährlich zweimal durch den Scheitelpunkt tritt, nämlich im November und Januar.

Zu Paris kann man kaum vor Hitze mehr athmen, wenn der Reaumüriſche Thermometer einmal in vielen Jahren auf dreiſſig bis ein und dreiſſig Grad ſteigt, und ſich einige Stunden darauf erhält. Zu Fort Louis hingegen bleibt er oft fünf bis ſechs Tage hinter einander auf dieſer Höhe von zwölf Uhr Mittags bis vier oder gar fünf Uhr Abends. Aber auch dort wird man dadurch äußerſt abgemattet.

Ich hatte viele Mühe, mich an dies eben nicht ſehr geſunde Klima zu gewöhnen. Bei meiner Ankunft bekam ich einen ruhrartigen Durchfall, der über einen Monat dauerte, und mich zwang, vom Hafen nach dem Quartiere Flacq zu ziehn, wo ich mich vierzehn Tage aufhielt. Nach meiner Rückkehr zum Hafen ward meine Geſundheit wieder hinfällig, und ich ſah mich zum zweitenmale genöthigt, dieſen ſchwülen Aufenthalt zu verlaſſen, und mich nach der ſogenannten Schanze zu begeben. Die Luft war dort ſehr angenehm, die Winde hatten weit freieren Durchgang, und der Thermometer ſtand hier immer drei bis vier Grad niedriger, als am Hafen, wo zu gleicher Zeit Beobachtungen darüber angeſtellt wurden.

Es giebt keine herſchende Krankheiten auf Isle de France, den nordlichen Hafen ausgenommen, wo die Geſundheit leicht leidet und der Scharbock zuweilen herſcht. Der ſüdoſtliche Hafen iſt hingegen

gegen sehr gesund, und man schickt die mit dem Scharbock behafteten Kranken dahin, die dort bald wieder besser werden. Und dennoch ziehn wir den kleinen Hafen dem schönsten und gesündesten vor. Ausser dem Scharbock sind Ruhren fast die einzigen hier bekannten Krankheiten.

Die Insel Bourbon scheint so gar in Rücksicht ihrer heitern und gesunden Luft noch vor Isle de France den Vorzug zu haben. Auf dieser glücklichen Insel kann man mit Gewisheit auf ein langes Leben rechnen. Wenn man alle Ausschweifungen vermeidet, so kann man sicher sich auf Unternehmungen einlassen, die erst nach funfzehn bis zwanzig Jahre anfangen, Vortheil zu bringen. Dabei giebt es nicht leicht eine Gegend, in welcher man feinere Sitten, angenehmere und unterhaltendere Gesellschaften, und eine größere Gastfreiheit anträfe, als auf der Insel Bourbon.

Schon Hr. Flacourt schickte einige Matrosen und andre Kranke hieher, um sich von den Krankheiten zu erholen, die sie sich im Innern des Landes zugezogen hatten. Die Schildkröten, deren es damals eine sehr große Menge dort gab, und die gesunde Luft, waren immer schnelle und sichere Arzneien für seine Leute. Da die Matrosen nicht im Stande waren, sich selbst aufzuwarten, so nahmen sie einige schwarze Frauenspersonen von Madagaskar mit, und legten, als nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit andre Bedürfnisse

hinzu-

hinzukamen, den ersten Grund zu dieser Kolonie. Nachher flohen auch die hieher, die sich bei dem Blutbade zu Fort Dauphin gerettet hatten. Die Einwohner sind daher fast alle vermischten Ursprunges. Die Kreolinnen sind jedoch groß, schön und wohlgebildet. Da es auch nur ofne Rheden bei der Insel giebt, so haben die Einwohner wenig Gemeinschaft mit den Europäern. Jedermann lebt einfach, und beschäftigt sich mit dem Ackerbau, der Jagd und der Fischerei. Sie werden daher einen guten Zufluchtort für einen Weltweisen abgeben.

Die Ländereien auf Isle de France tragen in einem Jahre mehrerlei Früchte, als in Frankreich, ungeachtet sie nicht brach liegen, und nicht gedüngt werden. Sie scheinen äußerst trocken und mager zu sein, allein die Gewächse ziehn fast alle ihre Nahrung aus dem Wasser und der Luft. Und wirklich kann man mit einer gewissen Menge Wasser und einem gewissen Grade von Wärme Sand fruchtbar machen, welches die hin und wieder unter dem heißen Erdstriche zerstreuten Felseninseln beweisen, die häufig mit schönen Gehölzen u. s. w. bedeckt sind. Die Erde ist zu Isle de France dunkelroth und mit Eisen vermischt. Der Sand in den Bergströmen und andern Flüssen ist eine Art Silbersand; auf der Küste aber ganz kalkartig. 1770 hatte eine Privatperson auf der Insel dem Statthalter eingebildet, aus diesen

ſen Sandarten ſo ſchönes Kriſtallglas, als es irgend in Frankreich gebe, machen zu können. Er bekam Vorſchuß, und die Ofen waren ſchon fertig, als ich die Inſel verließ, da man ein neues Produkt zum indiſchen Handel dadurch zu erlangen hofte.

Maniok geräth auf Isle de France ſehr ſchön. Der beſte wächſt im Quartiere Pampelmus und auf dem lange Berge. Er bleibt achtzehn Monat lang in der Erde, ehe man ihn brauchen kann, und behält alsdann die Dicke eines Beines. Mais gedeiht ebenfalls vortreflich. Er bedarf viel Waſſer und Hitze, und geräth daher auch in der Jahrszeit des Nordoſtwindes am beſten. Der beſte wächſt im Quartiere Flacq, welches gewiſſermaßen aus Felſen beſteht. Das Erdreich ſchickt ſich nicht gut zum Getreide, und daher nehmen die Einwohner die kleinſten Steine weg, und pflanzen Mais an ihre Stelle, der ſo gut gedeiht, daß er eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht. Selbſt bei wenigem Regen iſt der häufige Thau für ihn hinreichend, ſeine Wurzeln friſch zu erhalten, da die Felſen das Austrocknen der Erde verhindern. Man kann daher in dieſem Quartiere auf eine ſichere Ernte hoffen, deren die Einwohner dieſer fürchterlichen Gegenden ſich jährlich zwei bis drei zu erfreuen haben. Hierin beſteht ihr Reichthum und ihre Handlung. Sie ſchütten einen Theil in den öffentlichen Vorrathshäu-

ſern

sern auf, mit dem übrigen ernähren sie ihre Sklaven, kaufen sich Weitzen, und mästen das Federvieh, vorzüglich Enten und Schweine, womit sie ebenfalls Handlung treiben. Sie können bequem Wasser herbeischaffen, da das Quartier Flacq von einer Menge Flüsse durchkreuzt wird. Unten nahe am Meere giebt es vortrefliche Reisfelder in diesem Quartiere, welches auch zu meiner Zeit das einzige war, das Reis in die Vorrathshäuser der Gesellschaft lieferte. Bei den zu frei liegenden Höfen auf der Insel, und wo es solche Felsen nicht giebt, gedeiht der Mais so gut nicht, und wenn kein zeitiger Regen erfolgt, so sind die Einwohner genöthigt, ihn mehr als einmal nachpflanzen zu lassen. Denn bei einer starken Dürre verbrennt die Sonnenhitze den Mais, so bald er nur anfängt, eine Aehre anzusetzen. Man pflanzt den Mais vom October bis zum Dezember. Einige pflanzen ihn so gar auch im April, welches die kleine Ernte genannt wird.

Der Weitzen schien mir auf Isle de France nicht recht gut fortzukommen. Eigentlich ist er unter dieser Breite auch außer seinem Himmelsstriche, denn zwischen den beiden Wendekreisen scheint die Natur ihn nicht gedeihen lassen zu wollen. Er wird auf Isle de France nicht über drittehalb Fuß hoch, und erreicht auch diese Höhe nur selten. Höchstens trägt er acht bis zehnfach, und sein Korn ist klein und giebt wenig Mehl.

Man

Man säet ihn von Mai bis Ende des Junius. In trocknen Jahren kömmt er gar nicht hervor, und bei zu großem Regen fault er und fällt aus. Der beste Weitzen kömmt aus suratischen Saamen, aber auch dieser artet bald aus.

Auf der Insel Bourbon hingegen ist die Ernte fast immer sehr gut. Der Weitzen geräth dort völlig so gut, als in Frankreich. Sie liegt zwar auch zwischen den Wendekreisen, allein die hohe Lage ihrer Ländereien beugt den schädlichen Wirkungen der Hitze vor.

Ich sah 1770 bei meiner Rückkunft von Pondichery bei dem Pfarrer im Quartiere Pampelmus ein kleines schönes Weitzenfeld, worauf der Weitzen durchgehends drei Fuß hoch stand. Der Pfarrer versicherte mir, daß dies Feld das Jahr vorher funfzehnfach getragen. Allein dies war auch nur die zweite Ernte, indem vorher auf diesem Felde nie etwas war gesäet worden, ungeachtet es schon vor funfzehn Jahren war aufgebrochen worden. In dieser Zeit war es wieder so dick mit Grase und großen Kuhblumen bewachsen, daß man fast bis an die Knie hineinsank. Ausserdem bestand dies Feld aus einem kleinen flachen Thale, zwischen zwei kleinen Bergen, in welches der Regen jährlich neue Dammerde hinabspülte. Man hatte ungefähr achthundert Pfund Weitzen darin ausgesäet, die etwa zehntausend Pfund wieder trugen, welches dreizehntehalbfältig war.

Die

Die Raupen und Schmetterlinge hatten aber viel verdorben. Auf einem andern Felde wurden 1770 in zwei Stücken siebenhundert Pfund Weitzen gesäet, wovon über die Hälfte eben aus Surate gekommen war. Der übrige war Weitzen von der Insel und kleinkörnichter, und man mußte hundert Pfund davon frisch säen, da die Ratten ungefähr so viel davon verzehrt hatten. Der suratische Weitzen gerieth vortreflich, der andre aber bekam nur niedriges Stroh und kleine Aehren. Von beiden fielen des starken Regens wegen viele Aehren aus, und die Ratten verzehrten auch eine groſse Menge davon, so bald er anfieng, Aehren anzusetzen. Diese Umstände machten, daß er überhaupt nur siebenfältig trug.

Sonst zeigte man mir 1770 noch einen Acker, der schon getragen hatte, und aus einem dunkelrothen Lehm bestand. Dieser Acker war gedüngt worden, und trug recht schönen Weitzen, der aber nicht überall gleich gut stand, weil das Feld uneben war, und der Regen an einigen Stellen seine Wurzeln bloßgespült hatte. Dieser Weitzen trug nur achtfältig, woran aber auch der Mehlthau und die Ratten Schuld waren.

Im Quartiere Flacq soll der Weitzen im Durchschnitte zwanzigfältig und in einigen neu aufgebrochenen Aeckern so gar dreissigfältig tragen. Das zehnte Korn giebt er noch immer auf Aeckern, die schon lange besäet wurden. Allein

in

in diesen Fällen müssen auch keine Ratten und Vögel, kein Mehlthau und kein heftiger Regen die Ernte verderben.

Man muß sich anfänglich über diesen schlechten Ertrag des Weizens wundern, vorzüglich da man ihn auf Isle de France pflanzt, weil man wegen des felsigten Bodens keinen Pflug brauchen kann. Allein dagegen muß man auch rechnen, daß man den Acker nie brach liegen und nie düngen läßt, wodurch die Fruchtbarkeit desselben nicht wenig zunehmen würde. Das Brachliegen wäre leicht ins Werk zu richten, allein das Düngen scheint mir fast ganz unmöglich zu sein, weil das Vieh noch immer wegen des oft mangelnden Futters sehr selten ist. Die Weiden liefern nur einige Monate hindurch Gras, und eigentliche Wiesen giebt es nicht, wo man Heu machen könnte. Die Grasart Fatage, welche man von Madagaskar hieher verpflanzt hat, kömmt auf Isle de France nur schlecht fort, weil sie guten Boden und viel Wasser braucht.

Man bekömmt auf Isle de France die meisten Ochsen von Madagaskar, wo sie ungemein schön sind. Allein von dreihundert kommen höchstens hundert und funfzig bis zweihundert gesund an, und selbst von diesen stirbt über die Hälfte in weniger als Jahresfrist; so schwer hält es, ehe diese Thiere sich an das Klima gewöhnen. Sie werden mit ganz unbekannten Krankheiten befallen,

die vermuthlich von dem Futter herrühren, weil die wenigſten es verdauen können. Auſſerdem ſind ſie der Räude unterworfen. Ueberſtehn ſie aber das erſte Jahr, ſo gewöhnen ſie ſich an die Luft. Das Vieh, welches auf der Inſel gezogen wird, iſt dieſer Krankheit nicht unterworfen, und iſt auch ziemlich gut; doch kömmt es dem von Madagaskar und dem Vorgebirge der guten Hofnung nicht völlig gleich.

Auf dem fürchterlichen Wege von St. Denys nach St. Paul findet man zwiſchen den ſchroffen Gebirgen ſchöne Heerden Rindvieh. Einige Stellen auf dieſen Bergen laſſen von ferne ganz weiß wegen der vielen Heerden von Ziegen, womit ſie bedeckt ſind. Die unzähligen Abgründe zwiſchen denſelben verhindern ſie nicht, daran hinauf zu klimmern. Dieſe Heerden machen den Lebensunterhalt auf der Inſel Bourbon ziemlich wohlfeil.

Auſſerdem verſieht dieſe Inſel die Schiffe auch noch mit Gemüſen, mit Enten und Geflügel, welche ſie bei ihrer Abreiſe von Isle de France immer zu St. Denys oder St. Paul einzunehmen pflegen.

Es iſt merkwürdig, daß die Ochſen nicht gern die Gegend verändern; die, welche ſich am Ufer des Meeres und in den Gehölzen gut befinden, werden, wenn man ſie in eine andre Gegend der Inſel bringt, gewiß mager, und ein Theil davon kömt um, ehe ſie ſich an das neue Klima gewöhnen.

Von

Von 1722 an, da wir Isle de France in Besiz nahmen, bis 1765 hatte das Rindvieh sich nur so wenig vermehrt, daß man noch nicht über drei bis vier tausend Stück auf der ganzen Insel zählte; und selbst 1770 gab es noch nicht völlig fünf tausend.

Man sieht hieraus, daß auf Isle de France eben nicht viel Vieh geschlachtet werden kann. Das Fleisch galt auch wirklich 1770 und 1771 das Pfund vierzig bis funfzig Sous. In der guten Jahrszeit läßt man zwar so viel Rindvieh von Madagaskar kommen, als nur irgend möglich ist, allein es wird gewöhnlich bald aufgezehrt, und daher ist man oft gezwungen, selbst die vortreflichsten Kühe abschlachten zu lassen, und deswegen kann blos eine dauerhafte Niederlassung auf Madagaskar Isle de France in Aufnahme bringen; und ich muß hier wiederholen, daß nichts so leicht ist, als eine solche Niederlassung zu Stande zu bringen.

1770 gab es auf Isle de France viele Leute, die gerne nach Fort Dauphin gezogen sein würden, wenn diese Niederlassung nur irgend eine dauerhafte Gestalt bekäme.

Von der Insel Bourbon würden noch mehrere genöthigt sein, sich wegzubegeben, weil die Bevölkerung dort noch weit größer ist, als auf Isle de France, und weil die Ländereien schon sehr getheilt sind. Nach Frankreich gehn von dort

aus nur wenige zurück, weil die wenigsten es kennen.

Auch verschiedne politische Ursachen, die bis jezt noch die Aufnahme von Isle de France verhindern, würden vermuthlich wegfallen, so bald eine Niederlassung auf Madagaskar zu Stande gekommen wäre.

Von Heuschrecken giebt es zuweilen ganze Gewölke, und wenn sie auf ein Feld fallen, so verzehren sie oft die ganze Ernte, ehe man sie verjagen kann.

Ratten giebt es in so ungeheurer Menge, daß sie die Holländer gezwungen haben sollen, die Insel zu verlassen. Vögel giebt es ebenfals häufig. Eine Art Zeisig (taria) thut groſsen Schaden. Man brachte sie vom Vorgebirge der guten Hofnung der Seltenheit wegen, und um dem Frauenzimmer ein Geschenk damit zu machen, im lezten Kriege hieher; allein dies ist ein trauriges Geschenk für die Insel geworden. Auch die sinesischen Sperlinge (Calfats), die man aus Ostindien hieher brachte, hatten sich 1765 so sehr vermehrt, daß sie bei hunderten auf Kornfelder fielen, und sie in kurzer Zeit verheerten.

1771 ward eine Verordnung gedruckt, und auf der Insel vertheilt, nach welcher jeder Einwohner jährlich eine gewisse Anzahl Vögelköpfe und Rattenschwänze liefern sollte. Diese weise Vorsicht wird vielleicht die Vermehrung dieser

schädlichen Thiere verhindern. Allein gegen die Raupen, die Dürre und Orkane vermag der menschliche Wiz nichts. Diese lezte Plage ist die schrecklichste unter allen, und hätte der Insel 1760 fast gänzlich ihren Untergang verursacht. Der Orkan von 1766, der den 19 und 20 März daurete, war nicht weniger fürchterlich.

Ich war damals eben im Begriffe, die Reise nach den philippinischen Inseln anzutreten. Das Getreide stand vortreflich, da der Regen mäßig gewesen und zu rechter Zeit eingefallen war, und man glaubte schon, von Orkanen nichts mehr zu befürchten zu haben, ungeachtet die Nachtgleiche noch nicht gekommen war. Allein die Einwohner rechnen dabei blos auf den Neumond und Vollmond, und glaubten, da der Vollmond sich schon zeigte, daß dies, nach ihrem Ausdrucke, der Märzmond wäre, und daß sie vor dem Aprilmond ihre Ernte sicher in ihren Scheuren würden liegen haben. Allein das erste Viertel, das den 17ten nach Mittage eintrat, vereitelte ihre Hofnung, da das Wetter schon an dem Tage anfing, schlimm zu werden; und in der Nacht vom 19ten auf den 20sten verdarb der Orkan die ganze Ernte, im Quartier Pampelmus ausgenommen, welches weniger gelitten hatte.

Das Gemüse auf Isle de France ist ziemlich gut. Die Fruchtbäume aus dem heißen Erdgürtel wachsen dort auch, allein ihre Früchte werden

lange nicht so gut, als auf Java, den philippinischen Inseln und der Küste Koromandel, wo sie eigentlich einheimisch sind. Französische Fruchtbäume kommen selbst auf dem besten Boden nicht fort. Einige Jahre hindurch schießen sie vortreflich auf, schlagen Zweige und grünen; allein sie gehn bald aus, ohne Früchte zu tragen; den einzigen Pfirsichbaum ausgenommen, der mittelmäßige Früchte bringt. Alle Bäume aus unserm Klima verliehren beim Eintritte des dortigen Winters ihre Blätter, ungeachtet die Kälte so geringe ist, daß man nicht einzuheitzen braucht, und der Thermometer nicht unter zwölf bis dreizehn Grad über Null fällt.

Umständlichere Nachrichten über die Pflanzen dieser Inseln wird man beim Herrn Commerson finden, der sich lange dort aufhielt, und vortrefliche Sammlungen davon zusammengebracht hatte.

Herr de la Bourdonnaie suchte auf Isle de France Seidenwürmer und eine Indigopflanzung anzulegen, und vielleicht hat er auch Baumwolle zuerst dahin gebracht. Allein von allem war 1760 nichts übrig, als eine schlechte Baumwollenpflanzung und einige Maulbeerbäume. Die dortige Baumwolle ist lange nicht so gut und theuer, als die indische, vorzüglich die bengalische. Der Indigo war ebenfals theurer und schlechter, als der amerikanische. Seidenwürmer waren gar nicht gerathen, und mit dem Zucker gieng es eben so, wie mit dem Indigo.

Das

Das Eisen auf Isle de France wird von einigen für sehr schlecht gehalten; allein ich habe Versuche gesehn, die das Gegentheil beweisen. Nach Indien wird jedoch nur wenig, gegen das französische gerechnet, davon verkauft. Vielleicht könnte es durch besseres Ausschmelzen und andre Bearbeitung auch noch merklich verbessert werden. Folgendes Beispiel scheint die Güte dieses Eisens zu beweisen. Da die Mastbäume auf den europäischen Schiffen von sehr leichtem Holze sind, so dringen die eisernen Bänder, wodurch man ihnen mehr Festigkeit zu geben sucht, ziemlich in dieselben ein, wenn man sie fest anschlägt. Auf Isle de France hingegen ist das Holz, dessen man sich zum Aufsetzen der Mastbäume bedient, so hart, daß die Nägel davon zurückspringen. Da die eisernen Bänder folglich in dasselbe nicht eindringen konnten, so sprangen sie oft wegen der Federkraft des Holzes. Allein dies ereignete sich nie mit den Bändern vom Eisen von Isle de France, welche in den Schmieden des Herrn Hermann waren gemacht worden. Ich muß noch den Umstand anführen, daß die Eisenwerke gerade da angelegt sind, wo es das wenigste Eisenerzt giebt. Das Erzt wird ausgeschlemmt. Die Gruben im Quartiere Pampelmus sind nicht reichhaltig, und es giebt eigentlich nicht einmal ordentliche Adern, sondern der Regen hat es wahrscheinlich von den Anhöhen in die Ebene herabgeschlemmt.

Sonſt grub man es vor der Thür des Ofens aus, welcher auf einer ſchönen geräumigen Ebene liegt. Einige Zeit nahm die Arbeit guten Fortgang, weil man eine reichhaltige Ader getroffen hatte. Man mußte ſie aber nachher fahren laſſen, ungeachtet noch lange nicht die ganze Ebene durchſucht worden.

1770 gab es dort faſt gar kein Erzt mehr, ſondern man mußte es über eine halbe Meile vom Ofen holen, und auch dieſe zweite Ader war nur arm, und ſenkte ſich nicht über einige Fuß tief. Auf einigen Stellen, wo man bis acht Fuß tief grub, kam man auf Felſen und eine Art Tufſtein, die zu nichts taugte. Man kann alſo die Grube von Pampelmus kaum ein Bergwerk nennen, und ich glaube, daß alles Eiſen, welches man dort antrift, durch die Regengüſſe von den Bergen herabgeſpült worden.

Man ſagte mir, daß hundert Pfund Erzt etwa zwölf Pfund geſchlagen Eiſen gäben; allein ich habe geſehn, daß man aus neuntauſend Pfund funfzehnhundert bis zwei tauſend Pfund gegoſſen Eiſen bekam, welches ungefähr zwanzig vom Hundert macht. Allein dieſe funfzehnhundert bis zweitauſend Pfund gegoſſen Eiſen gaben nicht die Hälfte geſchlagen Eiſen, und folglich lieferte dieſe Grube unter hundert Pfund Erzt nicht über zehn Pfund geſchlagen Eiſen.

Zu Villebagne schien mir die Grube reichhaltiger zu sein; allein diese ist über eine starke Meile von dem Schmelzofen entfernt, und liegt zwischen großen Anhöhen, die von Bergströmen und Abgründen durchschnitten werden. In den höchsten Quartieren, z. B. den Soldatenquartieren und dem Quartiere der neuen Entdeckung, schienen mir die Eisenadern eben so reichhaltig zu sein, allein Villebagne ausgenommen schicken sich diese Quartiere nur schlecht zur Anlage von Schmelzofen, weil sie keine den verschiednen Bedürfnissen angemessene Menge Wasser haben. Es scheint auch nicht, daß die Unternehmer der Schmelzofen je in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen zwischen fürchterlichen unwegsamen Bergen werden Erzt graben und es nach ihren Ofen bringen lassen. Sonst reichen diese Adern nur längst der Oberfläche fort. Die Ostindische Gesellschaft hatte zum Behuf der Schmelzofen ein Gehölze von hochstämmigen Bäumen angewiesen, welches man die Reserve nannte, und etwa zehntausend französische Morgen betrug. Sie schmeichelte sich dabei, daß dies Holz, wenn man es in ordentliche Schläge eintheilte, die Stämme das Jahr darauf aus den Wurzeln wieder aufwachsen würden; allein wie viele Menschenalter werden dazu erfordert werden, ehe dies schöne Gehölze sein zweites Dasein erhalten wird? Verschiedne sorgfältig angestellte Beobachtungen haben mich über-

zeugt, daß das Holz auf Isle de France nicht wieder aufwächst. Der Wald, der jezt die Schmelzofen zu Mondesir versieht, wird bald zur Wüste werden. 1770 hohlte man schon Kohlen anderthalb Meilen weit her, und mit den Jahren wird man sie immer weiter hohlen müssen. So wird blos durch Mangel an Holz und Erzt dieser schwache Handlungszweig verdorren, wenn auch keine politische Ursachen sein Gedeihen verhinderten; und jetzt erfahre ich auch wirklich, daß dies Gewerbe völlig zu Grunde gegangen ist.

In den letztern Jahren dachte man an den Kaffeebau, wozu die ostindische Gesellschaft die Insel Bourbon vorzüglich ausgesucht hatte. Man pflanzt ihn auf Bourbon sechs Fuß von einander. Ein Baum trägt fast vier Pfund Kaffee, und dennoch rechnet man auf Bourbon nie über ein Pfund auf denselben; so daß ein Einwohner, der funfzig tausend Kaffeebäume besizt, nicht über funfzig tausend Pfund Kaffee erntet. Man rechnet einen Schwarzen auf tausend Bäume, und folglich würde eine solche Pflanzung funfzig Schwarze brauchen, die aber außer dem Kaufpreise keine weitere Unkosten verursachen, da sie für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Die O. J. Gesellschaft hatte schon lange den Preis von acht Sous für das Pfund Kaffee auf Bourbon bestimmt, und folglich konnte der Besizer von funfzigtausend Bäumen auf ein jährliches Einkommen von zwan-

zigtau-

zigtausend Livern rechnen, welches für ein Land sehr beträchtlich ist, wo außer Wein und Kleidung alle Bedürfnisse äusserst wohlfeil sind. Der Kaffee kann also ein großer Handlungszweig werden, über welchen ich hier noch einige Bemerkungen machen muß.

Der Kaffeebaum gehört eigentlich in dem heißen Erdstriche zu Hause, aber er kömmt nicht überall in demselben fort, und hierauf beruht der Unterschied seiner Güte. Der Arabische Kaffee ist der beste. Der Martinikische und der von Bourbon scheinen sich um den zweiten Rang zu streiten. Der Javanische und Sselànische, den man in Frankreich kaum kennt, ist den leztern beiden Arten nicht gleich, und sehr schlecht. Java und Sselàn liegen beide unter der Linie oder nahe daran, und daher muß es dort weit heißer sein, als in den arabischen Gegenden, wo der Kaffee wächst. Zu Moka, welches unter dreizehn Grad dreissig Minuten NBr. liegt, ist es zwar vieleicht eben so heiß, als auf Java und Sselàn, aber funfzehn Meilen um Moka herum wächst auch kein Kaffee, sondern man muß ihn aus dem Innern des Landes hohlen. Betelfakîr, fünf und zwanzig Meilen N.N.O. davon, ist der eigentliche Markt, und zu Moka wird er blos eingeschift, welches in dürrem Sande liegt, der blos Datteln hervorbringt, und von keinem Regen befeuchtet wird. Auf den Gebürgen in Arabien regnet es zuweilen,

und

und diesen Regen wissen die Araber bei ihren Kaffeebäumen zu nutzen. Sie pflanzen in einer gewissen Entfernung von einander spiralförmig um die Berge herum, und zwar immer an so niedrigen Stellen, daß man sie von Zeit zu Zeit durch Gräben oder Rinnen wässern kann. Ohne Zweifel regnet es auf Java und Seläàn zu viel, und ungeachtet der Kaffeebaum seine Wurzel gern feucht hat, so wird ihm doch zu viel Nässe schädlich. So heiß es auch im Sommer zu Moka ist, so ist es doch im Winter daselbst sehr frisch, und auf den Gebirgen, wo der Kaffee wächst, herrscht eine würkliche Kälte. Dieser Theil von Arabien ist überhaupt voller Berge, die sich wie im Amphitheater hinter einander erheben.

Um das Wegspülen der Erde zu verhindern, legen die Araber einen kleinen Kreis von Kieseln um den Saamen herum, der zugleich die Wurzel des Baumes sichert. Sie köpfen diese Bäume nicht, sondern lassen sie so hoch wachsen, als die Natur will, welches fünf und zwanzig bis fünf und dreissig Fuß beträgt.

Die Araber schätzen den Kaffee von der Ebene nicht. Dieser hat sehr große Bohnen, und wird fast gar nicht in Arabien bezahlt. Je weiter man sich vom Meere entfernt, und je höher die Gegend wird, desto besser wird auch der Kaffee.

Zu Senam oder Sana, die Hauptstadt von Jemen, die unter funfzehn Grad zwanzig Minuten N. Br.

N. Br. zwischen Gebirgen liegt, friert es so stark, daß so gar die Teiche mit Eis belegt werden. Ich kann nicht gewiß bestimmen, ob Kaffee dort wächst, allein man hat mir versichert, daß es dort Kaffeebäume in Gärten gäbe, ungeachtet diese Stadt auf einem hohen Berge liegt. Außerdem giebt es eine schöne Art Kaffee, der von Senam den Nahmen führt, und den die O. J. Gesellschaft ehemals stark aufkaufte.

Dieser Umstand, den ich zwar nicht als Augenzeuge behaupten kann, veranlaßte einen Streit zwischen mir und Hrn. de la Nux, der sich auf folgende Erfahrung berief.

Einige Einwohner im Quartiere St. Paul auf der Insel Bourbon, hatten ihre Kaffeepflanzungen so hoch getrieben, als es ihnen möglich war. Die höchsten davon lagen etwas über vierhundert Klafter über der Meeresfläche, allein auf dieser Höhe gab es weder Schnee noch Glatteis. Der Thermometer sinkt mitten im Winter höchstens auf fünf Grad über dem Gefrierpunkte, und das Erdreich scheint recht gut zu sein. Allein demungeachtet zerstörten die Eigenthümer 1766 alle Kaffeepflanzungen, die ungefähr auf der Höhe von vier bis fünfhundert Klaftern lagen, weil die Bäume wenig Zweige trieben, auf welchen die Knospen auch nur sparsam saßen. Außerdem ward die Frucht grob, schwammicht und kam nur schwer zur Reife; denn da in den niedern Gegen-

den

den die Ernte im Julius und August geendigt ward, so kam man auf diesen Höhen erst im Februar damit zu Stande. Die Eigenthümer der Ländereien fanden daher mehr ihren Vortheil beim Getreidebau. Allein dieser Unterschied kann vom Boden, von den Winden, und vorzüglich von der freien Lage herrühren. Man hört nicht, daß der Kaffee in Arabien ausartet, und eben so wenig geschieht dies auf Bourbon, wovon man verschiedne Ursachen angiebt. In einem Briefe versichert Hr. de la Nux, daß man bei der Anpflanzung des Kaffee auf Bourbon eine von der arabischen weit verschiedne Methode befolgt habe. Die Araber lassen ihn, wie ich erwähnt habe, fünf und zwanzig bis dreissig Fuß hoch wachsen, auf Isle de France und Bourbon macht man einen Strauch daraus, der nicht über sieben bis acht Fuß hoch wird. Die Veranlassung dazu sollen die Orkane sein, weil diese alsdann nicht so sehr den Gipfel der Bäume fassen können; allein vielleicht thut man es auch, weil das Einernten bei hohen Bäumen schwerer sein würde. Denn legte man die Kaffeepflanzungen nicht in Gehölzen an, so würden auch diese niedrigen Sträuche nicht vor den Südostwinden sicher sein. Und wenn man ihn auch wachsen liesse, so würde das doch auf Bourbon nicht vorteilhaft sein, weil die Kaffeebäume den Boden bald erschöpfen, und kaum funfzehn bis zwanzig Jahr alt werden. Man muß daher zu

einer

einer neuen Pflanzung auch immer ein neues Erdreich aussuchen. Dieser Umstand hat auch seit 1780 die Einwohner auf Bourbon bewogen, Baumwolle zu ziehn, weil diese auf Stellen fortkömmt, wo Kaffee gestanden hat. Als ich nach Indien reisete, war ich noch der festen Meinung, daß der Bourbonische Kaffee eben so gut wäre, als der Arabische, oder daß höchstens nur ein geringer Unterschied Statt finde. Ich baute dies Vorurtheil auf die Erfahrungen, welche ein Direktor der O. J. Gesellschaft gemacht hatte. Allein zu Pondichery ward ich bald vom Gegentheile überführt, denn der wahre Arabische Kaffee läßt im Munde eine Art von Wohlgeruch zurück, und dem Nachschmack desselben kommen die besten europäischen gebrannten Wasser nicht gleich.

Als ich von Manila abreisete, gaben mir meine Freunde unter andern auch eine Menge gebrannten javanischen Kaffee in zugekorkten Flaschen mit, worauf ich den Tag nach unsrer Abreise den Schiffer und Oberkaufmann, die Armenier waren, zum Frühstück bewirthete. Sie fanden aber diesen Kaffee äußerst widerlich. Nach Tische mußte ich Kaffee mit ihnen trinken, der von Moka kam, und den sie von Madras mitgebracht hatten, woran ich einen erstaunenden Unterschied merkte. Ungeachtet sie Kaufleute waren, hatten sie doch so viel Güte für mich, daß sie mich die ganze Reise von ihrem Kaffee trinken liessen

Zu Pondichery und selbst auf meiner Reise von dort aus nach Isle de France trank ich täglich zweimal arabischen Kaffee, und wie mein Vorrath erschöpft war, und ich bourbonischen Kaffee trinken mußte, so kam mir dieser so schlecht vor, daß ich mich nur mit Mühe daran gewöhnen konnte.

Was ich vom bourbonischen Kaffee sage, gilt auch von dem von Isle de France. Man hatte schon vor 1770 Entwürfe zu Pflanzungen gemacht, die mir aber nicht neu schienen, denn ich hatte schon Kaffeebäume im Quartiere Flacq u. s. w. gesehen. Allein ich wage es nicht zu entscheiden, ob der Kaffee auf dieser Insel fortkommen werde, da das Erdreich durchgehends lange nicht so gut zu sein scheint, als auf Bourbon.

1770 gab es zwar auf Isle de France schon zwei bis drei gute Kaffeepflanzungen, vorzüglich zu St. Jean im Quartier von Moka, allein die Orkane thaten viel Schaden daran, und ungeachtet diese Kaffeepflanzungen anfangs sehr schön waren, und würklich zwei bis drei Jahr hindurch Früchte lieferten, so waren sie doch 1780 schon alle eingegangen. Und da schon der Kaffee auf Bourbon etwas ausgeartet ist, was würde er denn nicht auf dem weit schlechtern Boden zu Isle de France thun? In den Quartieren Pampelmus, den Ebenen Willems und Moka würde er sonst unstreitig am besten fortkommen; allein

da diese Quartiere ganz von Holz entblößt und abgenuzt sind, so würden hier keine Kaffeebäume fortkommen, indem sie Schuz und wenigstens auf dieser Insel ganz frischen Boden verlangen. Die Mitte der Insel ist dem Winde zu sehr ausgesezt, als daß man je darauf denken dürfte, Kaffee daselbst zu pflanzen.

In den leztern Jahren war man darauf bedacht, Muskatennus- und Gewürznelken-Bäume hier anzupflanzen. Allein wenn Muskatennüsse auch hier fortkämen, so würden sie doch lange nicht so gut werden, als die molukkischen, weil sie ein schwammigtes, hizziges aus Asche und Lava bestehendes Erdreich und ein heisses regnichtes Klima erfordern. Auf allen molukkischen Inseln, wo Muskatennüsse wachsen, kommen diese Umstände zusammen, und daher glaube ich nicht, daß man auf Isle de France sehr darauf rechnen dürfe.

1770 brachte man Ableger und Nüsse dahin, welche leztere unter die Einwohner vertheilt wurden. Ich habe sie selbst gesehen, und gefunden, daß die meisten wilde Muskatennüsse waren, die groß und länglicht sind, und die ich zu Manila hatte kennen lernen, da sie selbst auf den philippinischen Inseln wachsen. Allein diese Art hat im Vergleiche mit der andern nur wenig Geruch. Man hatte wenigstens fünfmal so viel davon, als von der ächten kleinern und runden Art nach Isle de France gebracht.

Man vertheilte den Einwohnern vier bis fünf länglichte und eine runde Art, und hatte sie wie Blumenzwiebeln in Erde gesezt, mit welcher sie auch ausgetheilt wurden. Bei einigen ragte eine kleine Knospe hervor, da sie vielleicht in dem Kasten gekeimt hatten, oder weil vielleicht eine Anzahl schon durchgekeimter Nüsse mitgebracht war. Dies ist alles, was ich davon anführen kann, denn ich weiß nicht, ob von den zweitausend, die ausgetheilt wurden, würklich eine hervorgekommen sei.

Die Einwohner gaben sich alle mögliche Mühe, die Vorschriften, die man ihnen gegeben hatte, genau zu befolgen. Es ist gewiß auf dieser Insel eine mühsame Sache, fünf bis sechs Fuß tiefe, und vier bis fünf Fuß breite Gräben zu ziehn, da man überall Felsenstücke antrifft, die oft so groß sind, daß man sie sprengen muß. Ausserdem mußte man bei jeden Graben ein starkes und dichtes Pfahlwerk ziehn, und mit starken Dornen einflechten, weil die Ratten sehr auf Muskatennüsse erpicht sind. Ich habe diese ganze Arbeit bei dem Hrn. le Juge und bei dem Hrn. de Hauterive mit angesehn, welcher leztere als Befehlshaber seines Quartiers eine doppelte Anzahl, nämlich vier und zwanzig bekommen hatte. Er gab sich die größte Mühe, um seinem Quartiere ein Beispeil zu geben, und seine Pflanzung war unstreitig die beste in demselben. Er versicherte

mich,

mir, daß es ihn hundert und funfzig Tage Handarbeit gekoſtet hätte. Sechs Monat nachher, im Februar, März und April war noch nichts aufgelaufen, welches auch der Fall auf der ganzen Inſel war. Einige Einwohner hatten die Neugierde, die Nüſſe aufzugraben, und fanden ſie ganz verfault. Die kleinen Ableger wurden alle in einen Garten geſezt, und man verſicherte mir, daß ſie gut gediehen wären. Ich wünſchte ſie zu ſehn, allein ich ließ mir meine Neubegierde vergehn, als ich ſah, daß ſie nicht gut angelegt war.

Seit meiner Abreiſe von Isle der France 1771 ſchickte man zum zweitenmale Schiffe nach den molukkiſchen Inſeln in der nämlichen Abſicht aus, und ſoll viele Nüſſe daher bekommen haben, die nach den Inſeln Sechelles und Cayenne verſchickt wurden. Die Nuß, welche man 1773 der Akademie vorzeigte, wurde von den Kommiſſarien für die wahre Muskatennuß, die man verkauft, erklärt.

Gewürznelken ſollen zu Isle de France gut fortkommen, und man zeigte der Akademie welche vor, die auf dieſer Inſel gewachſen, aber weit kleiner waren, als die von den molukkiſchen Inſeln. Ich glaube auch, daß ſie lange nicht ſo gewürzhaft ſind, denn jedes Land hat ſeine eignen Produkte, die durch Verpflanzen immer von ihrer Güte verliehren. Ueberhaupt ſind alle indiſche Früchte auf Isle de France nur mittelmäßig. So kömmt

der Mangobaum zwar recht gut fort, allein seine Früchte sind mit den indischen, und vorzüglich den manilischen nicht zu vergleichen. Der Mangostan,*) welcher die angenehmste von allen indischen Früchten trägt, kömmt nur auf der östlichen Küste von Indien fort. 1754 brachte man Ableger davon nach Isle de France, wovon noch 1770 einige übrig waren, die aber so schlecht aussahen, daß es nicht scheint, als wenn dieser Baum jemals auf Isle de France fortkommen werde. Die Erde, worin ich ihn zu Malakka wachsen sah, ist fett, schwer und wenigstens neun Monate im Jahre ganz schlammicht. Ausserdem regnet es viel zu Malakka, und die Hitze daselbst ist sehr groß. Mangostan kam daher auch schnell und vortreflich fort. Die Erde auf Isle de France ist leicht, und besteht aus Tuffstein. Sie wird auch lange nicht so gut gewässert, als auf der Halbinsel Malakka, und die Hitze ist ebenfalls weit geringer. Man sieht also leicht aus dieser großen Verschiedenheit des Bodens und der Luft, daß der Mangostan auf Isle de France nicht an seinem rechten Orte steht; denn sonst bin ich überzeugt, daß einige sich um die Wette Mühe gaben, das Fortkommen desselben zu befördern. Frau le Juge hatte einen, den sie seit funfzehn Jahren pflegte, und dies war auch der einzige gute unter allen, die auf Isle de France gepflanzt wurden. Beim Herrn Hauterive habe ich einen gesehn, der

*) Garcinia mangostana. L.

der eben so alt und kaum so dick war, als ein Pfirsichbaum von zwei Jahren.

Auch die Frucht vom Papabaume (Carica Papaya L.) ist auf Isle de France nicht einmal mittelmäßig, und die Bananas sind ebenfalls lange nicht so gut, als man sie an der Straße Sonda hat. Vom Kakaobaume kann man sich eben so wenig versprechen, daß er auf Isle de France fortkommen wird, wenn ich nach dem einzigen urtheilen darf, den ich 1771 bei Frau le Juge sah. Er stand am Eingange eines Gehölzes; denn auch der Kakaobaum bedarf Schuz. Zu Manila pflanzt man sie sechs Fuß aus einander, und sezt in der Mitte einen Lontarbaum, den man wegnimmt, so bald die Kakaobäume stark genug sind, um sich einander schützen zu können, weil sonst die Lontarbäume das Erdreich sehr aussaugen.

Als ich 1766 Isle de France verließ, so war der Kakaobaum bei Frau le Juge schon ziemlich hübsch. Als ich ihn 1770 wieder sah, so gefiel er mir wegen seines geringen Wachsthums und im Vergleich mit den philippinischen gar nicht. Er hatte auch schon etwas von einem welken Ansehn, welches befürchten ließ, daß er bald ausgehn würde. Zwar hatte er schon einige Früchte getragen, allein sie waren nicht zur Reife gekommen. 1770 trug er noch Früchte, die aber auch nicht das Ansehn hatten, als wenn sie zur Reife kommen

würden, und aus diesen Früchten schloß ich auch auf seine geringe künftige Dauer, indem einige aus seiner Wurzel herauskamen. Denn dieser und der Tschakabaum tragen ihre Früchte nicht an den Enden der Zweige, sondern längst den größten Zweigen selbst, am Stamme und so gar an den Wurzeln. Dies leztere ist ein Zeichen des Alters, denn sie fangen immer mit den großen Zweigen an, tragen darauf an den Stämmen, und endlich auch an den Wurzeln.

Alle diese Beispiele beweisen hinreichend, daß sich Isle de France nicht für indische Produkte schickt, und daß man daher nicht erwarten kann, daß Muskatennüsse hier so gut gedeihen werden, als in Indien.

Nach-

Nachrichten

von

der Insel Madagaskar,

von

Herrn de Pagès.

Ein Zusatz zu le Gentils Reisen.

Aus dem Französischen.

Folgende Nachricht iſt aus den vor kurzem herausgekommenen Reiſen um die Welt genommen, welche Herr de Pagès, Kapitän in der königlichen franzöſiſchen Flotte, Ritter des Ludwigs-Ordens und Korreſpondent der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, 1767 bis 1776 gethan hat. Seine leſenswürdige Reiſebeſchreibung kam 1782 zu Paris in 2 Oktavbänden heraus. Ich kann izt nur den Abſchnitt, welcher Madagaskar betrift, daraus liefern, auf welcher Inſel Herr Pagès im Jahr 1774 vom 21 Februar bis zum 29 März zugebracht hat. Was er davon ſagt, beſtätigt le Gentils Beſchreibung und macht ſie vollſtändiger.

De Pagès Nachricht von Madagaskar.

Wir gingen den 21 Februar 1774 in der Bai von Antongil auf Madagaskar vor Anker, unweit der Bucht der Insel Marosse. Auf dieser leztern schlugen wir unsre Zelte auf, und ließen unsre skorbutischen Kranken dahin bringen. In den Wäldern trafen wir Zitronen und Ananas an, wie auch Ochsen und Geflügel, und hofften daher in kurzem unsers Schifsvolkes Gesundheit wieder hergestellt zu sehen.

Die Insel Madagaskar ist nächst der Insel Borneo die größeste in der Welt. Ihre Länge beträgt etwa dreihundert Seemeilen, und die Breite hundert; ihre Lage zwischen dem sechs und zwanzigsten bis zum zwölften Grade der Breite giebt ihr das angenehmste Klima. Der Boden hat, so weit man das Land kennt, eine Fruchtbarkeit, die allen Glauben übersteigen würde, wenn die Erfahrung es nicht bewiese. Die Reisenden, und besonders die Botaniker, welche die Produkte des Landes aufs sorgfältigste beobachtet haben, stimmen alle darin überein, und die leztern gestehen mit dem herzlichen Enthusiasmus, welchen die mit ihren Gaben hier so verschwenderische Natur ihnen einflößt, daß sie ihre Freigebigkeit besonders zu Madagaskar bewiesen habe; indem hier alles aus dem Gewächsreiche ein viel kräftigeres Wachsthum

und viel mehr Mannigfaltigkeit hat, als sonst in irgend einer Erdgegend. Die Ausdehnung der Insel von Norden nach Süden veranlaßt ein so vielfaches Klima, daß man hier die Produkte der höhern Breiten sowohl, als der zwischen den Wendezirkeln gelegenen Länder erwarten kann. Der Boden und das Klima des nordlichen Theils schienen mir mit dem in den Inseln des sinesischen Archipelagus sehr übereinzustimmen. Ich glaube, daß die Gewürze hier sehr gut gerathen würden; denn die Frucht Rabensura wächst sehr häufig in den Wäldern, und diese vereinigt in sich die Eigenschaften der Nelken, des Zimmets und der Muskatnuß, sie könnte sogar deren Stelle vertreten, wenn man sie vor ihrer Reife pflückte. Die unsägliche Menge der Flüsse, des Viehes und der Vögel, der Ueberfluß an Getreide, der Zucker, Indigo, die reichen Produkte, welche man nur halb kennt, alles beweist die Vortreflichkeit dieses Landes und seine Fruchtbarkeit.

Die ersten Seefahrer, welche diese Insel besuchten, glaubten, daß sie Gold- und Silberbergwerke enthielte; diese ungegründete Meinung hat sich bei gewissen Leuten erhalten, ungeachtet nicht der geringste Beweis vorhanden ist, daß sie wahr sei. Wir haben Bergkristall gefunden, und ich habe Stücke achtzehn Zoll lang und sechs Zoll dick gesehen. Wir haben auch Markasite angetroffen, welche man wohl für Gold- und Silbererz halten konnte.

Es

Es schien mir sehr wichtig zu sein, alles dies genau zu beobachten, und die Sitten der Einwohner zu untersuchen, deren große Menge und das allem Ansehn nach hohe Alter ihrer Wohnung auf der Insel, mir mit dem Einfachen ihrer jetzigen Sitten im Widerspruche zu stehen schien. Einige Spuren von Religion und viel Aberglauben, kein Gottesdienst, Züge von Herzensgüte, und bald von Muth, bald von Schwäche, einiges, das mir einen tückischen Karakter zu verrathen scheint, und auf der entgegengesezten Seite Gebräuche, welche die zarte Empfindung und feinern Sitten anderer Völker erreichen: alles dieses schien mir die größte Aufmerksamkeit zu verdienen, um den Grund oder die Wahrheit davon zu erfahren.

Ich ging zuweilen auf die Insel Marosse, allein die wenigen Einwohner, welche ihres bergigten Bodens wegen darauf leben, und welche durch den häufigen Zulauf unsrer Leute bewogen wurden, sich nach der großen Insel zu begeben, that meiner Neugier kein Genüge. Ich ging auch in das Dorf der großen Insel, welches unserm Ankerplatze am nächsten war; allein da es zum Theil von der Grundlage einer neuen militärischen Kolonie, welche hier einige Tage vor uns ankam, besezt war, so schien mir diese Mischung nicht günstig, mein Vorhaben auszuführen. Wir hatten einige Leute abgeschickt, um Ochsen aus einem entfernten Dorfe zu holen; seine Entfernung

von

von den Europäern bewog mich, es zu meinem Aufenthalte zu wählen, und ich reiſete dahin ab. Meine zu große Sicherheit ſezte mich vieler Gefahr aus, da ich mir die Gelegenheit einer kleinen Piroge zu Nuze machte, welche nach dieſem Orte zurückkehrte; denn als ich um die Inſel Maroſſe herum fuhr, wurde der Wind ſtärker, und unſer kleines Fahrzeug, das höchſtens zwei Fuß breit war, befand ſich nicht im Stande, das Meer zu halten, welches anfieng ſehr hohl zu gehen. Wir zogen Waſſer, und da unſer nur drei waren, ſo reichte dies nicht hin, die Piroge zugleich zu regieren und auszuſchöpfen. Noch zu rechter Zeit bemerkte ich, daß die Küſte, welche kaum eine kleine Seemeile entfernt lag, noch mit Sandbänken umgeben war, und daß wir weiterhin auf lauter Felſen ſtoßen würden, die vor derſelben lagen. Wir fuhren auf die Sandbänke zu; der Wind, den wir im Rücken hatten, trieb uns ſchnell dahin; allein die Brandung ging daſelbſt ſehr ſtark. Ich fand kein ander Rettungsmittel, damit unſre Piroge nicht umſchlüge und wir erſöffen, als ihre Geſchwindigkeit zu vermehren, indem ich ein kleines Segel aufſpante, in der Abſicht, daß wir, wenn ſie alsdann ſich auf dem Sand ſetzte, in einer geringen Entfernung vom Lande uns in die See werfen könnten. Dies glückte, und wir kamen bloß mit einigen Wellen, die uns über den Kopf gingen und uns ziemlich durchwäſſerten, davon.

Einige

Einige Indier aus einem Dorfe, welches eine Viertelmeile von der Küste lag, kamen bald darauf zu uns, und baten uns, die Nacht bei ihnen zuzubringen; sie erboten sich, unsre Gepäcke fortzutragen, und bezeigten uns viele Freundschaft; allein ich bemerkte, daß sie mit dem größten Vergnügen einen Korb, worin Brodt und einige Flaschen Wein war, aufluden. Als wir in das Dorf angekommen waren, führten sie mich zu ihrem Oberhaupte, der mich auch gütig aufnahm, und mich bald darauf in ein Zimmer führen ließ, welches er für mich hatte zurecht machen lassen. Ich fand daselbst ein Feuer, den Boden mit Matten bedeckt und hinten im Zimmer eine feine wollne Decke darüber. Eine Menge Indier folgten mir; ich trank ein wenig Wein mit ihnen: sie betrugen sich sehr ehrfurchtsvoll gegen mich; allein sie thaten dem Indier, der mit mir gekommen war, allerhand Fragen, und ich mußte mich lange gedulden, bis es ihnen einfiel, sich wegzubegeben. Die indischen Weiber traten an ihre Stelle, jedoch waren ihrer nicht so viele; nur zwey oder drey von ihnen blieben längere Zeit, und ich fing an zu glauben, dasjenige was man von der Galanterie der Madagaskarischen Indianerinnen erzählte, sei nicht ganz ungegründet. Endlich kam ich frei, aber das währte auch bis spät in die Nacht hinein.

Den andern Morgen ließ das Oberhaupt mich bitten, zu ihm zu kommen und Tok zu trinken.

trinken.*) Ich fand bei ihm eine Versammlung von etwa hundert und funfzig der vornehmsten Einwohner. Er nöthigte mich zum Sitzen hinten im Zimmer, ihm zur Seite; die übrigen alle standen. Er ließ eine Tonne von einem Getränke vertheilen, welches aus dem Safte von Zuckerrohr, der mit langem Pfeffer und Senf gegohren hatte, zubereitet war. Er erzeigte mir überhaupt viel Freundschaft. Diese Zerimonie währte etwa zwei Stunden, worauf ich mich wegbegab.

Einige Stunden nachher ließ er mich zum Essen einladen, bloß seine Familie war dabei; die Weiber standen hinter uns, um das Nöthige herzureichen. Hauffen gekochten Reißes wurden auf Bananasblättern aufgetragen; um dieselben lagen Stücke Fisch und Geflügel, die mit langem Pfeffer gekocht waren; die Teller und Löffel waren gleichfals von Bananasblätter. Die Töchter des Oberhaupts benezten mit Fisch- oder Vögel-Brühe jedem Löffel voll Reiß, den man aß, und seine Frau tischte neue Hauffen Reiß oder Fleisch auf, wenn die vorigen abgingen. Ich ließ Wein bringen und die Mahlzeit wurde recht fröhlich. Einige Stunden darnach ließ ich das Oberhaupt zu mir bitten, um Wein zu trinken; ich machte ihm ein Geschenk mit den Flaschen, und da das Wetter sehr schön und die See ruhig war, so nahm ich Abschied von ihm, und lud ihn ein, an Bord unsrer Schiffe zu kommen, wo er sehr

*) Was die Engländer toast nennen.

sehr willkommen sein würde; ich machte seiner Frau und seinen Töchtern ein Geschenk von einigen großen Nadeln, und wir schienen mit einander sehr zufrieden zu sein. Eine Menge Indier begleiteten mich bis an die Piroge, und sie brachten meine Sachen dahin; ich schenkte ihnen Nadeln und sezte meinen kleinen Rückweg fort.

Am Abend kam ich nach dem Dorfe Mahonlewu, welches ich zu meinem Aufenthalt gewählt hatte; es liegt sehr angenehm, einen kleinen Kanonenschuß weit von der See, an einem Flüßchen, an dessen Ufer Waldungen und einige Wiesen von geringem Umfange liegen, welche angenehm mit einander abwechseln. Ein kleiner Kanal macht es zur Insel, wenn das Wasser bei der Fluth ins Land tritt. Die Häuser sind zwar nicht weit von einander entfernt, allein es ist Platz genug darzwischen zu Bäumen und Grasplätzen. Das Dorf ist ziemlich volkreich; allein es war ein Theil der Einwohner damals auf ihren Landhäusern, um Reiß zu bauen.

Eine Begebenheit, welche den Tag nach meiner Ankunft vorfiel, lehrte mich zuerst etwas von dem Karakter dieser Leute kennen. Ein Franzose war mit der Tochter des Oberhaupts seit einigen Tagen sehr vertraut gewesen, sah sie aber nunmehr, ich weis nicht warum, nicht mehr mit so günstigen Augen an. Der Ochsenhandel wurde gewöhnlich mit dem Oberhaupte nicht eher

geschlossen,

geschlossen, als bis unsre Schalupe ankam, welche sie an Bord der Schiffe brachte. Als sie nun anlangte, wollte das Oberhaupt sich in keinen Kaufvertrag einlassen, fals es nicht in einem Präliminärartikel ausgemacht würde, daß besagter Franzose seine Tochter wieder in eben die Vertraulichkeit aufnähme, worin sie vorher mit ihm gelebt hatte.

Ein so ungewöhnliches Zumuthen nahm mich sehr Wunder, um so viel mehr, da es in allem Ernste geschah, und zwar in einer Versamlung der vornehmsten Indier; allein meine Verwunderung hörte auf, als ich in der Folge merkte, daß listige Absichten und Eigennutz die Hauptbewegungsgründe bei diesem Betragen gewesen waren, und daß es nur darauf angesehen war, ein neues Geschenk zu erhalten. Einige Zeit nachher warf ein Franzose, um sich einige Kinder, die ihm beschwerlich fielen, vom Halse zu schaffen, ein Stück Holz unter sie, und traf ein Kind des Oberhaupts an den Kopf. Dieser wurde nicht ungehalten darüber; sondern schickte uns seinen Sohn, damit man Pflaster auf seine Wunde legte und ihm Leinwand um den Kopf bände. Ich bemerkte, daß er viel misvergnügter war, als er sah, daß man seinen Sohn mit einer Binde von geringem Kattun verbunden hatte. Wenn ich die kleinen Vorfälle beobachtete, welche mir ihre Schlauigkeit und eigennützigen Absichten

gegen

gegen uns verriethen, so bemerkte ich auch auf der andern Seite, daß sie in ihren kleinen Forderungen gar nicht dringend waren. Ich fand sie offen, in ihren Kaufverträgen machten sie immer sehr wohlfeile Preise, und sie haben alles, was sie uns versprachen, stets auf das genaueste erfüllet.

Ich würde schlecht von ihrem Karakter gedacht haben, wenn ich ihre Handlungen gegen uns nicht mit einander verglichen hätte. Es war ganz natürlich, daß sie sich gegen Leute eigennützig betrugen, welche alles, was ihnen angenehm oder nöthig war, im Ueberfluß hatten; allein diese Denkungsart zeigten sie nie gegen einander, indem sie zusammen lebten, und sich bei ihrer Arbeit ohne allen Eigennutz Hülfe leisteten. Wer keinen Reiß hatte, hohlte ihn von seinem Nachbar; das Haus, die Piroge einer abwesenden Familie stand einer andern zu Dienste, und sie schienen mir überhaupt gutartig und dienstfertig. Sie machten mir verschiedne kleine Geschenke; eine Scheere, einige Nadeln und wenig Brantewein machte sie äußerst zufrieden, und da ich gar keinen Theil an dem Handel hatte, den man mit ihnen trieb, so betrachteten sie mich ohne allen Eigennutz.

Einige Tage nach meiner Ankunft hatte der Vorgesezte der neuen französischen Kolonie, welche etwa fünf Seemeilen von Mahanlewu angelegt wurde, sich mit einem ziemlich mächtigen Oberhaupte des Landes verunwilligt; er ließ auf

ihn schießen, und dieser erwiederte es. Diese Feindseligkeiten sezten das ganze Land in Bewegung, und das Oberhaupt von Mahanlewu rief alle seine Leute zusammen, und sezte sich in Vertheidigungsstand. Wir waren gegen sein Betragen auf unser Hut, weil unsrer nur vier an diesem Orte waren, und luden auf allen Fall unsre Gewehre und ein Steinstück, welches zufälliger Weise hieher gebracht war. Seine Tochter, die unser Mistrauen gewahr wurde, benachrichtigte ihren Vater davon, welcher darauf zu uns kam, um seine Empfindlichkeit zu bezeugen und uns zu versichern, daß wir bei ihm weder von seiner Seite, noch von den Feinden der Franzosen das geringste zu befürchten hätten, da wir seine Gäste wären. Er fügte hinzu, es habe indessen doch das Ansehn, als wenn wir die Partei der neuen Kolonisten nehmen würden, da wir ihre Landsleute wären; was ihn anbeträfe, so dürfte er auch wohl die Partei seiner Landsleute ergreifen; jezt aber ginge er bloß vertheidigungsweise gegen beide zu Werke, und da wir seine Gäste wären, sähe er uns als seine Freunde und Bundesgenossen an.

Dies Dorf war nunmehr nicht so reizend mehr wie vorher, alles war unter Waffen und in Bewegung. Lauter ausgestellte Posten, und herumziehende Wachen; von beiden Seiten ausgeschickte Spionen; neue Arbeiten, das Fort mehr zu befestigen; weiter ins Land getriebenen Heerden,

nebst

nebſt Weib und Kindern, alles machte, daß Ruhe und Handlung aufhörte. Wir begaben uns daher an Bord, und mein Aufenthalt hatte nur zehn Tage gedauret. Die Feindſeligkeiten zwiſchen dem indiſchen Oberhaupte und dem von der neuen Kolonie blieben jedoch nicht ohne Folgen. Dieſer beſchloß ſich des Indiers zu bemächtigen, oder ſein Dorf einzuäſchern. Er verlangte unſre bewafneten Schalupen, um ihm zu ſeinem Vorhaben beizuſtehen, und ſie wurden ihm bewilliget. Wir zogen aus, mit kaltem Blute Feuer und Schwerdt gegen einen Menſchen zu gebrauchen, der noch vor wenigen Tagen mit Weib und Kindern voll Vertrauen zu uns gekommen war, der uns Geſchenke gebracht hatte, und den wir Gegengeſchenke machten, der uns mit Freundſchaftsbezeugungen überhäufte und auf Treu und Glauben unſrer guten Geſinnungen verſichert war. Ich konnte, ohne Entſetzen, mir dieſes indiſchen Herrn edle Miene voll Vertrauen nicht denken, die gefühlvolle Offenheit ſeiner Frau und Töchter, die Unſchuld ſeiner jungen Kinder, welche in den Flammen umkamen, oder von eben den Händen ermordet wurden, die noch vor kurzem ihre Schmeicheleien annahmen. Ein Mann, der kaum aus der Klaſſe gemeiner Privatperſonen herausgetreten iſt, um Befehlshaber zu ſein, kann der die Vergießung des Bluts zweier Nazionen beſchließen? Hat er das Recht, die ſeinige mit

den schwärzesten Schandthaten zu beflecken, weil er die Gerechtigkeit der Forderungen dessen, den er angreift, und die seinigen nicht ganz abgewogen hat? Nichts als die Nothwehr kann ihn berechtigen, die Waffen zu ergreifen; oder wenn die oft ungerechte und dann aus Noth grausame Politik ihn nöthigt, den Schwächern seiner Güter zu berauben und ihn zum Sklaven zu machen, solte man denn nicht wenigstens diese Ketten mit Blumen umwinden, um sie weniger beschwerlich zu machen?

Mit Vergnügen fand ich (ein Geständniß das ich ohne Schamröthe ablege) daß ich keinen Theil an diesem Zuge nahm. Ist das die Ehre des Kriegsstandes, sein Leben wagen, um das Vaterland vor Verbrechen zu bewahren, welche seine Ruhe stöhren können, oder ist es eine stillschweigende mechanische Entsagung der Freiheit und des Lebens und vielleicht eine Feilbietung beider?

Solche Irthüme machen, daß junge Seelen zu Verbrechen hingerissen werden; wovon ein muthvoller junger Edelmann mir bei diesem Zuge einen traurigen Beweis gab. Er war, während unsers Aufenthalts, bei dem Oberhaupte gewesen, welches man bestrafen wolte, und er hatte einige Tage bei ihm und mit seiner Familie in der brüderlichsten Vertraulichkeit gelebt. Er war mit Vergnügen der Freundschaft und Liebe überhäuft worden; er hielt sich da lange Zeit auf, und war

seit

seit zwei Tagen zurückgekommen. Er glaubte Beweise seiner Tapferkeit zu geben, wenn er von seiner Kenntniß der Gegenden Gebrauch machte und die Truppen auf die Wege führte, von welchen sie das Fort und die Wohnung seines Wirthes aufs beste, so daß kein Mensch entrönne, überfallen könnten. Eine falsche wüthende Ehrbegier hatte bei ihm alles gerechte Gefühl der Dankbarkeit und die zärtlichen Erinnerungen der Liebe erstickt. Er fühlte es nicht einmal, daß er, nicht zufrieden den Busen derer zu durchbohren, die er geliebt hatte, sogar eifrig bemühet war, daß ihm auch kein einziger Tropfen des Bluts entginge, welchen er aus ihren Herzen pressen könnte.

Das indische Fort und Dorf wurden eine Beute der Flammen; die Einwohner hatten durch ihre Spionen die Ankunft der Franzosen erfahren und waren in die benachbarten Wälder geflüchtet, wo sie die Bewegungen unsrer Truppen beobachteten. Man fand niemand, als einige Weiber, deren Alter sie verhinderte, zu fliehen, und die sich im Gebüsche verkrochen hatten. Ihrer Hinfälligkeit hatten sie es zu danken, daß sie ihre Freiheit behielten. Man kam also zurück im Triumpf über einiges altes Hausgeräthe, welches uns nichts nutzen konnte. Ich habe die Folgen dieser Begebenheit nicht erfahren; doch befürchte ich mit Recht, daß sie uns in der Meinung der Einwohner dieser Insel, welche schon anfingen, mir

interessant zu werden, keinen Vortheil werden gebracht haben.

Sie schienen mir von verschiednen Menschenarten abzustammen; wie ihre Farbe, Haare und Leiber anzeigen. Diejenigen, welche meiner Meinung nach nicht von den alten eingebohrnen Madagaskaren herstammen, sind klein und untersezt; sie haben beinahe schlichte Haare und sind olivenbraun wie die Malayen, mit denen sie überhaupt etwas Aehnlichkeit haben. Die Eingebohrnen haben ziemlich krause Haare, sind groß und wohl gebildet, haben große schöne Augen, einen leichten Gang, und eine offene Miene. Ihre Farbe ist beinahe schwarz; fast wie die Malabaren.

Ich glaube, daß sie sanft und witzig, aber ohne Genie sind; sie sind eitel, eigennützig und zugleich fantastisch; verschlagen, aber ohne Zusammenhang und wetterwendisch in ihren Handlungen. Ich glaube nicht, daß sie einen bestimmten Karakter haben, und sie scheinen mir sowohl die guten als bösen Eigenschaften der witzigen Köpfe von schwacher Seele zu besitzen. Da sie aber wenig Bedürfnisse und Unterschied der Stände haben, so sind Erschütterungen nöthig, um ihre bösen Eigenschaften zum Ausbruche zu bringen, dagegen die guten ihnen täglich nöthig sind und sich in ihrer ganzen Kraft äusern. Die starken Erschütterungen, wie zum Exempel die Gefahren, scheinen ihren Karakter entscheidend zur Standhaftigkeit,

haftigkeit, Tapferkeit und Uebereinstimmung zu reitzen; allein dieser so schöne Anschein hat selten bleibende Folgen, es sei denn, daß die Gefahr dringend werde.

Sie tragen eine Pagne*) um den Unterleib und eine auf den Schultern; auch haben sie eine Art Mützen, welche wie Matten gemacht ist. Ihre Haare sind in kleine Flechten gedrehet; und den Bart lassen sie bloß am Kinne wachsen.

Die Männer bekümmern sich wenig um den Landbau, doch sorgen sie für die Viehzucht, und lassen das Vieh in den Wäldern weiden. Sie machen die gewöhnlichen und die Kriegspirogen, und fahren damit. Die ersten sind klein und werden mit Pagaien bewegt; allein die leztern, welche alle dem Oberherrn gehören, sind ziemlich groß und fahren mit Segeln: sie können über hundert Mann tragen, und ganz um die Insel herumgehen.

Die Weiber sind von mitlerer und oft kleiner Gestalt; ihre Miene ist bedeutend; allein ungeachtet man sehr wenig häßliche findet, so können doch keine für schön oder hübsch gelten. Sie umgürten sich mit einem langen Tuche, und tragen eine Art Kamisöler, welche nur bis unter den Busen herabgehn; zum Zierrathe ist ein großes rundes und sehr gut gearbeitetes Silberblech daran. Ihr Halsgeschmeide besteht in verschiednen

*) Leinenes oder baumwollenes Tuch.

Reihen langer silberner Ketten, die auf dem Busen herabfallen. Ihre Haare sind in unzählig viel kleine Flechten vertheilt, welche sie auf die Stirn oder den Augenwinkel herabhängen lassen. Sie binden sie auch in einen halben Mond, oder auf schlicht in die Höhe, nachdem es ihrer Gestalt vortheilhaft ist.

Ihre Arbeit besteht darin, daß sie Reiß, türkisches Korn und anderes Getreide, Kartoffeln, Kassave, Bananas und dergleichen Pflanzen bauen; sie bereiten die Pflanzen eines Baumes Rafia, um Fäden daraus zu machen. Nachdem sie dieselben mit allerhand Farben gefärbt haben, machen sie einen niedlichen lebhaften Zeug daraus, der ihnen zur Kleidung dient. Doch schätzen sie die Kattune, welche die Europäer ihnen zuführen, höher, ungeachtet sie einen geringern innern Werth haben, als ihre eigne Zeuge. Jedes Haus hat seinen Weberstuhl. Die Blätter eines andern Baums, Wakua genannt, brauchen sie, Matten, Mützen, Säcke und andere zur Haushaltung nöthige Sachen daraus zu verfertigen.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reiß, Bananas und zuweilen trockne Fische. Sie essen sehr wenig frische Fische und Fleisch. Ihr Getränke ist eine Art Reißwasser, und zuweilen der Saft aus dem Zuckerrohre, der mit langem Pfeffer und Senf gegohren hat.

Die

Die Häuser sind klein und ohne sonderlichen Geschmack gebaut. Die Wände macht man von dicken Binsen, die sehr geschickt verbunden sind; die Dächer sind mit Bananasblättern gedeckt. Das vornehmste Zimmerwerk besteht aus festem Holze; das übrige aber nur aus Bambusrohr, welches schlecht bearbeitet ist. Der Fußboden einiger Häuser ist, der Feuchtigkeit wegen, über die Erde erhoben; und zu diesem Fußboden nimt man alsdann die aus einander geleiteten Stämme solcher Bäume, deren Inneres nicht dicht ist, wie zum Exempel die Palmbäume. Ausser dem, daß die Häuser, deren Boden so erhaben ist, vor den Schlangen und Ungeziefer sicher sind, haben sie auch den Vorzug, viel gesunder zu sein, als die übrigen, besonders in der Regenzeit.

Die Europäer, welche die Insel in dieser Zeit besuchen, sollten dahin sehen, daß sie nur in solchen ihre Wohnung nähmen. Die Vorsorge für die Gesundheit ist in einem Lande äuserst nothwendig, das ihnen durch die Unwissenheit, welche Lebensordnung sie zu beobachten haben, oft so sehr verderblich wird. Mir deucht, man müsse nur sehr leichte Nahrungsmittel genießen, und sehr wenig oder gar keinen Wein, oder andre gegohrne Getränke zu sich nehmen. Man muß nur wenig Fleisch essen, vornehmlich wenn es hart ist, und noch weniger gesalzenes. Dabei muß man sich viel Bewegung machen, um den Körper frei und frisch

zu erhalten; leicht gekleidet gehen, die Sonne nicht scheuen, wenn eine frische Kühlung wehet; aber man muß sich sorgfältig hüten, in der Sonne auszuruhen, wenn eine Windstille und die Luft zum Gewitter geneigt ist. Man muß keine nasse Kleider auf dem Leibe tragen, welche durch die Luft schnell kalt werden; und wenn man von einem Regen auf dem Felde überfallen wird, so ist es besser, sich auszuziehn, und seine Kleider in Sicherheit bringen, um sie trocken wieder anzuziehn, wenn der Regen vorüber ist. Man muß keine heftige Leibesübungen vornehmen, und noch weniger Ausschweifungen begehn. Man trinke das reinste Quellwasser, das zu finden ist, denn das Regenwasser ist nicht gesund. Alles dieses schien mir nöthige Vorsicht zu sein. Ungeachtet die Eingebohrnen selten andern, als Hautkrankheiten ausgesezt sind, so werden doch die Europäer, welche hier zur Regenzeit sich aufhalten, manchmal von sehr gefährlichen Fiebern angefallen, weil sie zu unvorsichtig leben. Uebrigens hat dies Land mit allen andern in einem heissen Klima liegenden das gemein, daß die Gesundheit aller aus kalten Ländern kommende Reisenden hier ihren Tribut bezahlen muß.

Ungeachtet die Einwohner dieser Insel keinen Gottesdienst haben, so verehren sie doch ein höchstes Wesen, das gut und gerecht ist, und nach dem Tode die Guten und Bösen richten wird. Sie

beschneiden

beſchneiden die Knaben in ihrem ſiebten oder achten Jahre. Zuweilen warten ſie etwas länger, damit die Zahl größer und das Feſt feierlicher werde. Alsdann ſtellen ſie große Luſtbarkeiten an, und ſchießen das abgeſchnittne Stück der Vorhaut aus ihren Flinten.

Sie glauben auch ein böſes Weſen, und ihre Panſarete oder Zauberer erlauben ſich viele Betriegereien, um ſie zu überreden, daß ſie vermögend ſind, das Uebel abzuwenden, welches daſſelbe ſtiften könnte. Zwar glauben die verſtändigen Indier wenig an ihre Zaubereien; allein die übrigen ſetzen viel Vertrauen auf ſie.

Gewiſſe Stücke Holz um den Hals gehängt, oder in ein Beutelchen genähet, ſollen ſie vor Wunden im Kriege bewahren. Krabben oder Kröten einem Kranken auf den Kopf gebunden, und gewiſſe Worte dabei ausgeſprochen, ſollen ihn heilen. Andre Kranken bringt man in eine erhabene Hütte, die gegen Morgen offen iſt, und aus welcher in einander geflochtene Fäden weit weg ſich erſtrecken: wodurch ſie wieder hergeſtelt werden. Bei allen dieſen Zerimonien braucht man Räuchwerke; auch müſſen die Pfeiler der Häuſer zu gewiſſen Zeiten mit verſchiedne Farben neu bemahlt werden. Hundert anderer abergläubiſcher Gebräuche zu geſchweigen, deren ſich dieſe Völker bedienen, und deren Urſprung ich nicht habe entdecken können, die aber vielleicht

Ueber-

Ueberbleibsel der unbestimmten Religionsgrundsätze sind, welche sie von den Morgenländern obenhin gelernt haben. Die Beschneidung, das Räuchern, das Stellen gegen Morgen, sind Spuren der ältesten Religionen. Es ist schwer, hierüber etwas genaues zu erfahren, denn sie mögen sich nicht gern in Unterredungen über Religionssachen einlassen.

Der schändlichste Aberglaube, den sie haben, ist der, daß gewisse Geburtstage ihrer Kinder unglücklich sind. Wenn ein Weib an einem Tage niederkommt, den der Pansaret dafür hält, so wird das Kind auf dem Felde ausgesezt und verlassen, daß es umkommen muß. Ich habe dies zwar nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, allein so viel Leute haben es mir erzählet, daß ich es glaube.

Sie harpuniren die Walfische an ihren Küsten, und wenn sie sich matt verblutet haben, ziehen sie dieselben näher ans Land, wo die Weiber denjenigen mit Lobgesängen empfangen, der die glückliche Harpune warf. Darauf begeben sie sich weg, und der Walfisch, welcher nun ans Ufer gezogen, wird von den Männern umringt. Der Beredteste hält ihm eine lange Lobrede, worauf sie ihn zerschneiden und das Fleisch essen.

Ihre kleinsten Geschäfte oder Sachen, die sie mit Europäern, oder mit Fremden, die einem andern Herrn unterworfen sind, abzumachen haben,

fangen sie mit einer Volksversamlung an, welche sie Palabra nennen. Man trägt darin alles vor, was sich auf das Geschäft beziehet, was vorherging, und die Folgen, die es haben kann. Man erinnert sich an alle Verbindungen oder Streitigkeiten, welche man seit sehr langen Zeiten mit den Personen gehabt hat, mit welchen man izt in Unterhandlungen steht. Man überlegt jeden Vortheil und erwägt es lange mit allen seinen Folgen; endlich faßt man einen Entschluß, und die Palabra währen daher sehr lange. Diese Art zu handeln scheint der Beschreibung, die ich von ihrem Karakter gemacht habe, zu widersprechen; dies würde sie wirklich, wenn ihre Rathsversamlung Erfahrung und einen sichern Blick in die Zukunft hätte, und wenn ihre Seele männlich und stark wäre. Ihr verschiedenes Interesse ist auch gar nicht leicht zu vereinigen; denn sie sind in viele kleine meistentheils unabhängige Herrschaften vertheilet, die sich einander zu unterdrücken suchen. Das Flittergold eines gegenwärtigen Vortheils ist für sie ungemein anlockend, und die unbeträchlichsten Kleinigkeiten unterbrechen die Ausführung der genommenen Maasregeln, und machen, daß man andere Entschlüsse faßt.

Ihr Vermögen besteht in Korn, Vieh und in Sklaven aus ihrer eignen Nazion; denn alle gefangne Feinde, Männer, Weiber oder Kinder werden zur Sklaverei verdamt, und ihre eigne

Lands-

Landsleute haben von dem Augenblicke an die gröſste Verachtung gegen sie.

Ihre Waffen bestehen in Schilden und Sagaien, welches eine Art von Wurfspieß wie eine Pike ist, die sie sehr geschickt zu werfen wissen. Ausserdem haben sie viel Flinten, welche die Franzosen ihnen verkauft haben, und einige von ihnen wissen sehr gut damit umzugehen. Einige Landesherren haben Steinstücke gekauft, und ich zweifle nicht, daß der Herr von Foulpoint sogar Kanonen habe; eine böse Folge der unvorsichtigen Habsucht der französischen Kaufleute!

Jeder Landesherr hat seine Wohnung in einem Forte, welches man Pallisaden nennt. Das Fort besteht aus drei Reihen dicker, in die Erde gesteckter Bäume, die einander so nahe stehn, daß man nicht hindurch stechen kann. Die äuserste Reihe ist etwa funfzehn Fuß hoch, die folgende neun, und die lezte oder innere wenigstens sechs. Diese drei Reihen stoßen an einander und machen nur ein Bolwerk aus, indem sie einander unterstützen. Diese Pfäle sind oben durch einen Querbalken verbunden, worin jeder Pfal eingefuget ist, und welcher um die ganze Aussenseite des Stockwerks herumgeht. Die Thür ist so schmal, daß nur ein Mensch hindurch gehn kann; sie besteht aus kleinen Pfälen, welche auf einem festen Querbalken herumgedrehet werden und einwärts schlagen, fast wie die horizontalen Schutzgitter. Mat hat

zuweilen

zuweilen zwei solcher Thüren, eine innerhalb der andern; alsdann sind sie in eine Art von Gehäuse eingeschlossen, welches gleichfals von Pfälen ist. Die meisten von diesen Pallisadenwerken sind längliche Viereckte; andre hingegen haben Bastionen, Gänge und Oefnungen, um die Belagerer zu entdecken.

Wenn sie einen Krieg anfangen wollen, so tragen Weiber und Kinder ihre Sachen in die Kornfelder oder benachbarten Waldungen, wo sie sich verstecken; ihre Heerden verstecken sie gleichfals in die Wälder. Nur die Männer bleiben im Dorfe. Man tödtet einen Ochsen, und nachdem eine lange Rede gehalten worden, tunkt jeder das Eisen seiner Sagaie in das Blut desselben. Sie zerschneiden ihn, ohne ihm das Fell abzuziehen, theilen sich darein, und essen das Fleisch begierig. Diese Zerimonie ist das Sinbild ihrer blutigen Absichten und des Vorhabens, wozu sie sich anschicken. Die Fremden, welchen man erlaubt, ihre Sagaie mit in das Ochsenblut zu tunken, und denen man ein Stück Fleisch giebt, werden als Bundesgenossen angesehen. Es ist auch bei ihnen ein Zeichen des Bundes, wenn sie mit dem Eisen ihrer Sagaie das Eisen eines Fremden berühren.

Ihre Kriegsunternehmungen bestehn darin, daß sie den Feind stets beunruhigen, und ihn des Nachts in einer nachtheiligen Lage zu überfallen suchen:

ſuchen: wenn er ſich in ſeine Palliſaden gezogen hat, ſo belagern ſie ihn darin, und wagen wohl, um es zu erobern, einen tapfern Anfall; ſie plündern ſeine Dörfer, führen ſein Vieh weg, machen ſeine Leute zu Sklaven: ſelten aber werden ſie im offenen Felde Stand halten.

Sie ſind ſehr geſchickt, ſich zu vertheidigen; ſie ſtellen verlohrne Poſten weit weg, ſchicken beſtändig Spionen und Auflaurer gegen den Feind aus. Das Oberhaupt von Mahanlewu ließ Häuſer niederreiſſen, welche ihm an der fernen Ausſicht aus ſeinem Palliſadenwerke verhinderten. Er wolte die Mündung ſeines Fluſſes behaupten, und ließ deswegen einen Graben in den Sand machen, worin ſich ſeine Füſelier verſtecken konnten. Auf den Rand dieſes Grabens ließ er ein Stück Holz legen, worin Löcher zu Schießſcharten für die Flinten gebohret waren. Man hatte von Stelle zu Stelle Buſchwerk hingeworfen, ſo daß dieſe kleine verſteckte Batterie einen Piſtolenſchuß weit nicht bemerkt werden konnte, und diejenigen, welche ſie beſetzten, vor den feindlichen Schüſſen ſicher waren.

Das Oberhaupt giebt den feindlichen Abgeſandten nie Gehör, als bis die vorderſten Wachen ihn von den Abſichten benachrichtiget haben, in welchen ſie kommen. Gefallen ihm dieſelben, ſo geht er aus dem Forte hervor, läßt die Geſandten in einer gewiſſen Entfernung halten, unterhandelt mit ihnen, und ſchickt ſie

wieder

wieder zurück. Niemals werden sie in das Pallisadenfort zugelassen, und man nimt sie mit edler Entschlossenheit auf.

Uebrigens sind diese Indier eines unversöhnlichen Hasses und vorsezlicher Grausamkeit fähig. Einer ihrer Häupter trug die Zähne eines Feindes, den er im Kriege getödtet hatte, um den Hals. Ein anderer hatte die Tochter und eine Verwandtin seines Feindes gefangen genommen; er ließ sie einige Tage nachher zu sich kommen. Mit kaltem Blute tödtete er die erste mit seiner Sagaie, und indem er die andre frei zurückschickte, befahl er ihr, seinem Feinde den Tod seiner Tochter zu erzählen, und ihm zu versichern, daß er und seine ganze Familie eben das zu gewarten hätten.

Wenn ungebildete Völker aufgebracht werden, so scheint die grausame Rachsucht ihre Wuth in Verhältniß der Güte und des Wohlwollens anzufeuren, welche bei ruhiger Lage in ihrer Seele herrschen. Der wilde Amerikaner nahm mich mit Güte auf, und theilte den Fang seiner Jagd mit mir; und doch war die Hirnschädel seines Feindes für ihn eine Schale, welche sein Getränk viel reizender machte. Der Neu-Seeländer frißt die bebenden Glieder des unvorsichtigen oder undankbaren Gastes, der ihn zum Zorn reizte. Der Indier in Madagaskar ist gastfrei und lebt mit dem Fremden, wie mit seinem Bruder; allein er reißt mit Wollust die Zähne

dem Feinde aus, den er im Kriege tödtete, und macht sich einen niedlichen Schmuck daraus; die Trauer und die Thränen der väterlichen Zärtlichkeit sind für ihn ein süßes Schauspiel.

In Ansehung der Geschenke herrscht bei diesen Völkern der asiatische Gebrauch, sowohl wenn sie zu Fremden gehen, als wenn sie dieselbe bei sich aufnehmen. Auch ist es der algemeine Gebrauch, daß derjenige, welcher ein Anliegen hat, und sich folglich als den schwächern Theil ansieht, dem andern zuerst ein Geschenk mache. Er bekömmt von ihm eins dagegen. Die ersten Tage unsers Aufenthalts in dieser Bai verflossen, die Besuche verschiedner Oberhäupter der benachbarten Dörfer anzunehmen. Sie machten sich eine Ehre daraus, die französischen Flaggen auf ihren Kriegspirogen aufzustecken, und schlugen ihre Tamtome zum Zeichen der Freude. Sie kamen, sich unsre Freundschaft auszubitten, und brachten uns zum Geschenke einen Ochsen, Federvieh und Früchte. Eine zahlreiche Begleitung von bewafneten Indiern machte ihr Gefolge aus, welche zum Zeichen der Freundschaft ihre Waffen in ihre Piroge niederlegten, und uns die deutlichsten Beweise ihres Zutrauens und ihrer brüderlichen Gesinnungen gaben. Das Oberhaupt hatte gewöhnlich seine vornehmste Frau, seine Töchter und seine nächsten Verwandtinnen bei sich. Wir bewirtheten sie mit Früchten und Branntewein. Dem Oberhaupte

haupte machten wir ein Geschenk mit einer Flinte und einigen Stücken Kattun für seine Frau. Als sie von Bord gingen, wurden sie mit drei Kanonenschüssen begleitet, und sie bezeigten uns mit Freudengeschrei ihre Zufriedenheit. Die französische Flaggen wurden in ihren Dörfern aufgesteckt, so bald sie die unsrige wehen sahen. Ueberhaupt erzeigten diese Leute uns viele Freundschaft; allein da sie verschlagen sind, so merken sie sehr bald, wenn man sie ihnen nicht erwiedert, und dann werden sie argwöhnisch, oder wenigstens gleichgültig. Wenn wir zu ihnen sandten, um einen Handel zu treffen, so musten wir dem Oberhaupte ein Geschenk machen, der allemal dabei den Vorsiz führte. Dies schien mir eine Folge ihres Betragens zu sein; sie kamen an Bord, um die Freundschaft mit unsrer Nazion zu erneuern, und suchten sich durch das mitgebrachte Geschenk derselben würdig zu machen. Wir gingen in ihre Dörfer, um daselbst unsre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Freundschaft war uns dazu nöthig, und wir mußten sie durch ein Geschenk erkaufen.

Diese Völker sind sehr gastfrei; allein ich glaube, ihre Gastfreiheit komme bloß aus der natürlichen Neigung zum Guten, ohne daß sie eigentlich, wie in Asien, für Pflicht und Tugend gehalten werde.

Mir deucht, daß die Reisenden ihrer Wohlthätigkeit eine zu weite Ausdehnung gegeben haben, indem sie behaupten, ihre Gastfreiheit sei die Ursache, warum sie ihre Töchter den Fremden darböten. Sie hätten die Sitten, den Karakter und den Unterschied bemerken sollen, zwischen Darbietung einer Sache, und willigen Vergünstigung des Gebrauchs derselben; wenn man sich gleichgültig dabei beweist, und wenn zugleich der eigennützige Karakter sich Hofnung macht, Geschenke dabei zu gewinnen. Sie hätten alsdann sagen können, daß die freien Sitten der Mädchen in Madagaskar, ihr oder ihrer Eltern herschender Karakter des Eigennutzes, Schuld daran wären, daß sie sich den Fremden preis gäben. Ich habe die Wahrheit der Erzählung verschiedner Reisenden untersucht, und wenn ich von derselben überzeugt gewesen wäre, so hätte man nothwendig der Natur die Selbstliebe und Scham absprechen müssen. Welche Nazion verachtet sich selbst so sehr, daß sie sich die schmutzigen Vergnügungen des ersten besten Fremden zur Ehre rechnen sollte, und welches junge Mädchen hat so sehr alle Scham verlohren, daß es ohne Beispiel und ohne von Jugend auf daran gewöhnt zu sein, sich einem solchen Fremden preis geben sollte? Die Verschiedenheit der Sprachen und Sitten ist schon hinlänglich, sie von demselben abzuhalten.

Wie ich die Gewohnheiten dieſer Völker genau betrachtete, und den Urſprung ihres ſonderbaren Betragens gegen die Fremden aufſuchte, ſo bemerkte ich gleich, daß die Knaben und Mädchen von ihrer erſten Jugend an freien Gebrauch von ihren Naturgaben machen, und ſogar von den Eltern dazu aufgemuntert werden. Man ſieht leicht, daß dieſe Freiheit und das Klima ſie reize, den Verſuch zu wiederholen, ſobald er einmal gemacht iſt. Alles kommt zuſammen, um ſie dazu anzureitzen, denn die freiſten, lockendſten Handlungen werden als etwas ganz gewöhnliches angeſehen. Die Eltern bemerken die Wirkungen davon mit Vergnügen, und halten es für eine gute Vorbedeutung für die Zukunft.

Man wird bemerkt haben, daß ich nur von Knaben und Mädchen rede; denn die Weiber ſind ſehr treu. Die Männer halten ſich zuweilen Beiſchläferinnen, welche als Weiber vom zweiten Range angeſehn werden. Dies allein ausgenommen, glaube ich, daß beide Geſchlechter die eheliche Treue ſehr genau beobachten. Nun erinnere man ſich an dem Eigennutz der Einwohner von Madagaskar; man bemerke, daß die erſten Fremden, welche in neuern Zeiten hieher kamen, und ſich ſezten, Mahomedaner waren. Nach ihnen kamen die Europäer, und beſonders haben die Franzoſen ſich eine Zeitlang hierſelbſt niedergelaſſen. Alle dieſe Fremden waren Seefahrer und

verliebt, um nichts schlimmers zu sagen. Die ersten, natürlicher Weise ihres Klimas wegen, und weil ihr Gesetz sie dazu berechtigte; die andern durch Gewohnheit und Lebensart. Beide von einerlei Begierden angetrieben, musten, da sie sahen, welche Freiheiten gegen die Mädchen gebräuchlich waren, bald Versuche machen, zu diesen Gebräuchen zugelassen zu werden. Die Verschwendung, welche Seefahrern in ihren Erholungszeiten so gewöhnlich ist, machte dem Eigennutze der Eltern Hofnung zum Gewinn; diese leztere Empfindung verminderte die Entfernung, welche zwischen Ausländer und Landsmanne war, und jener war bald im Stande, seine Wünsche zu befriedigen. Er zeigte die Heftigkeit seiner Begierde darnach, und gab in der Folge den Eingebohrnen dadurch Gelegenheit, ihren Eigennutz und ihre Politik zum Vortheil ihres Handels und ihrer Sicherheit zu befriedigen. Gemeine indische Privatpersonen hörten zuerst die wollüstigen Reden der jungen Seeleute, nahmen ihre Geschenke und verschaften ihren Begierden Befriedigung. Die Oberhäupter, welche argwöhnisch und gegen den Ehrgeiz der Europäer auf ihrer Hut waren, gaben endlich der Buhlerei ihrer Töchter Unterricht, damit sie von den Fremden ausgewählt würden. Ihr Eigennutz fand seine Rechnung dabei, und sie waren vortrefliche Spionen der Gedanken und Handlungen ihrer neuen Liebhaber. Die jungen

Mädchen

Mädchen, zu Liebeshändeln gewöhnt, von ihren Eltern selbst dazu angehalten, und durch die Hofnung eines neuen Putzes gereizt, ergaben sich willig den Wünschen der Fremden.

Dies ist, wie ich glaube, der Ursprung und Fortgang dieses sonderbaren Gebrauchs; denn ich kann mich nicht überreden, daß man je dem Fremden hierin mit Anerbietungen zuvorgekommen sei, oder durch Reden dazu Anlaß gegeben habe. Das Interesse treibt inzwischen einige erfahrne Mädchen, ihre Buhlerkünste vor den Fremden auszukramen; allein diese gehören völlig in die Klasse unserer liederlichen Weibspersonen.

Ich habe mich übrigens sehr gewundert, daß dieser Gebrauch keine Vertraulichkeit zwischen den Franzosen und diesen Völkern veranlasset habe. Natürlicher Weise hätte man erwarten sollen, daß der Umgang zwischen dem Manne und der Frauensperson Vertrauen und Zuneigung erregt hätte; indessen ist es sehr wahr, daß es dergleichen gar nicht giebt. Wenn zufälliger Weise der Reiz des Vergnügens sie dahin bringt, daß sie schwanger werden, so wird die Frucht sehr bald durch ihnen bekannte Mittel vernichtet. Ich habe nicht einen einzigen Mestizen in diesem Lande gesehen, welches nach der natürlichen Ordnung der Dinge ihrer mehr als zehntausend enthalten sollte.

Ich habe hier Thatsachen aus einander gesezt, welche junge oder strenge Leser vielleicht der Auf-

merksamkeit eines Reisenden unwürdig finden; doch hoffe ich, man werde anders urtheilen, wenn man bedenkt, daß diese Thatsachen die Sitten und den Karakter dieser Völker näher kennen lehren. Vielleicht dankt man mir sogar, wenn ich durch meine Bemerkungen die Würde der natürlichen Tugenden des Menschen in ein besseres Licht setze, welche die Erzählungen verschiedner Reisenden gar zu sehr erniedrigt hatten. *)

Ich führe daher bei dieser Gelegenheit an, daß Personen, die zu Otaheiti gewesen sind, von welcher Insel man ähnliche Dinge erzählet, mich versichert haben, daß die Otaheiterinnen sehr eigennützig sind, und den Preis ihrer Gunstbezeugungen vorher bedingen. Dergleichen Mißtrauen ist zu Madagaskar wohl sehr selten, wo man sich ziemlich auf der Ehrlichkeit des Käufers verläßt. Die Erzählungen eben dieser Personen, die Reden und Handlungen des Otaheiters, der zu Paris war, dasjenige, was die Reisenden von der Treue verheiratheter Weiber melden, machen es mir glaublich, daß die Gebräuche in diesem Punkte

zu

*) Ich glaube, daß eben dieser Irthum in Ansehung der Menschenfresser Statt finde, und daß es keine gebe, die es mit kaltem Blute sind. Bloß die Wuth des Krieges oder das Angedenken an erlittene Beleidigungen haben die Indier dazu gemacht, nämlich gegen ihre Feinde, oder die sie dafür hielten. Der Fanatismus brachte ehemals eben diese Grausamkeit hervor.

zu Otaheiti und zu Madagaskar einerlei und aus der nämlichen Quelle entsprossen sind. Ich habe andere Reisende ebenfals über die Gewohnheiten befragt, welche mit einem geringen Unterschiede in Neu-Seeland und Grönland herrschen, und sie haben mich versichert, daß Eigennutz nur dabei im Spiel wäre; dies alles bewegt mich, ihnen durchgehends einerlei Ursprung zuzuschreiben.

Die Sprache der Einwohner zu Madagaskar ist ziemlich sanft, und ich finde darin eben die Biegungen der Stimme, welche die Sprache der Einwohner der philippinischen Insel hat. Sie schien mir aus verschiednen Sprachen zusammen gesezt zu sein, indem ich manche arabische und portugisische Wörter darin fand. Kabar zum Exempel bedeutet neu zu Madagaskar und im Arabischen. Wegh bedeutet das Gesicht bei beiden Nazionen. Palabra heißt im Portugisischen ein Wort oder Rede, und Rede oder Rathsversammlung in Madagaskar. Man kann, ohne einen großen Fehler zu begehen, das Wort Parole im Französischen gebrauchen, um eine Rathsversamlung zu bezeichnen. Die Ausdrücke parlement und parlementer, davon das erste den Ort und das zweite, im militärischen Verstande, eine Berathschlagung bedeutet, kommen ohne Zweifel von dem Worte parler her.

Doch ich habe mich lange genug bei dieser seit langer Zeit bekannten Insel aufgehalten; ich kehre also zu unserm Schiffe zurück.

Man bestimte die Breite der Erdzunge, die westlich an der Mündung des Flusses Emballe liegt, auf funfzehn Grad siebzehn Minuten. Die Länge war ebendaselbst sieben und vierzig Grad fünf und vierzig Minuten, einer Sonnenfinsterniß zufolge, welche den 12 März um ein Uhr dreißig Minuten hieselbst beobachtet wurde.

Unsre skorbutischen Kranken waren meist wieder genesen, und wir befürchteten, daß ein zu langer Aufenthalt Fieber veranlassen mögte, deren Bösartigkeit wir kannten. Wir versahen uns daher mit Reiß, Ochsen und Geflügel, und legten den 29 März unsre Fregatte vor die Bai, worauf wir nach dem Vorgebirge der guten Hofnung segelten.

Anhang
zu le Gentils Beschreibung der Insel Bourbon und France.*)

Die Insel Bourbon ist 60 französische Meilen lang und 45 breit: allein die Natur hat diesen weiten Raum größtentheils unbrauchbar gemacht. Drei unzugängliche steile Berge, die sechszehnhundert Toisen hoch sind; ein schrecklicher Vulkan, um welchen die Gegend rund herum verbrannt ist; unzählige tiefe Hohlwege, welche so sehr abhängige Flächen im Lande machen, daß dieselben keines Anbaues fähig sind; Berge, deren Gipfel ewige Dürre leiden; Küsten, die allenthalben mit Kieseln bedeckt sind: diese Bildung der Insel sezt dem Landbau sehr enge Gränzen, und macht deren Erweiterung unmöglich. Selbst das meiste Land, welches noch kann urbar gemacht werden, liegt ganz abhängig, so daß die hofnungsvollesten Ernten nicht selten durch reissende Regenbäche vernichtet werden.

Doch hat der schöne Himmel, die heitre Luft, ein reizendes Klima und gesunde Quellen, auf dieser Insel eine Volksmenge von 6300 Weissen zusammengebracht, alles wohlgewachsene, stark und gesunde, muthvolle Leute, welche

*) Den übrigen Raum auszufüllen, füge ich diesen Anhang aus der neuesten Ausgabe von Raynals Geschichte der europäischen Besitzungen in beiden Indien hinzu. Wegen der starken Verbreitung der ältern Ausgaben, wovon wir auch zwei deutsche Uebersetzungen haben, wird die neue nicht so allgemein bekannt sein, daß nicht vielen Lesern dieser Reisen das folgende noch angenehm sein könnte. Einiges hat Raynal hieher aus des Ritters von S. Pierre Reisen herübergetragen, andere Nachrichten aber sind ihm eigen. Seine Betrachtungen bleiben weg, weil die ältere Ausgabe sie schon hat.

welche in neun Kirchspiele vertheilt sind, worunter S. Denis das vornehmste ist. Noch vor einigen Jahren war ihr Karakter Offenheit, Redlichkeit und Mäßigung, werth des goldenen Zeitalters. Der Krieg im Jahre 1756 veränderte ihn ein wenig: ohne jedoch in ihre Sitten merklichen Einfluß zu haben. Diese Tugenden sind um desto merkwürdiger, da sie mitten unter 20,175 Negersklaven (denn so viel ergiebt die Zählung vom Jahre 1776) entstanden sind und sich erhalten haben.

In dem angeführten Jahre zählte die Kolonie 57,858 Stück Vieh, wovon kein einziges zum Ackerbau gebraucht wurde. Bloß 2891 Pferde ausgenommen, welche man zu verschiednen Arbeiten brauchte, diente alles übrige zur Nahrung der Einwohner.

Damals war der Betrag der Ernten folgender:

5,441,025 Zentner Weizen.
3,191,440 Tonnen Reiß.
22,461,800 Tonnen Mais.
2,515,190 Tonnen Hülsenfrüchte.

Der größte Theil dieser Produkte, wurde auf der Insel selbst verzehrt, und das übrige diente der Insel France zur Nahrung.

Für das Mutterland baute die Kolonie 8,493,583 Kaffeestauden, welche den besten Kaffee nächst dem arabischen liefern. Jeder Baum gab anfangs fast zwei Pfund Kaffee. Allein ihr Ertrag ist um drei Viertel geringer geworden, seitdem sie in offenem Felde gebauet werden, und man sie in ausgesognes Land pflanzen müssen, wo die Insekten ihnen sehr nachtheilig sind.

Die französische Regierung wird sich nie um die Aufnahme einer Niederlassung bekümmern, wohin die Schiffahrt durch schroffe Gestade, und ein tobendes Meer stets gefährlich und oft unmöglich gemacht wird. Sie würde dieselbe vielmehr gern verlassen, weil sie so viel Menschen und Güter an sich zieht, die man gern in der Insel France, welche nur fünf und dreißig Seemeilen davon entfernt ist, zusammen vereinigen mögte.

Diese

Diese leztere Besitzung hat nach des Abt de la Caille Messungen 31,890 Toisen in ihrem längsten Durchmesser, ihre größte Breite beträgt 22,124 Toisen, und der Flächeninhalt 432,680 Arpens.*) Man findet viele Berge darauf, aber kein einziger ist über 424 Toisen hoch. Einige sechszig Flüsse bewässern die Felder, allein die meisten haben zu hohe Ufer und viele nur zur Regenzeit Wasser. Ungeachtet das Land durchgehends mit großen und kleinen Steinen bedeckt ist, so daß es keine Pflugschaar zuläßt und mit dem Karste bearbeitet werden muß, so ist es dennoch sehr gut zum Ackerbau; zwar nicht so tief noch so fruchtbar als auf der Insel Bourbon, allein überhaupt mehr des Anbaues fähig.

Der König nahm die Insel im Jahre 1764 unter seine unmittelbare Regierung. Seit diesem Zeitpunkte hat sich bis zum Jahre 1776 hieselbst die Zahl der Einwohner almählig bis auf 6386 Weisse vermehrt, 2955 Soldaten mit inbegriffen; wozu noch 1199 Freinegern und 25,154 Sklaven kommen. Der Viehbestand belief sich in dem leztgenannten Jahre auf 25,367 Stück.

Der Kaffeebau beschäftigte ziemlich viel Hände: allein Orkane, welche häufig und schnell auf einander folgten, haben den guten Erfolg dieser Pflanzungen gänzlich gehindert. Der Boden selbst, welcher meistentheils eisenhaltig und nicht tief ist, scheint sich ihnen zu widersetzen. Man kann daher wahrscheinlich schließen, daß dieser Bau nicht glücken werde, wenn auch die Regierung, durch die auf den Kaffee gelegten Zölle, so wohl bei der Ausfuhr aus der Insel, als bei der Einfuhr in Frankreich, ihn nicht zu hindern gesucht hätte.

Man hat auch drei Zuckerpflanzungen angelegt, welche die Insel hinlänglich versorgen.

Baumwolle wird noch nicht stark gebaut, und die Ernte giebt gegenwärtig nur 40,000 Pfund. Allein die Baumwolle ist von der besten Art, und alles zeigt, daß sie sich sehr vermehren wird.

Der

*) La Caille Reise. A. d. Fr. Altenburg 1778. S. 144.

Der Kamferbaum, die Aloe, die Kokospalme, das Aloesholz, Sagu, Kardemomen, Zimmet und verschiedne andre, Asien eigenthümliche Pflanzen, welche hier einheimisch gemacht sind, werden wohl immer nur ein Gegenstand der Neugierde bleiben.

Vor vielen Jahren hatte man Eisengruben eröfnet, die man aber wieder verließ, weil ihr Eisen dem europäischen zu weit nachstehen mußte.

Den 27sten Junius 1770 ließ der Intendant dieser Insel, Herr **le Poivre**, welcher Asien als Naturforscher und als Philosoph durchreiset hatte, 450 Muskatennußpflanzen und 70 Gewürznelkenstauden hieher bringen; nebst zehntausend gekeimten oder zum Keimen reifen Muskatnüssen, und einer Kiste mit gepflanzten Gewürznelken, wovon einige schon aufgegangen waren. Zwei Jahre hernach wurde noch vielmehr von diesen allen eingeführt.

Einige von diesen kostbaren Pflanzen wurden nach den Inseln Seychelles, nach Bourbon und Cayenne gesandt; die meisten aber blieben auf der Insel France. Diejenigen, welche an die Einwohner vertheilet wurden, gingen alle aus, und selbst die Sorgfalt der erfahrensten Botaniker, ihre anhaltende Wartung und große darauf verwandte Unkosten konnten in dem königlichen Garten nur 58 Muskatbäume und 38 Nelkenstauden erhalten. Im October 1775 blüheten zwei von den lezten, und trugen das folgende Jahr Früchte. Diejenigen, welche ich davon vor mir habe, sind klein, dünne und mager. Wenn eine lange Naturalisirung sie nicht verbessert, so haben die Holländer sich ohne Noth Unruhe gemacht, und sie werden nach wie vor ungestört im Besitz des Gewürzhandels bleiben. *) Eine

*) S. Sonnerats Reisen nach Neu-Guinea S. 194 ff. und S. 53. der D. Uebersetzung, Forrests Reisen, (Ebelings Reisesammlung 3 B.) S. 11. 131. 169. Aublet Histoire des Plantes de la Guyane françoise. Paris 1774. 4. S. VII. der Vorrede, und S. 86 ff. behauptet nach eigner genauer Untersuchung, welche ihm viel Feinde zugezogen, daß die (zuerst von der Insel Dschibby und nachmals von Dschi-

Eine vernünftige Politik hat der Insel France eine ganz andere Bestimmung gegeben. Der Ertrag des Waizenbaues ist es, welcher hier befördert werden muß; so wie man die Reißernte durch eine bessere Vertheilung des Wassers vermehren sollte. Auch die Viehzucht sollte ermuntert und verbessert werden.

Diese unentbehrlichen Gegenstände wurden lange Zeit gar nicht geachtet, ob es gleich nicht schwer war, Wiesen anzulegen, und die Aecker zwanzigfältige Früchte trugen. Seit einigen Jahren kam die Regierung auf den Gedanken, daß sie alles Korn, so viel die Landbauer abstehen wollten, zu guten Preisen aufkaufen ließ, und seitdem hat man mehr Lebensmittel hier gewonnen. *) Läßt man

Dschilolo) hieher gebrachten Muskatenbäume sowohl als die Gewürznelken die unächten Arten gewesen, welche auf allen molukkischen Inseln, ja selbst auf den philippinischen, häufig wild wachsen, aber als Gewürz nichts taugen. Man hat auch den ächten Zimmetbaum aus Selàn hieher verpflanzt, welcher nach fünf Jahren reife Früchte trug. Der unächte Zimmet wächst auf der Insel France wild. Nach den neuern Nachrichten des Herrn Ceré, Direktors dieser Insel, waren in dem königlichen Garten zu Montplaisir, wo die Gewürzbäume gezogen werden, im Jahre 1776 über 2500 Gewürznelkenstämme, diese vermehrten sich 1777 auf 5000, und 1778 waren ihrer unzählig viel. Ein und dreißig blüheten; allein das Gewürz, das sie lieferten, war lange nicht so stark, als das holländisch-molukkische. Der Muskatbaum gedieh sehr schlecht. Es waren nur acht ächte (Femelles. Nux myristica femina.) und die von Poivre gepflanzten. (L.)

*) Man ist sehr darauf bedacht, diese Inseln zu Kornmagazinen zu machen; in dieser Absicht hat der Intendant Maillart du Mesle hier zu besserer Erhaltung des Korns neuerlich Getreidedarren anlegen lassen, wovon zwei, jede 54000 Pf. Weizen, die übrigen aber 35000 Pfund fassen. Die Kohlen, um 7000 Pfund zu dörren, kosten nur 25 Livres. (L.)

man das Siſtem nicht aus den Augen, ſo wird die Kolonie bald hinlängliche Nahrungsmittel für ihre Einwohner, für die Schiffer, welche ihre Rheden häufig beſuchen, und ſelbſt für die Truppen und Flotten liefern, welche die Umſtände über kurz oder lang dahin bringen könnten. Dann wird die Inſel das werden, was ſie ſein muß, die Vormauer der gegenwärtigen oder künftigen Beſitzungen der Franzoſen in Oſtindien; der Mittelpunkt der Kriegsoperazionen, welche Frankreich, es ſei zum Angriff oder zu ſeiner Vertheidigung, in jenen fernen Gegenden zu unternehmen oder auszuführen genöthigt ſein wird.

Reiſe

Reise
nach
der Insel Malta
in dem Jahre 1776.

Aus dem Französischen.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Ueberfahrt von Sicilien nach Cumino, und von da nach Malta.

Nun bin ich Seefahrer; habe das Toben des Meers gesehen; sein schreckliches Brüllen gehöret; habe es erfahren, wie die Wellen bis an die Wolken emporstürmten, und sich schäumend an den Felsen brachen. Ich habe das Entsetzen und Erblassen der Matrosen und Ruderknechte gesehen. Ob die Größe und Neuheit des Schauspiels, das mich ganz hinriß, es machte, oder die Entschlossenheit, mit welcher ich mich auf diese Seereise, und gleichsam meines Lebens begab, ohne mich doch vorsetzlicher Weise Gefahren auszusetzen: das weiß ich nicht; genug, ich fühlte nicht die geringste Gemüthsbewegung, und sowohl ohne Furcht als Freude sah ich das Fahrzeug in diesen Golfo stechen, den das Schiffsvolk Gott dankt, zurückgelegt zu haben.

Wir liefen, nachdem alles fertig war, den 10 November von Alicata in Sicilien aus. Man pflegt längst der Küste hinzufahren, indem man unterhalb Terra-nuova hinter Caricatore, und vor der Mündung der Flüsse Gela, Vagedrusa, des Acates und Hypparis, wo das alte Camarina lag, wegsegelt, bis man endlich unterhalb S. Croce kömmt. Hier ist man gerade gegen Malta über,

und fährt mit einem guten Landwinde innerhalb einer Nacht über den Kanal. Mein Fahrzeug heißt la Speronara, und ist eine leichte Barke, schmal, länglich wie ein Kanó der Wilden, und wird sowohl von Segeln als Rudern fortgetrieben. Es hat nur für zwei Reisende Plaz, die im Hintertheile einer neben dem andern liegen, für den Steuermann und sechs Ruderer. Ein kleines Schirmdach bedeckt den größten Theil des Leibes, und man bequemt sich darunter, so gut man kann.

Obgleich das Land im Rücken bergigt ist, so scheint doch der Grund an der Küste sehr gut, bis an die Spitze von Sante Croce. Man sagte mir, daß zu Terra-nuova einige Ruinen wären; allein an der Küste findet man keine einzige Spur von Alterthümern. Wenn man die stinkenden schwefeligten Moräste des alten Camarina vorbeifährt, die zwischen den Scoglitti und der Landspitze von S. Croce liegen, so empfindet man den Geruch von Schwefelleber, der in der Gegend um Rom so allgemein ist.

Wir segelten ziemlich ruhig durch den Kanal bei Tagesanbruch, und ich erblickte Malta ohne Sicilien von der Seite des Vorgebirges Passaro, auf dessen Höhe beinahe wir bis Mittag durch die Winde Ponente-Libeccio bis Ponente-Maestro aufgehalten wurden. Auf einmal drehte er sich zum Gregale, und wir musten rudern und ganz

anders

anders steuern und fahren. Wir gelangten bald ins Gesicht von Gozzo, und konnten nicht anders als längst seinen Brandungen und mit starkem Rudern gegen den Wind angehn, um in den Meerbusen von Cumino zu gelangen, woher ich an Sie schreibe. Nun legten wir vor Anker; das Segel ist zum Zelte niedergelassen; wir kochten, aßen Abendbrodt, rauchten und legten uns ruhig schlafen, come si fà in casa, nach dem Ausdrucke unsers Schifsvolkes.

Auf dieser Ueberfahrt bin ich recht seekrank gewesen; aber nun glaubte ich an Ort und Stelle zu seyn, und vergaß meine Krankheit.

Den folgenden Morgen, als wir bei Anbruch des Tages uns segelfertig machten, drehete sich der Wind zum Scirocco mit so heftigen Stößen, daß wir keinen andern Rath wußten, als unsre Speronara auszuleeren, und ans Ufer zu ziehen. Man sieht nichts als Felsen, einige magre obenhin angebaute Ländereien, keinen einzigen Baum, nichts Grünes, keine Wohnung. Bloß eine offene Kapelle vier bis fünfhundert Schritte vom Ufer, und dicht an der See drei Stücke von Mauren, die ein offenes Viereck ausmachen, und solchen Unglücklichen, als wir izt sind, zur Zuflucht dienen.

Unsre Leute wollten Feuer machen, aber es war weder Holz noch Buschwerk da, und man konnte nur einige Disteln finden, nebst einigen

Pflanzen von einem wohlriechenden dem Lavendel ähnlichen Kraute, und dem dürren Stengel eines in Sicilien häufigen Zwiebelgewächses, dessen sehr schöne Blume mich bewog, Saamen davon mitzunehmen.

Das Meer brüllt erschrecklich: die ruhigen Matrosen schälen trockne Bohnen aus, und zerstoßen sie zum kochen: zum Glück haben sie einen kleinen Vorrath davon, den sie in Malta abzusetzen dachten; allein es fehlte ihnen so sehr an Brodte, als mir, weil ich auf ihr ehrliches Wort meine Rechnung gemacht hatte, heute in la Valetta zu speisen.

Die Ueberfahrt von der Küste dieser kleinen Insel nach Malta beträgt keine italiänische Meile; aber wenn sie auch thunlich wäre, so würde sie niemand unternehmen. Man muß in einen Hafen einlaufen, eine Untersuchung ausstehen, seine Pässe vorzeigen, und die Erlaubniß des Gesundheitsrathes erbitten, ehe man anlegen und einen Fuß ans Land setzen darf.

Das Wetter wird dunkler und dunkler; es fängt an zu regnen, und sonach mögten wir hier wohl einige Tage zubringen müssen.

Wie Robinson war ich auf die Untersuchung meiner Insel ausgewandert, als auf einmal schnell auf einander folgende Donnerschläge erschollen; das Meer schien sich zu öfnen; ich hatte nur Zeit zu flüchten. Einige elende Ziegen, die verlassen

umher

umher irrten und vergeblich auf dem Felsen nach Nahrung suchten, waren die einzigen Einwohner, die ich antraf.

Ich verließ das Schifsvolk essend, trinkend, rauchend und schlafend so ruhig, als man in den gewöhnlichen und nothwendigen Tagen seiner Lebensart zu sein pflegt. Dieser Zustand ist hier ganz natürlich. Die Entfernung von den Ihrigen, von ihren Freunden, ihrem Wohnorte, der Ungewißheit, wann sie das Ende ihrer Reise erreichen, wann sie zurückkehren werden, alles das kümmert sie nicht. Ich kann mir diese Geduld nicht geben, weil ich nicht dazu gewöhnt bin und andre Aussichten habe.

Tausendmal lieber wollte ich in Gefahren schweben, die meine Seele beschäftigten, als daß ich sie zur Gefühllosigkeit herabsinken sähe. Ich schäme mich des Gedankens nicht, daß ich sehr betrübt seyn würde, wenn dieser Zustand länger währte, und ich von meinen Freunden der süßen Vertraulichkeit beraubt seyn müßte, welche mir so viele Schmerzen und Unfälle hat überstehen helfen, ohne einen Gesellschafter, der mit mir einerlei Sprache der Vernunft und des Gefühls besäße. Würde dies meinen Werth herab setzen? Geduld, Ulyß irrte zehn Jahre in den Meeren herum, besiegte die Cyklopen und Lastrigonen, und Neptun und Circe; und ich werde Sie in achtzehn Monaten wieder sehen.

Der Regen wird ſtärker, der Donner rollt, das Meer brüllt, die Nacht tritt ein, ich eile zu meiner Hütte, oder vielmehr in mein Schifchen.

O Himmel, welch eine Nacht! Das Zelt regnete durch, meine kleine Matrazze war ganz naß und ich von allen Seiten durchwäſſert. Die Luft war kalt; die heftigſten Windſtöße und ſchrecklichſten Donnerſchläge ſchienen alle Elemente zu verwirren. Ohne ein Auge zugethan zu haben, kroch ich aus meinem Futteral naß bis auf die Haut und ſteif wie ein Stecken. Ungeachtet der Regen nachgelaſſen hat, ſo iſt doch der Wind noch ſo heftig, daß wir uns nicht ins Meer wagen dürfen, und es fehlt uns an Brodte.

Nun habe ich die Anhöhen beſtiegen, und bin auf Entdeckungen ausgeweſen; ich habe einen Haſen und einige Rebhüner geſehen; viele angebaute Ländereien, wiewohl von ſehr magerm Boden; neuerlich beſäete Aecker, und einiges Korn ſchon aufgegangen; verſchiedne Vögel, Amſeln u. ſ. w.; viele von der Art wilder ſehr bitterer Diſteln, die mein Wirth zu Alicate roh zum Nachtiſche aß. Endlich traf ich auf der Mittagsſeite einen Meierhof und ein Fort an, nebſt verſchiednen von Ochſen gezogenen Pflüge, einer Heerde Schafe und Schweine; zwei Soldaten, wovon einer ein Kanonier war, und zwei Maurer, die das Fort ausbeſſerten, und alle ſich ſehr verwunderten, mich zu ſehen, und meine

Geſchichte

Geschichte wissen wollten. Noch immer kein Baum, kein Gesträuch; bloß um den Meierhof herum einige indische Feigenbäume. Ich sezte meinen Weg fort, und ging von der Westseite, welche Gozzo gegen über liegt, und wovon man in einer Entfernung von ein, zwei bis drei Meilen die Dörfer, Häuser, Bäume, Menschen und Thiere erblicken kann, nach der Ostseite hinüber, wo Malta erscheinet. Ich fand da eine Baumwollenpflanzung, deren Stauden niedrig gehalten werden, und das erste Jahr nicht tragen. Sie dauren verschiedne Jahre lang; wie der Weinstock, kürzere oder längere Zeit, nachdem der Boden ist, und werden fast auf gleiche Art gebauet. Von dieser Küste herab sieht man tief in die Insel Malta hinein; und hat die Stadt Veletta mit ihren Festungswerken, viele Felsen und verschiedne Forte vor sich, welche an der Küste zerstreut liegen.

Der Hunger führte mich heim, aber ich fand, daß unsere Vorrathssamler mit leeren Händen zurück gekommen waren. Sie hatten kein Brod bekommen, weil man auf der Insel keines macht, und jeder nur einen kleinen Vorrath für sich hat, den man gewöhnlich von Gozzo zuführt.

Große halbgekochte Saubohnen, mit etwas Teig vermischt, und mit Oel und Salz gewürzt, aus der hölzernen Matrosenschüssel, mit einem hölzernen Löffel, auf einem sehr schmuzigen irdenen

Teller gefüllt, mit einem Stück Schifszwieback, der schon einige Monate unten im Sacke zugebracht zu haben scheint, das ist mein Mittagsessen.

Sembra gentile
Nel verno, un fiore,
Che, in sen d'Aprile
Si disprezzò.

Doch ich habe keine Ursache zu klagen. "Glücklich genug,„ sagte ich zu mir, nachdem ich den ersten Widerwillen überwunden hatte, "diese Leute haben nur das Bischen, und theilen es mit dir; sie sind Menschen, wie du, und gewiß noch mehr Menschen, als du, wenn es darauf ankömt, gegen rauhe Witterung und die heftigen Abwechselungen der Natur zu kämpfen. Sie haben hier offenbar einen Vorzug, und in jedem ähnlichen Falle würdest du ihrer Gnade leben und von ihrem Mitleiden abhängen müssen.„

Der Wind drehete sich vom Scirocco nach dem Levante. Das Wetter wurde heiterer, die Sonne schien sehr heiß, aber das Meer immer ungestümer; zuweilen stiegen die Wellen gar über die höchsten Klippen der Insel, als wenn es sie verschlingen wollte.

Man hat die Speronara ausgeleeret, und alles auf den Mauren ausgebreitet. Ein sonderbarer Anblick: die umgekehrte Barke scheint vom Sturm ans Land geworfen zu seyn, und alles um sie her hat das Ansehn eines traurigen Ueberbleibsels

eines

eines Schifbruchs an den Felsen einer wüsten Insel. Denken Sie sich das wilde Meer hinzu, welches sich an der Mündung des Meerbusens im Hintergrunde des Gewölkes zeigt, durchgehends kahle Felsen; unsre Leute in beständiger Arbeit: auf der andern Seite eine Schifferbarke von Gozzo, welche sich mit uns zu gleicher Zeit hieher rettete, denen es wie uns am Nöthigen fehlt, die sich an der Sonne trocknen, und auf den Augenblick hoffen, wo sie wieder in See stechen können.

Unterweges traf ich einen Thurm an, der vielleicht von antiker, wenigstens von sehr alter Bauart ist. Es sind zwei gleiche abgestumpfte Kegel, unten von großen gehauenen Steinen, oben von Mauersteinen, einer auf dem andern liegend, und in einem gemeinschaftlichen Grunde sich vereinigend. An dem untern Theile trit rundherum und inwendig die Mauer eben einen Fuß breit hervor. Der Durchmesser, welcher weiter hinab noch kleiner wird, ist hier eben zwölf Fuß und in der mitleren Höhe eben zwanzig. Ich weiß nicht, ob die Spitze, welche in eine Kuppel übergeht, oben offen war, oder ob das Gewölbe herabgestürzet ist. Es sind unten zwei Thüren, die eine ist zugemauert, und die andre ihr gegenüber so niedrig, daß man gebückt hineingehen muß. Ich fand keine Spur von Fenstern, und man sieht nicht, wozu die Thüren gedienet haben können, dazu noch einige Gebäude gehörten, wie

man

man aus verschiednen dabei liegenden Ruinen sieht. An der Nordseite wächst auf der Mauer ein Feigenbaum in trauriger Gestalt hervor; ohne Zweifel wurde er von den unglücklichen Reisenden nicht bemerkt, denen es gänzlich an Holze fehlt. Sie können denken, daß auf diesem Felsen der Wassermangel nicht geringer ist; es giebt nur eine kleine Zisterne bei der Kapelle; unsre Matrosen kennen sie, und sagen, daß sie des Sommers oftmals austrockne.

Drei Feluken, die von Malta nach Gozzo gehen, liegen izt unter dem Felsen dieser Insel; sie wären in dem heftigen Sturm diesen Mittag beinahe gescheitert. Zwei Matrosen von der einen stießen zu den unsrigen. Durch den Anblick und durch ihre Bedürfnisse geleitet, eilten wir, bis auf einen, der zur Wache blieb, alle zu ihnen. Sie waren zwei Meilen von uns entfernt, in einer übeln Lage, am steilen Felsenufer angebunden und zugleich vor Anker in der See. Ihre Leinwand und Kleidungen waren auf den Felsen ausgebreitet. Bis auf die Haut naß, und meist nackend; ihre Barke stets von den Wellen hin und her geworfen. Allein sie hatten noch Brodt; ein Umstand, wornach sich unsre Leute gleich erkundigt hatten. Unglücksfälle, die wir selbst erfahren haben, denen wir noch ausgesezt sind rühren uns;

Non ignora mali miseris succurrere disco.

Sie

Sie theilten uns von ihrem Vorrathe mit, und wir kehrten zu unsrer Lagerstadt mit Brodt versehen zurück. Während dieses Zuges kam ein Soldat aus dem Forte, in Matrosenkleidung, ein alter ehrlicher Kerl, der mir seine Thaten und Begebenheiten erzählte, die gegen seine jetzige unthätige, einsame Lebensart sehr abstachen.

Unsre Abendmahlzeit hielten wir munter und mit Appetit, obgleich bei trocknem Brodte. Jeder gab die übrigen Stücke Zwieback, die er in der Tasche hatte, her; und diese wurden in den Brodtsack geschüttet. Wenns wieder an Brodt fehlt, so werden wir uns glücklich schätzen, uns darüber her zu machen, unbekümmert, ob davon schon genagt ist, oder nicht.

Wie viel Betrachtungen habe ich nicht in dieser Gesellschaft gemacht, stehend, an eine Mauer gelehnt, dem Winde ausgesezt, der kalt anfing zu wehen. Wenn ich mich jene Leute gedenke, die im Ueberfluß aufgewachsen, so schwer zu befriedigen, so grämlich sind, denen vor allem eckelt ... Ach! wer weiß mit Gewißheit, ob ers nicht noch zehnmal so übel haben wird? Denn am Ende war unser Zustand doch noch erträglich, und so, daß ihn Menschen ohne Murren erduldeten; wie viele giebt es, die das noch erst lernen müssen.

Die Barke war wieder hergestellt, die Lampe angesteckt, man ruhte, schwazte eine gute Weile, und schlief wacker, ungeachtet des erschrecklichen

Donners,

Donners, der die ganze Nacht rollte, und der Wolken, die beſtändig über unſerm Kopfe zerplaz-ten. Die Regengüſſe und Stürme waren ſo hef-tig, daß man die Barke anbinden und vor Anker legen mußte, weil ſie zu ſehr bewegt wurde. Zehnmal glaubte ich, daß der heftige Wind ſie umwerfen würde.

Wenn ich die Augen ausgetrocknet hatte, und umherſah, ſo bewunderte ich die Ruhe des Schifs-volkes mitten unter dieſen Erſchütterungen der Natur, und ſagte mit dem Dichter:

La paix, le doux ſommeil, la force & la ſanté.

Mit Tagesanbruch waren die Matroſen aufgeſtan-den; das Wetter kläret ſich auf, und unſre Hof-nung belebt ſich wieder. Der Aufgang der Sonne wird entſcheiden; ſchon vergoldet ſie die Felſen, die uns umgeben.

Schon iſt alles geſchäftig, und begünſtigt meine Sehnſucht, abzureiſen. Das Tau wird losgemacht, der Anker gelichtet, das Fahrzeug in die See geſtoßen, wir ziehen die Segel auf, fahren ab, nachdem wir drei Tage und vier Nächte auf dieſer traurigen Inſel zugebracht hatten, die für mich die Inſel der Kalypſo geweſen wäre, wenn ... Aber, Sie ſind zu Paris, und ich ſegle um meinen Felſen herum, um in den Kanal zu kommen, und längſt der Küſte von Malta bis la Valetta zu fahren.

Auf

Auf dieſe Weiſe vermeidet man die dem Waſſer gleichen Klippen, die ſich rechter Hand bei der Ausfahrt aus dem Meerbuſen befinden, und die bei ſtürmiſchem Wetter gefährlich ſeyn könnten, da man ſich nicht viel auf die hohe See begeben mag. Ich war ſehr ſeekrank, bis wir um Mittag in den Hafen einliefen; wir mußten vor den Kehlen verſchiedner Feſtungswerke, unter Felſen und vor einer unzähligen Menge Feuerſchlünde vorbei.

Nachdem der Geſundheitsrath uns unterſucht hatte, welches ziemlich lange währte, ſo bekamen wir endlich Erlaubniß, einzulaufen, und nun bin ich in einer franzöſiſchen Herberge, wo ich auf franzöſiſch bedient werde. Wie angenehm iſt es, wieder in Reinlichkeit zu leben, nachdem man zwanzig Tage lang gelebt hat, ohne ſich weiter umzukleiden, als nöthig war, zweimal reine Wäſche anzuziehen, und man alle Beſchwerden eines ſo widrigen Zuſtandes empfunden hat.

Zweiter Abſchnitt.

Beſchreibung von Malta.

Die Stadt liegt rechter Hand vom Eingange des Hafens; linker Hand ſieht man nur Forte, Vorſtädte, Magazine, Arſenale und überhaupt alles, was zum Seeweſen gehört. La Valetta enthält mit ihren Vorſtädten fünf- bis acht und zwanzig

zwanzig tausend Seelen; Malta und Gozzo überhaupt hunderttausend. Diese lezte Insel ist fast einem Drittel von Malta an Größe gleich; aber viel geringer, was die Bevölkerung anbetrift. Der schroffe Felsen, worauf die Stadt liegt, geht weit aus einem tiefen Meerbusen hervor, und wird auf allen Seiten vom Meere bespült, ausgenommen gegen Mittag, wo er mit dem Lande zusammenhängt. Der Meerbusen hat vier parallel liegende Häfen der Stadt gegen über, und einen fünften längst der Kaien hinab. Der Eingang ist bequem, der Ankergrund vortreflich: ihre Anländen werden durch Batterien von zwei, drei, bis vier über einander liegenden Reihen Kanonen bestrichen.

Die Stadt hat nur zwei Thore, das Stadt- und Landthor. Das lezte erkennt man an einem großen Gewölbe, welches am Ende einer sehr abhängigen Straße liegt. So sind fast alle Straßen, obgleich breit und schnurgerade; die meisten gehen von einem Ende der Stadt zum andern. Sie sind ganz mit gehauenen Steinen gepflastert, womit auch die Häuser gedeckt sind. Diese Steine sind weis, etwas ins gelbe fallend, und scheinen immer neu gehauen zu sein. Das Pflaster ist auf der Straße und in den Höfen einerlei mit dem Fußboden der Zimmer, die an der Erde liegen. Viele Straßen haben Treppen, mit großen breiten Stuffen, wie vor einem großen Palaste;

Palaſte; andere haben dergleichen nur vor den Häuſern.

Es giebt nur einige Fuhrwerke, um aufs Land darin zu fahren, dies ſind Schäſen, die von einem Maulthiere gezogen werden, wobei der Kutſcher nebenher zu Fuße geht.

Alle Häuſer haben flache mit gehauenen Steinen gedeckte Dächer, um den Regen aufzufangen; man baut ſie ſo, weil die hölzernen Dächer mehr von Winden leiden, welche auf dieſer Inſel ſehr häufig und heftig ſind.

Viele haben nach der Gaſſe zu ſehr angenehme Gallerien, die bedeckt und mit Spiegeln verſehen ſind, worin man das Vergnügen hat, die Vorbeigehenden zu ſehen, und friſche Luft zu ſchöpfen.

Allenthalben findet man ein großes Vorzimmer, worin man Fremde empfängt; es iſt ganz offen, und hat immer friſche Luft, daher man ſich gewöhnlich darin aufhält. Dies Zimmer iſt, wie die übrigen, faſt bloß mit Gemälden ausmöblirt, die gewöhnlich ſehr mittelmäßig ſind; zuweilen ſind die Wände bemahlt, ſelten aber tapezirt. Durchgehends herrſcht die größte Reinlichkeit. Hierin, wie in andern Dingen, ſticht Malta ſehr ſtark gegen Sicilien ab.

Das Wundernswürdigſte ſind die Feſtungswerke: man zählt mehr als vierrauſend Schießſcharten, und über zweitauſend Stück Artillerie.

Im Fall eines Angrifs würden über zwanzig tausend Mann zur Bedienung des Geschützes und zur Besetzung der Festungswerke erforderlich seyn. Wahrscheinlich ist man hiebei in dem Fehler des Uebertriebenen gefallen; wenigstens behauptet man es.

Das Fort Emanuel jenseits des Meerbusens der Stadt gegen Abend, ist von dem Großmeister dieses Namens erbauet worden, wobei ihm aber die Bedingung gemacht wurde, daß er ein hinlängliches Kapital zu seiner Erhaltung aussetzen sollte, welches auch geschehen ist. Die Unterhaltungs-Kosten der übrigen Festungswerke, der Laveten u. s. w. beläuft sich ausserdem jährlich sehr hoch.

Der Großmeister, welcher den Titel Altezza sereniſſima, Monsignore und Eminenz hat, bei dem eine Wache, wie zu Versailles vor dem Könige, aufzieht, vor welchem das Spiel gerührt wird, und vor dem die Soldaten ins Gewehr treten, so oft er aus und eingeht, kurz der alle Ehrenbezeugungen eines Suveräns genießt, — hat einen weitläuftigen ohne Pracht möblirten Palast. Die Windeltreppe darin ist so sanft abhängig, daß man hinauf fahren könnte. Die Höfe waren zum Theil mit Oranschen Bäume bepflanzt; der itzige Großmeister aber hat sie pflastern lassen.

In der St. Johannes Kirche, welche die Kirche des Ordens ist, hat der Großmeister seinen Platz linker Hand vom Eingange, unter einem Thronhimmel, der auf einem erhöheten Fußboden von Quadersteinen steht, und mit Tapeten belegt ist. Dabei ist ein Bethstuhl, und ihm zur Seiten stehen Edelknaben. Er ist immer schwarz gekleidet; gewöhnlich trägt er ein kurzes Kleid, an Zeremonientagen aber ein langes, mit einem Kreuze von weissem Atlasse auf der Brust, welches so angebracht ist, daß es ganz zu sehen ist, wenn er es zugeknöpft hat. Gegen ihm über sitzt der Großprior, wenn der das Hochamt hält, gleichfalls unter einem Himmel. Die Kapellane sitzen hinter dem Hochaltar. Die Ritter, welche den Rath ausmachen, (Balivi conventuali) sind ganz schwarz gekleidet, und haben ihren Platz unterhalb dem Geländer, auf Teppichen, seitwärts, dem Großmeister gegen über. Der General der Galeeren, oder ihr Admiral, ist der einzige, der einen Rang unter ihnen hat, und in Uniform erscheint. Diese Würde, eine der vornehmsten des Ordens, verschaft dem Admiral nach Verlauf zweier Jahre eine ansehnliche Gnadenkommende, aber sie erfordert einen jährlichen Aufwand von vierzig, funfzig, ja wohl gar achtzigtausend Livres. Der jetzige Großmeister war es damals, als der Kaiser und der Großherzog von Livorno nach Napoli überging; er führte sie dahin, und

ſtellte für ſie auf ſeine Koſten prächtige Feſtlichkeiten an.

Auf beiden Seiten im Schiffe der Ordenskirche ſind gewöhnliche Bänke, worauf ſich die Ritter ohne allen Unterſchied der Plätze oder der Kleidung ſetzen. Das Volk hat ſeinen Platz in der Mitte oder unter in der Kirche. Frauensperſonen können nur in den Kapellen ſein.

Man errichtet denen, welche Geld genug dazu hinterlaſſen, Grabmäler; zuweilen thun es ihre Kreaturen zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit.

Die Balleien und Prioren werden in der Kirche begraben, bekommen eine Inſchrift, ein marmornes Grabmal, mit ihrem Wapen, Trofäen u. ſ. w. in moſaiſcher Arbeit mit farbigten Steinen und Holz ausgelegt u. ſ. w.

Der Prior der Kirche iſt roth gekleidet, faſt wie ein Kardinal, und trägt einen Biſchofsſtab und Mütze, wenn er das Amt hat. Gewöhnlich iſt ſein Kleid violet, mit rothen Aufſchlägen, Knöpfen und Knopflöchern; die Kapellane haben violette Mäntelchen über den kurzen Korhemdern.

Die höchſte Gewalt haben die Generalkapittel, welche unumſchränkt gebieten. Der Großmeiſter hat immer den ſtärkſten Einfluß, er iſt in der That deſpot, und kann, wenn ſein Karakter, ſein Geſchmack und ſeine Leidenſchaften ihn dahin leiten, ſein Anſehn ſehr misbrauchen,

wovon

wovon man viel Beispiele hat. Er besitzt liegende Gründe auf der Insel, als sein Eigenthum, hat von den Zöllen seinen Vortheil, zieht die Annata von den Komthureien, die er vergiebt, und zweier Jahre Einkünfte von denen, die ihm gehören. Allein von denen, die nach den Rechten dem ältesten zufallen, bekömmt er nichts.

Die Beiträge der Komthureien, die Erbschaften der Ritter und Komthuren gehören dem Orden, dessen Einkünfte von einem Rath der Aeltesten verwaltet werden.

Man muß, um aufgenommen zu werden, seine Ahnenprobe ausstehen. Die Aufnahme kostet etwa 1000 livres, welches man passaggio nennt. Ist man ein Jahr Edelknabe (Page) gewesen, so bezahlt man nur die Hälfte, nach zwei Jahren aber gar nichts. Eben so viel Karavanen muß ein Ritter auf den Galeeren gemacht haben, vier Jahre auf den Schiffen gefahren sein, und fünf Residenzjahre ausgehalten haben, um sein Gelübde abzulegen, Komthureien zu erhalten u. s. w. Bis dahin hat er nur das Kreuz getragen, nun bekömmt er auch die Verbrämung und wird Profeß. Gewisse Kreuze erfordern acht Residenzjahre.

Die Professe, Ritter, Diakonen und Diener (Serventi) haben Stimme bei der Wahl des Großmeisters; ausgenommen die Malteser, welche Diakonen und Diener sind. Die beiden lezten Klassen

haben keine höhere Stelle bey der Regierung noch Sitz und Stimme darin.

Die sieben Zungen oder Häuser *) sind die von Frankreich, Auvergne, Provence, Italien, Deutschland, Spanien, Portugal, welche alle ihre drei Wahldeputirten haben, die sich immer zu Malta aufhalten. Jede Zunge wohnt vor sich, und ihre Mitglieder sind in einem Hause beisammen.

Der Aelteste, welcher die Besorgung des Hauses hat, bekömmt die zu diesem Zweck bestimmten Einkünfte, und schießt zehn, zwölf, funfzehn, bis zwanzigtausend Livres von dem Seinigen hinzu, bis ihm nach zwei, drei, höchstens sechs Jahren eine Komthurei oder Ballei zufällt, die dem bestimt ist, der dieses Amt verwaltet. Wer es übernimt, muß aber reich sein und etwas wagen. Dieser Aelteste, oder sein Stellvertreter, nebst sechs und sieben andern Aeltesten, sitzen oben an der Tafel in Lehnstühlen, welches man das obere Ende nennt. Sie bekommen viel bessere Gerichte, als die Ritter, welche an einer langen Fortsetzung dieser Tafel sitzen, welche sich unmittelbar von dem obern Ende aus hinab erstreckt, dann folgen die Diakonen mit den Dienern, welche vermischt unten an der Tafel sitzen, aber wie bloße Ritter bedient werden.

So-

*) Alberghi, Gasthäuser, wo die Ritter zusammen speisen.

Sobald man eine Komthurei hat, kann man nicht mehr in dem Gasthause essen. Die Ritter sind, dem Ansehn nach, mit den beiden untern Klassen ziemlich vertraut; ja sie scheinen dieselben zu schonen, wegen ihrer Stimme bei der Großmeisterwahl. Diese Würde beschäftigt zu Malta so viele Kandidaten, Wahlherrn, das Volk und das Frauenzimmer, als die Pabstwahl zu Rom. Hier sind dieselben Intrigen, Bewerbungen, langes Voraussehen und Anhalten, Geldaustheilungen, und vielleicht noch mehr Gährungen als dort.

Das Frauenzimmer hat oft sehr großen Einfluß darin, und man hat Exempel, daß ihre Fürbitten den Meistbietenden begünstigt haben. Gran donne! Der Ritter, welcher Freund vom Hause ist, verspricht seine Stimme seiner Dame u. s. w.

Man ist unaufhörlich beschäftigt, die alten, die höchste Ehrenstuffe zu erreichen, die jüngern, etwas von den alten schwachen Komthuren zur Beute davon zu tragen. Man höret nichts, als die Frage: wie alt ist er? wie befindet er sich? wann wird er sterben? Ihre Gesundheit geht jeden nur in so fern an, als sie in Abnahme geräth, und man hoffen kann, eine Stelle zu bekommen.

Es halten sich zu Malta nicht über dreihundert Ritter auf, die Diakonen und Diener mit

begriffen, dreihundert funfzig. Ueberhaupt sind nicht dreihundert da, nämlich diejenigen, welche Aemter haben; Alte, welche der Ehrgeiz daselbst zurückhält; diejenigen, welchen dieses Klima ihrer Neigung, ihrer Glücksumstände, oder ihrer Gesundheit wegen behagt; denn es ist den Alten, Schwachen, oder die böse Säfte haben, die nicht zu sterben wissen, oder viele Gefahr liefen, wenn sie ihre zerbrechliche Maschine bewegten, sehr zuträglich. Solcher vom Ehrgeiz, oder vom Podagra, oft auch von beiden gequälten, giebt es hier einige dreißig bis vierzig; ferner sind hier noch diejenigen Ritter, welche ihre Karevanen und Residenzjahre haben. Viele von diesen wohnen in dem Gasthause selbst für geringe Miethe, und ihr übriger Unterhalt ist einfach und anständig. Die Alten besolden einige, um sie zu unterstützen, oder sie zu bewegen, ihnen zur Gesellschaft zu bleiben; daher viele mit wenigem oder gar keinem Vermögen sich zu Malta erhalten.

Die Diener bekleiden die niedrigen Aemter, welche die Ritter nicht annehmen würden; und die übrigen führen ein bequemes Leben. Von diesen geht aber keiner zu dem Gasthause, es sei denn, daß er keine große Einkünfte hätte.

Wenn einer Komthur und begütert ist, so hat er eine eigne große Haushaltung, und zieht die jüngern Ritter oft zur Tafel. Da man in dem Gasthause weder Liköre noch Kaffee schenkt,

so

ſo gehen dieſe jüngern Leute haufenweis zu den ältern, welche ſie damit bewirthen. Sie machen ihnen bei der Gelegenheit ihre Aufwartung, welches dem einen ſchmeichelt, und dem andern nüzlich iſt.

Die Diakonen erhalten ſehr gute Stellen. Der Biſchof von Malta wird aus ihrem Mittel gewählt, und von dem Großmeiſter vorgeſchlagen. Er hat die nächſte Stelle nach ihm im Rathe; dann folgt der Prior von Sankt Johann. Da die Malteſer aus den beiden unterſten Klaſſen des Ordens keine Stimme haben, ſo nimt man niemals aus ihren Mittel einem zur Bekleidung dieſer beiden geiſtlichen Würden: aber ſie ſowohl, als die Diener, haben einträgliche Komthureien, zu deren Hebung ſie in ihrer Ordnung gelangen, ohne die Gnadenkomthureien zu nehmen, die ſie wie die übrigen theilhaftig werden können.

Um eine Stelle, eine Komthureie zu erhalten, ja ſogar um ſeine Stimme zu behaupten, muß man dem Orden nichts ſchuldig ſein. Ein Ordensbruder, der ſchuldig iſt, wird als bürgerlich todt angeſehn. Ueberhaupt werden die Bedienten des Ordens gut gehalten. Die alten bekommen ein Kreuz und die Verbrämung, woran der Obertheil fehlt; auch bewilligt man ihnen wohl einen Gnadengehalt.

Was die Malteſer anbetrift, ſo haben dieſelben ſeit langer Zeit kein beträchtliches Amt des Staats

verwaltet. Der Adel des Landes insbesondre, der nicht in den Orden treten konnte, hat bisher in Unthätigkeit, Weichheit, und oft in einer verächtlichen Unwissenheit sein Pflanzenleben hingelebt. Vielleicht rührt dies alles aber auch von der unbilligen Verachtung her, welche die Ritter gegen sie zeigten, um sich gleichsam an Leuten zu rächen, welche das Glück ihnen unterwürfig gemacht hat, und die oft mehr innern Werth hatten, als sie selbst.

Der gegenwärtige Großmeister zieht sie zu seiner Gesellschaft, und es ist jezt so gar ein Kadet unter den Truppen, wovon man sonst kein Exempel hatte.

Den Grundgesetzen zufolge, muß der Gouvernör der alten Stadt *) ein Malteser sein. Jezt ist es ein Edelmann. Die Stadtoffiziere, der Hafenkapitän und die übrigen sind auch Malteser und von dem Großmeister bestätigt.

Seine Vorweser speisten immer allein, umgeben von denen, die ihnen ihre Aufwartung machten, und es herrschte bei ihnen eine sehr steife Hofetikette. Der itzige lebt mit seinen alten Freunden; nimt die Besuche der Adelichen an; lädt den Gouvernör der alten Stadt zu sich, und die Komthure, die er liebt und hochschäzt, und manchmal selbst die Ritter.

Wenn die andern die Komödie besuchten, so gingen sie immer in die Hofloge: ließen auf sich warten,

*) Malta oder Civita-vecchia.

warten, und bezahlten die Kosten für die den Zuschauern gereichten Erfrischungen. Das kostete jedesmal an 1000 livres, und sie gingen daher selten dahin. Der itzige hat das auch wohl gethan; geht aber unerkannt hin, in eine andre Loge, läßt nicht auf sich warten, und erscheint als eine Privatperson. Allein hier, und wo er sonst sich sehn läßt, hat man vor ihm so viel Ehrfurcht, als keinem andern Souverän in Europa von seinen Unterthanen erzeigt wird.

Pinto, ein Mann ohne Sitten, der sich über allen Wohlstand wegsezte, sich an nichts kehrte, hatte alle Geschäfte in Unordnung gebracht, den Schatz der Stadt erschöpft, und jede Art von Erpressung, Ausschweifung und Raub begünstigt. Sein Nachfolger, (der Vorweser des itzigen Großmeisters) ein Spanier, stolz, von geringem Verstande, doch ein ehrlicher Mann, der aber nichts in Ordnung brachte, ließ alles gut sein. Das Volk war über die alte Regierung aufgebracht; die Geistlichkeit hatte es aufgehezt; die Kornpreise waren sehr gestiegen, woher die Priester Gelegenheit nahmen, von neuem Mißvergnügen zu erregen, und neue Verschwörungen anzuzetteln. Man sah die Russischen Waffen siegreich gegen die Feinde des Ordens, man wollte das sanfteste Joch abschütteln, um sich dem Despotismus der Russischen Macht zu unterwerfen. Leute, die nur in unruhigen Zeiten ihr Glück machen können, stellten sich

an

an die Spitze dieser geheimen Verschwörung, welche, wie man sagt, von einigen Ministern begünstigt wurde.

Nie waren Truppen schlechter geübt, als damals die malteſiſchen; der Dienst wurde ohne alle Ordnung von einer Art Troßbuben verrichtet. Die Priester versamleten sich haufenweis; das Volk nahm aber keinen Theil daran; hingegen beging der Bischof, obgleich ein Mitglied des Ordens, die Thorheit, sich in den Aufstand zu mischen. Man bemächtigte sich der vornehmsten Forte ohne Mühe: allein da der aufrührerische Haufe nicht unterstüzt wurde, so konnte man ihn leicht zerstreuen. Man hing drei auf der Stelle; die beiden Priester, welche die Häupter der Verschwörung waren, und sich aus dem Staube gemacht hatten, wurden erwischt, und auf Lebenslang gefangen gesezt, und einige funfzehn wurden verwiesen.

Der Großmeister, ein sehr alter schwacher Mann, verlohr darüber seine noch übrigen Geistes-kräfte. Er wurde krank, und starb zwei Monate nachher, an dem Tage und in derselben Stunde, da die drei Aufrührer hingerichtet worden: daher die Priester nicht umhin konnten, auszubreiten, daß das zur Vergeltung geschehen sei, weil er die Gesalbten des Herrn getödtet habe.

Woher rührte aber diese Verbitterung der Priester? Man sagt daher, daß man ihnen die

Jagd

Jagd an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten verboten habe. Einen von ihnen verdroß dies Verbot, er setzte sich darüber weg, wollte der Regierung trotzen, und ging öffentlich zur verbotenen Zeit und in der untersagten Gegend auf die Jagd. Ich weiß nicht, was für Strafe man ihm auflegte; genug sie war geringe, aber immer wars doch eine Strafe. Das verursachte den ganzen Lerm.

Tantaene animis coelestibus irae?

Jedermanns Wahl fiel auf den Komthur de Rohan, einen sehr gesitteten, verständigen Mann, von wenigen Worten, der immer große Gesellschaft bei sich hatte, unter den Ordensgliedern sehr geschäzt, und noch mehr vom Volke geliebt war, der auch allezeit das größte Ansehn genossen hatte. Die Wahl muß, wie man behauptet, innerhalb dreier Tage vor sich gehen, widrigenfalls ernennt der Pabst einen Großmeister. Man erspart ihm aber die Mühe der Wahl. Die Nazionen oder Zungen versamlen sich, und jede ernennt drei Abgeordnete. Diese ein und zwanzig Wählenden ernennen durch die meisten Stimmen den Großmeister, und man kann sich selbst die Stimme geben. Der jetzige Großmeister war einer von den Wählenden. Das Kapittel kommt in der St. Johannes Kirche zusammen, und die Wählenden haben ein besondres Zimmer für sich. So bald die Wahl geschehen ist, ruft

man

man sechszehn Ritter herein, kündigt sie ihnen an, und alsdann wird der Neuerwählte von ihnen gemeinschaftlich dem Orden und dem Volke von einer Bühne herab bekannt gemacht. Der Großmeister nimt nach seiner Erwählung Besiz von der alten Stadt, und legt den Eid in die Hand des Bischofs, oder obersten Geistlichen in der Domkirche ab. Denn die alte Stadt ist eigentlich die bischöfliche Stadt, und sie war die Residenz der Großmeister, bis der Franzose La Valette die Stadt, welche seinen Nahmen führt, bauen ließ.

So sehr man der vorigen Regierungen überdrüssig war, sie haßte und verabscheuete: so sehr gefiel die neue. Das Freudengeschrei, die Feierlichkeiten, und öffentlichen Lustbarkeiten hatten kein Ende; und diese Entzückung, die nunmehr zur Empfindung und Vernunft übergegangen ist, erhält sich noch, und äußert sich bei jeder Gelegenheit.

Von dem Augenblick an kommt alle Macht von dem Rathe an den Großmeister; er vereint sein Wapen mit des Ordens seinem. Alle Gasthäuser, alle öffentlichen Gebäude, alle Privatpersonen, die in einiger Verbindungen mit dem Orden stehen, hängen über ihre Thüren, in ihren Häusern und s. w. das Wapen des Großmeisters auf.

Sonst waren nur zwei Regimenter hier, jezo hat man ein drittes erwählet. Man übt sich fleißig

fleißig und führt gute Kriegszucht ein. Die gute Ordnung wird durchgehends wieder hergestellt. Die Kornpreise sind niedrig. Der Großmeister hat allgemeine Vergebung angekündigt, thut allenthalben gutes, und nimt die Malteser gern bei sich auf. Er ist groß, ohne Stolz, umgänglich, macht viel Aufwand, aber ohne Pracht, und wird von jedermann geliebt.

Da die Parteien bei den Wahlen gewöhnlich sehr heftig sind, und manchmal ihre Hitze ausbrechen lassen, so ist es wohl geschehen, daß der Erwählte, dem es bekannt geworden, daß diese oder jene Bürger oder Malteser sich zur Gegenpartei geschlagen, sich auf eine unwürdige Art gerächet, und sie verwiesen und ihre Güter konfiszirt hat. Ja man hat einige heimlich hinrichten lassen, so daß Leute unsichtbar wurden, ohne daß jemand zu fragen wagte, wie und warum?

Die maltesische Regierung ist die sanfteste, aber auch die despotischste von der Welt. Ein rechtschafner Mann kann das Volk äuserst glücklich machen; ein Bösewicht äuserst unglücklich. Dennoch hat die Geistlichkeit das Recht, sich der Gerichtsbarkeit des Großmeisters ganz zu entziehen, und der geringste, der die Tonsur hat, ist ihr nicht länger unterworfen; eine solche getheilte Macht ist aber ein großes Uebel in einem Staate. Der Pabst hat einen Inquisitor auf der Insel, der den Verträgen zufolge

nicht

nicht in der Stadt wohnen darf, sondern sich in der Vorstadt aufhält. Ist dieser ein vernünftiger Mann, so geht alles gut; allein wenn er ein unruhiger Kopf ist, wie das sich oftmals zuträgt, so taugt es nicht. Dieses zweifache höchste Gericht und diese Unabhängigkeit von der allgemeinen ordentlichen und suveränen Macht veranlaßt jede Familie, eines oder mehr Kinder hinter die Schutzwehr der Kirche zu stellen, indem sie demselben die Tonsur geben lassen, wobei sie sich vorbehalten, sie zur schicklichen Zeit wieder in die Welt zurück zu führen.

Es giebt keine Auflagen auf liegende Gründe, noch auf Häuser. Der Salz- und Tobakshandel sind frei. Kein Stempelpapier, noch Waarenstempel. Kein Einfuhrszoll auf Lebensmittel. Die Waaren sind zu viertehalb Prozent Einfuhrzoll taxirt, welchen der Großmeister einnimt; Ausländer geben siebentehalb Prozent. Doch weis man stets dieser lezten Abgabe auszuweichen; durchgehende Waaren geben ein Prozent, fals sie ausgeladen werden, sollten sie auch zehn Jahr in den Magazinen liegen. Diejenigen, welche man nicht auslädt, bezahlen nichts, als das Ankergeld.

Beim Verkauf der Ländereien ist eine kleine Abgabe für die Kasse des Großmeisters, welcher man sich dadurch zu entziehen weis, daß man die verkauften Ländereien einem, der die Tonsur hat, zuschreiben läßt.

Das

Das Faß Wein von 21 Buteljen giebt 16 Sous, wenn er in Wirthshäusern geschenkt wird. Die Weinhändler bezahlen nur eine geringe Abgabe zum Besten der Stadt und der Regierung.

Uebrigens steht es jedem frei, einzuführen, zu verbrauchen, zu kaufen und verkaufen, was ihm beliebt. Es herscht kein Aufwand, obgleich wohlhabende Leute recht gut leben.

Die Universitä, oder die Stadtregierung, hat allein das Recht des Kornverkaufs, und zwar nach einem von dem Rath und Großmeister festgesezten Preise. Ob sie gleich dies Vorrecht nicht misbraucht, so ist es doch ein lästiger Zwang. Vielleicht aber macht die Lage und der allgemeine Kornmangel der Insel, die Schwierigkeiten, sich mit Getreide zu versehen, die Gefahr, blockirt zu werden, der daher nöthige Vorrath, und lange Zeit vorher auf solche Fälle erforderliche Vorsicht, solche Einrichtungen unvermeidlich.

Mit dem im Lande gewonnenen Getreide kann jeder machen, was er will; allein dasjenige, was man von aussen hereinführt, muß an die Universitä verkauft werden. Ungeheure in den Felsen gehauene Gruben können so viel enthalten, als zur Nahrung der Insel auf zwei Jahr nöthig ist, und das Getreide erhält sich darin so lange man will.

Die Waaren aller Länder geben bei der Einfuhr durchgehends einerlei Zoll; die sicilischen

ausgenommen, vermöge der Verträge, nach welchem diese Insel so viel Getreide liefern muß. Allein die Regierung zu Neapel legt diesem Handel einige Hindernisse in den Weg, daher Malta auch von der afrikanischen Küste einen Theil seines Getreides ziehen muß.

Malta ist ein bloßer Felsen, und nur durch viele Kunst und mit Hülfe des glücklichsten Klimas bringt dieses Land etwas hervor. Seine Produkte sind Weizen, Gerste, Oranschen und Baumwolle; leztere wächst hier, wie auch in Gozzo in großer Menge. Ausserdem liefert die Insel allerhand Baumfrüchte, Gartenkräuter und Gemüse. Melonen, Feigen, Blumenkohl giebt es im größten Ueberfluß, und ganz vortreflich. Aber kein Holz, keine Wiesen, keinen Wein.

Ursprünglich war der Boden nichts als Felsen, worauf fast nichts gebauet wurde; und selbst jezt ist ein guter Theil der Insel noch in dem Zustande. Man hat ihn eben gemacht, Erde hinaufgetragen, welche vermischt mit derjenigen, welche man in den Adern des Felsen fand, und nachdem man sie zerstoßen, einige Zoll tief geworden ist, so daß sie den schönsten Weizen, Gersten und Bohnen hervorbringt. Die Gegenden, wo die Erde noch etwas häufiger ist, haben Baumwollenpflanzungen. Das erste Jahr beschneidet man die Staude, und sie trägt noch nichts; die folgenden beiden Jahre aber trägt sie, worauf

man

man nachher die Staude ausreißt. In den Zwischenräumen säet man Bohnen zwischen die Baumwollenstauden; wenn sie eingeerntet sind säet man Gerste dazwischen, die man buschweise zusammenbindet, damit sie der Baumwolle weniger schade. Die Aecker liegen nie brach, die Weizenfelder tragen in eben dem Jahre und gleich nach der Ernte eine Art Klee, die man Sulla nennt; er wird vor der Ernte auf den Weizen selbst gesäet, und durch die Schnitter hinlänglich niedergetreten. Dieses Futterkraut wird sehr hoch und ist vortreflich: man schneidet es, und läßt es nachmals in Bündeln auf den flachen Dächern der Häuser trocknen.

Man säet zu Malta das Korn nur in das schlechteste Land, und sowohl hier als in Gozzo erntet man nur für drei höchstens vier Monate. Die Barbarei, Türkei, zuweilen auch Apulien, gewöhnlich aber Sicilien, liefern das übrige, so wie die Gerste, die Bohnen, deren sehr viele verbraucht werden, und die andern Getreidearten und Hülsenfrüchte.

Die Baumwolle darf nicht ungesponnen ausgeführt werden; man verarbeitet sie wenig, außer in Gozzo, wo die Weiber schlichte und geblümte Decken davon machen, die sehr gut sind. Man verschickt sie durch ganz Italien und auch häufig nach Frankreich. Dies sehr weiße Kattungarn, welches feiner ist, als irgend ein Handelsplatz der

Levante es liefert, wird zollfrei ins Königreich eingeführt, zufolge einer Freiheit, welche die in der Levante errichtete Handelshäuser nicht einmal haben. Man verfertigt auch viele Strümpfe, welche einen kleinen Zweig des Malteſiſchen Handels ausmachen.

Die Oranſchen, welche die beſten im mitländiſchen Meere ſind, machen einen andern gleichfalls beträchtlichen Handelszweig aus. Man pflanzt ſie in den Gärten, wo die meiſte Erde iſt, und die leicht gewäſſert werden können; denn jemehr Waſſer dieſe Bäume haben, deſto fruchtbarer ſind ſie, und in dürren Jahren tragen ſie am wenigſten. Die verſchiedenen Arten von Zitronenbäumen gedeihen noch leichter, und tragen nach wenigen Jahren ſchon.

Die Ernte der Apfelſinen fällt in den Dezember und Januar. Die erſten ſind nie die beſten, und es iſt unmöglich, daß man ſie an entfernten Orten recht gut eſſen kann, weil dazu erfordert wird, daß ſie auf dem Baume reif geworden; allein alsdenn würden ſie ſich nicht verſenden laſſen. Ich habe welche gegeſſen, die vom vorigen Jahre waren, und noch am Baume hingen; nie hat was Köſtlichers meine Zunge entzückt. Die Prinzeſſinnen von Frankreich haben hier einen Garten, und man ſchickt ihnen wöchentlich, zur Zeit der Reife, zwei Kiſten halb mit Oranſchen, halb mit Granaten, welche die ſchönſten ſind, die man hat.

Man

Man verkauft keine malteſiſche Oranſchen in Frankreich; und verſendet ſie bloß für den Hof und die Großen, niemals an die Kaufleute. Es giebt viele Arten davon, ſo wie von den Zitronen, die ſaueren eckigten Pommeranzen und andere ungerechnet.

Alle Produkte der Inſel ſind vortreflich; aber von denen, die bei uns wachſen, giebt es wenige. Die Aepfel- und Birnbäume treiben gut, bis die Wurzeln auf den Felſen kommen, alsdann ſterben ſie bald. Auch können ſie die Nachbarſchaft der Oranſchenbäume nicht leiden, weil ihre Wurzeln von der Menge Waſſers, welche dieſe nöthig haben, verfaulen. Auch ſind die ſtarken Winde ihnen ſchädlich.

Man führt Früchte aus Neapel und Calabrien ein; die ſiciliſchen werden wenig geachtet, und verdienen es auch nicht. Die Erdbeeren, Aprikoſen, und vier bis fünf Arten Feigen, ſind hier häufig und vortreflich. Die indiſchen Feigen giebt man den Schweinen.

Der ſchwammigte weiche Felſen bewahrt die Feuchtigkeit und Näſſe auf. Man behauptet, daß, wenn man ein Land eine Zeitlang gebauet hat, auf dem Felſen ſich eine Rinde ſetze, welche dieſe Feuchtigkeit aufhält, und daß man daher den Felſen umhauen müſſe; dadurch wird das Land erneuet, und wieder fruchtbar gemacht. Im Sommer regnet es auf Malta nie; dahingegen

ist der Thau daselbst sehr stark. Dies Jahr fiel während unsrer Ueberfahrt nach Malta und des Auffenthalts auf Cumino mehr Regen, als in zehn Jahren, und er war von mehr Donner und Gewittern begleitet, als man in zwanzig Jahren erlebt hatte.

Die Ankunft unsrer Speronara hat zu Malta Aufsehen gemacht, und man redet noch davon. Der Blitz hatte in den Festungswerken eingeschlagen u. s. w. Man erfuhr bald, daß wir Franzosen wären, und sagte, nur Leute von diese Nation könnten sich bei solchem Wetter auf das Meer wagen.

Dennoch hält man die Malteser, die sich mit den Genuesern vergleichen, für die besten Seeleute im mittländischen Meere. Sie hätten uns die kurze Ueberfahrt, ohne anderswo einzulaufen, hinübergebracht.

Zwischen Malta und Gozzo ist der sehr merkwürdige Unterscheid, daß jene, ungeachtet sie ein bloßer erdloser Felsen ist, doch reichlich und äußerst vortrefliche Früchte hervorbringt; dahingegen alles dies auf Gozzo nicht reif wird, welche viel mehr Erde hat, so daß man zuweilen welche nach Malta, um seine Felsen fruchtbar zu machen, hinüberhohlt. Dennoch hat dieses Weizen und Baumwolle, und fast alle Küchenkräuter und Hülsenfrüchte; Salate ausgenommen, welche viel Warrung erfordern.

Täglich

Täglich bringen die Einwohner von Gozzo ihre Baumwolle, Hülsenfrüchte und die Sude, welche sie machen, nach Malta, und hohlen Weizen, Gersten, Bohnen, Anschovien und alle auswärtige Waaren; denn man führt ihnen nichts zu, und Malta ist das äuserste Ende ihrer Schiffahrt.

Beim ersten Anblicke sieht man auf dem Felde nichts, als Mauren aus Felsenstücken, womit jedes umgeben ist; nebst einigen Johannesbrod- und Feigenbäumen. Die meisten Fruchtbäume aber stehen in den Gärten: Holz zum Bau und zur Feurung bekömmt man aus Calabrien. Die Rosinen und Oliven werden nicht ausgepreßt, sondern bloß gegessen, wie andre Früchte.

Frankreich, Neapel und Calabrien liefern trockene und eingemachte Früchte, und Wurzeln. Ich habe Prunellen und rothe Rüben aus dem erstgenannten Lande hier gegessen. Die Wassermelone, schmelzend, zuckersüß, auswendig hellgrün, und etwas zitronengelb inwendig, ist eine der schönsten Früchte: sie hält sich den Winter durch. An den Granaten mit großen Kernen und einem köstlichen Safte konnte ich mich nicht satt essen. Der Palmbaum kommt recht gut auf Malta fort. Er trägt Datteln, aber sie werden hier nicht reif, ja bekommen nicht einmal Kerne.

Ich habe gesagt, daß es hier platte Dächer und Zisternen gebe, welche dienten, das Wasser zu samlen: inzwischen ist die Insel doch auch nicht

ganz und gar ohne Quelle. Eine hat man mit sehr großen Kosten nach la Valetta geleitet; sie fließt von der Westseite, welche am höchsten auf der Insel ist, in einer Wasserleitung durch die alte Stadt dahin.

Wenn ich von Feurung redete, so verstand ich das nicht so, daß die Malteser einheizten; denn es frieret zu Malta nie, auch weiß man von keinem Schnee. Einige haben jedoch zur Pracht neugebauete Kamine. Die alten Komthuren und Balleien lassen im Winter wohl zuweilen einheizen. Die Großmeister thaten es nie; der itzige aber hat einen alten Kamin wider zurecht machen lassen.

Ehe ich Sie von den Gesellschaften unterhalte, die ich besuche, habe ich Ihnen noch vieles von der Insel, ihrer Regierung und von hundert dahin gehörigen Dingen zu erzählen.

Ich habe die Insel durchreiset. Sie ist 21 Meilen lang und 5 bis 6 breit. Gozzo hat 6 bis 7 in der Länge, und 4 bis 5 in der Breite. Cumino 2 bis 3, und ist nur $1\frac{1}{2}$ breit.

Viele Ländereien gehören dem Orden; auch besitzt der Großmeister einen Theil davon. Die unangebauten Felsen sind den Komthuren auf Lebzeit gegen eine geringe jährliche Abgabe eingeräumt. Sie wenden viel darauf, machen sie fruchtbar, und nach ihrem Tode vermiethet man sie andern zu ihrem vollen Werthe. Viele solcher

wüsten

wüſten Pläze werden auch an Privatperſonen gegen einen Grundzins veräuſert oder verpachtet, welche ſie gleichfalls fruchtbar machen.

Ehmals baute man vielen Kümmel, allein auſſerdem, daß man hier nie welchem brauchte, und ihn nur zur Ausfuhr baute, ſo hatte man bemerkt, daß er das Land ſehr ausſog und verderbte, dahingegen andre Saamen gewöhnlich und beſtändig dreißig, fünf und dreißig bis vierzigfältig tragen.

Man findet Haſen, Kaninchen, rothe Rebhüner (keine graue), allein doch nur vornehmlich in den Strichen, welche dem Großmeiſter gehören, weil jederman die Jagdfreiheit hat, und der Bauer ſogar hinter ſeinem Pfluge die Flinte trägt. Allein es giebt unſäglich viel esbare Zugvögel, Schnepfen, Waſſer- und Regenſchnepfen, Kramsvögel, Wachteln, Feigeneſſer, Lerchen u. a. m. viel Seevögel; ſo, daß der Markt immer reichlich mit allem verſehen iſt.

Wer die Inſel umführe, ohne ſie genauer zu betrachten, würde ſie für einen dürren Felſen halten, welche von einigen elenden verhungerten Schifbrüchigen bewohnt wäre: weit gefehlt! man findet hier eine wohlbeſezte Tafel, und beſonders die beſten und ächteſten europäiſchen Weine, die man wünſchen kann.

Die malteſiſchen Eſel ſind ſehr groß, oder vielmehr ſehr hoch, ſchön, leicht und ſtark; die

Pferde klein, aber lebhaft, die Mauleſel und Maulthiere von mitlerer Geſtalt.

Man pflügt theils mit Ochſen, theils mit Pferden. Die Schlachtochſen und Kälber zieht man aus Sicilien. Man macht ſie hier fett, ehe man ſie ſchlachtet, welches ſehr bald geſchieht und vortrefliches Fleiſch giebt. Die Ausfuhr der Ochſen aus Sicilien mag verboten ſein oder nicht, ſo weis man ſich immer welche daher zu verſchaffen; man erwartet einen Landwind und legt wohl drei auf einmal gebunden in eine Speronara, worin man ſie des Nachts hinüber bringt. So macht man es mit dem Korn und allen übrigen Waaren des Schleichhandels oder der freien Ausfuhr. Man hat auch Ochſen von der afrikaniſchen Küſte geholt, allein ſie ſind klein, mager, und in Vergleich gegen die ſiciliſchen von ſchlechter Zucht.

Schweine giebts eine große Menge in Malta; man ißt ſie häufig, und die Straßen in la Valetta ſind voll davon. Ohne dieſe ſchmutzigen Thiere würden ſie ſo rein als die Häuſer der Stadt ſein; jedoch freſſen ſie den Unrath auf, den man auf die Gaſſen wirft.

Wieder auf die Dörfer zu kommen, welche ich faſt alle durchlaufen bin. Es giebt welche von 1500, 2000, 2500 ja 3000 Einwohnern. Auf dem Wege nach der alten Stadt triſt man ein ſehr ſchönes Gut an, welches einem alten

Ballei

Ballei gehört; der Grund aber ist dem Orden zuständig. Der Besitzer hält einen Französischen Gärtner darauf. Auf diesen Bezirk, einen der weitläuftigsten in der Insel, hat der Besitzer viel Geld verwandt und eine große Menge von Bäumen, Stauden und ausländischen Gewächsen darauf gepflanzt. Er enthält daher ungemein viele und vielerlei Baumarten, und dient zugleich sowohl zum Obstgarten, als zum botanischen.

Weiter hin ist das vornehmste Landgut des Großmeisters. Man sagt, daß in dem dazu gehörigen Garten zehntausend Oranschenbäume seyn: allein ich glaube, man hat die Zahl sehr übertrieben. Sie sind ohne sonderliche Ordnung hingepflanzt, wie in einem Walde. Der jetzige Großmeister hat in dem Theile des Gartens, der dem Palaste gegen über liegt, alle weghauen lassen, um auf französische Art einen Grasplatz daselbst anzulegen. Es blieben aber immer noch eine sehr große Menge übrig. Man hatte sie bloß des Vortheils wegen gepflanzt, den man aus dem Verkaufe der Früchte zog. Die große Wasserleitung geht hier nahe vorbei, und man wird sie nutzen, einen Springbrunnen hieselbst anzulegen.

Noch weiter hin liegt ein anderes Landhaus, wo in einem Gehölze einzelne schlechte Bäume stehen, und woselbst einige Damhirsche sich befinden.

Die

Die Stadt ist klein, aber wohl gebaut. Sie ist nicht volkreich, weil sie zwischen lauter Ländereien liegt, und diese hier herum nicht sonderlich sind. Uebrigens suchen die alten Malteser, welche ihrer Geschäfte wegen in la Valetta sich niedergelassen haben, eine Ehre darin, in der Città-vecchia ein Haus beizubehalten. Einige kommen zwar niemals dahin, allein es ist die Hauptstadt, die Wiege der Nazion. Die Domkirche ist sehr regelmäßig und in einem guten Geschmacke gebauet.

Nicht weit davon sind die Katakomben, beinahe den napolitanischen ähnlich. Es sind sehr weitläuftige Gemächer, sehr enge Gänge und Abtheilungen, welche kaum in der Absicht gemacht zu sein scheinen, um Steine heraus zu graben.

Die Anzahl der Gruben ist unsäglich: alle sind in den Felsen gehauen; der aber so weich ist, daß die Wurzeln der Bäume, die darüber stehen, bis in diese Grüfte durchgedrungen sind. Es sind gewiß alte Begräbnisse, obgleich einige Abtheilungen zu andern Zwecken bestimt gewesen zu sein scheinen. Die gemeinen Leute geben sie für die alte Wohnung der Araber aus, welches aber ein Märchen ist. Einige dieser Gräber sind wie Särge in den Felsen ausgehauen, die auf Säulen stehen; in andern ist die Stelle, wo der Kopf liegt, in den Höhlen ausgehauen, wie in unsern Gräbern des Mittelalters, oder wie in den ägyptischen Mumienkasten. Man behauptet, daß diese Höh-

len

len ſich einige Meilen weit erſtrecken: ſie gehen ſo nach allen Seiten, und haben ſo viel Gänge, daß man ſich ſehr leicht darin verirren kann.

Jenſeits derſelben ſieht man die Grotte des heiligen Pauls, der hier verſchiedne Kapellen und viele Bildſäulen hat. Dieſe Grotte iſt eine kleine unterirdiſche Höhle, welche mit Ehrfurcht und geheimnißvoller Andacht geöfnet wird. Man bietet den Fremden Steine und Staub aus derſelben an, und verſichert ſie, das es gegen alle Uebel helfe. Sie geben zum Beweiſe ihrer Wunderkräfte vor, ohne Zweifel in vollem Ernſte und ohne alle Argliſt, daß die Grotte, ſo viel man auch davon nehme, nie kleiner werde; eh lo credo, non giurar. Ich glaube vielmehr ſogar, daß ſie zunehme.

Dieſer Apoſtel wird zu Malta ſehr verehrt, wegen der Reiſe, die er hieher gethan, und die Wunder, die er hier verrichtet haben ſoll, wie die Einwohner behaupten; welches mir aber demzufolge, was gelehrte Männer dagegen vorgebracht haben, ſehr ungegründet ſcheint.*)

Ich

*) Hier bleibt eine Abhandlung weg, worin der Verfaſſer beweiſen will, daß Paulus nicht nach Malta gekommen ſei. Die unzulänglichen Gründe ſind in Deutſchland bekannt, wo eben ſowohl als in Italien, nur nicht ſo ernſtlich darüber geſtritten iſt. Man ſehe *J. A. Ciantari* Schrift de Paulo Apoſtolo in Melitam naufragio ejecto. Venet. 1737. 4. u. a. m. *Walch* de Deo Melitenſi. Jenae 1753. und die Ausleger der Apoſtelgeſchichte Kap. 28. (E.)

Ich hatte bei meinen Wanderungen durch die Insel stets die Gesellschaft des Herrn Jsuard de Kerel, eines Malteſers, des liebenswürdigſten, gefälligſten Mannes, von ſo vortreflichem Herzen, als ich wenige auf meinen Reiſen angetroffen habe. Mit ihm nahm ich nunmehr den Weg gegen Mittag, und wir kamen durch verſchiedne große Dörfer, um nach Zorrico zu gelangen, wo wir in einem niedlichen Landhauſe, das einem Engländer gehörte, zu Mittag aßen. Wir haben in dieſer Gegend rundherum viele Landhäuſer, Gärten und reizende Oranſchenwäldchen beſehen. Eben ſo neugierig war ich, die kleinen Haushaltungen der Bauren und ihre Lebensart, Arbeiten, das Betragen und die Geſpräche dieſer guten Leute kennen zu lernen, wovon ich Sie bald unterhalten werde.

Die mittägige Küſte beſteht aus ſehr ſchroffen Felſengeſtade. Zwei Meilen von derſelben entdeckt man in der See den Felſen Folfola, wo, wie man ſagt, die afrikaniſchen Seeräuber Waſſer einnehmen; denn es iſt daſelbſt eine arme Quelle, welche oft verſiegt.

Auſſer der gewöhnlichen Fiſcherei auf der hohen See treibt man an dieſer Küſte noch eine ſehr ſonderbare. Ein Strick mit Angeln hängt an einem von Waſſerweiden geflochtenem Korbe oder Nachen, worüber ein kleines Segeltuch gezogen iſt. Dieſe Maſchine wird zwei, drei bis vierhundert Fuß hoch herab in die See geworfen. Man

macht

macht das Strick oben fest, und findet den andern Morgen gewöhnlich viel Fische daran.

Man hat mir hier das Mittel bestätigt, diesen dürren nackten Felsen fruchtbar zu machen, ohne auch nur die geringste Erde hinaufzutragen. Man zerhauet und zerstoßt ihn, samlet die wenige Erde, welche in den Adern des Felsen ist, und vermischt sie mit jenem Felsenstaube. Der Kastellan des Herrn Jsuard, ein feuriger, thätiger Mann, will es versuchen, einen Felsen, der nicht einmal den geringsten Staub hat, urbar zu machen.

Ich habe in meinem Leben nicht so gute Leute gesehn, als diese Contadini (Landleute); nie habe ich so viele Reinlichkeit, dienstfertiges Betragen und Ehrlichkeit angetroffen, welche zugleich so frei von allem Eigennutze waren. Ausserdem haben sie eine lebhafte geistreiche Gesichtsmine, und viel Leibesstärke. Im Umgange sind sie treu und zuverläßig. Wie sehr stechen sie gegen die Sicilier ab!

Ich sage Jhnen nichts von einem schönen S. Andreas von Calabrese, der in der Pfarkirche ist, um Jhnen noch etwas von ihren häuslichen Verrichtungen zu erzählen.

Ausser dem, was unmittelbar den Landbau betrift, erstrecken sie sich auch auf die Verarbeitung der vornehmsten Produkte. Man samlet die Baumwolle zu Ende des Augusts und Septembers; man nimt die Wolle mit der Hand aus

der

der Schale; und wenn sie trocken genug ist, so zieht man sie zwischen zwei stählernen Zilindern durch, welche sieben bis acht Linien im Durchschnitt haben, horizontal gestellt sind, und vermittelst eines großen Rades und zweier Linien, deren die eine kreuzweis und die andre nicht kreuzweis gehet, umgedreht werden. Ein Arbeiter hält die Baumwolle an die Zilinder, welche dieselbe ergreifen; so geht sie zwischen beiden durch, und läßt die Samenkörner zurück, welche sich sonst nicht leicht davon absondern lassen. Diese Körner sind eine sehr fettmachende Nahrung für das Vieh. Man flocket darauf die Wolle mit dem großen Fachbogen, der mit einer Darmseite bezogen ist; eine sehr mühsame Arbeit, wegen der krummen Lage, welche dieselbe erfordert, da sie auf der Erde geschieht, und wegen der Anstrengung der Kräfte, die dazu nöthig ist. Nachher rollt man die Baumwolle über die Hand in kleine Locken; Weiber und Mädchen von jedem Alter spinnen sie, auf türkische Art auf der Erde sitzend; das Spinnrad ist ohne Fuß, ist vorwärts übergelehnt nach der Spinnerinn zu; die Spille ist von Holz.

Man haspelt die gesponnene Baumwolle mit der Hand ab, und macht Gebinde daraus, die man den Kaufleuten verkauft. Um diesen Handelszweig zu vergrößern, ohne daß man den Bau der Pflanze weiter ausbreitete, hat man oftmals

vor-

vorgeschlagen, Baumwolle aus der Levante zu ziehen, und sie hier zu spinnen. Allein in Rücksicht auf die freie Einfuhr des hiesigen Garns in Frankreich hat man das Vorhaben aufgegeben. Der würdige Ritter und Komthur, welcher die Geschäfte des französischen Hofes in Malta besorgt, hat es immer zu hintertreiben gewust. Wirklich hieße es auch die Begünstigung, welche Frankreich dem Staate von Malta angedeien läßt, zu weit ausdehnen, und man liefe Gefahr, sie ganz zu verlieren.

Die Malteser fingen an, die siamischen gemsenfarbige Baumwolle *) zu bauen: man weiß noch nicht, ob der Bau vortheilhaft sein wird; doch scheint sie sehr gut zu gerathen.

Man hat wiederholte Versuche gemacht, Seide zu ziehen: große Maulbeerpflanzungen kamen recht gut fort, die Würmer gelangten zu einem großen Grade von Stärke und Größe, dann starben sie größten Theils, und der Ueberrest gerieth ins Kränkeln. Man hat dies der großen Sommerhitze zugeschrieben, welche die Erde in Staub verwandelt. Da der Wind diesen auf die Blätter warf,

*) Coton chamois de Siam. Der Seidenwollenbaum, die Wollsaamenstaude, oder der Donsbaum, Bombax L. deren es verschiedne Arten giebt. Die Wolle der einen ist seidenartig und ohne Farbe, und fällt ein wenig ins Kaffebraune. S. Krünitz Encyklopädie 4 Theil. (E.)

warf, und der ſtarke Thau ihn darauf beveſtigte, ſo entſtund eine Art Rinde, welche der Geſundheit der Würmer ſchadete. Ungeachtet man nun noch viel Maulbeerbäume hat, ſo iſt dieſe Zucht doch gänzlich verabſäumt worden.

Die Oberhäupter der Ungläubigen, welche dem rächenden Arme unſrer tapfern Ritter geweiht ſind, laſſen ihren Ordensmeiſter gleich nach ſeiner Einführung komplimentiren, und machen ihm Geſchenke. Dieſer ſendet ihnen Gegengeſchenke, und nun treiben beide Nazionen ſicher und getroſt Handlung mit einander, allein unter freier Flagge; ſonſt wird alles für gute Priſe erklärt. Viele dieſer Barbaren ſchwimmen jezt auf der See, und ſchaden dem Handel der Italiäner.

Man bewafnet zum Kreuzen eine Fregatte von vierzig Kanonen; welche in wenig Tagen auslaufen wird, und viel junge Leute an Bord hat, welche ihren Kreuzzug machen wollen.

Dieſe Kreuzzüge gehen gewöhnlich nach der Gegend von Livorno, Civita-vecchia, Pozzuolo u. ſ. w. Allein das Gerücht davon verbreitet ſich, ſo bald ſie in See gehen, und da nichts als Schläge dabei zu gewinnen iſt, ſo verſchwinden die Seeräuber. So bald ſie wieder eingelaufen ſind, erſcheinen die Barbaren von neuem, und machen das Meer unſicher. Es ſoll kein Beiſpiel geben, wie man behauptet, daß ein Ritter auf der See im Gefechte gefangen wäre; denn

ihr

ihr Ordensgeſez beſiehlt ihnen, zu ſiegen oder zu ſterben.

Die Seemacht des Ordens beſteht in vier Galeeren, drei Kriegsſchiffen, einer Fregatte, einigen Gallionen und einigen kleinen Fahrzeugen. Die malteſiſchen Galeeren ſind die beſten im Mittelmeere. Nach Neapel fahren ſie nie, weil der Admiral den Rang eines Ambaſſadörs verlangt, und der König, welcher Lehnsherr von Malta iſt, und dem Großmeiſter als König von Sicilien die Inveſtitur ertheilt, (ein Recht, das ſich Kaiſer Karl V. vorbehielt) ihn unter dem Titel nicht zulaſſen kann.

Sonderbar iſt es, daß man, um die Galeerenarbeit zu verrichten, freie Leute neben den Miſſethätern zu einerlei Dienſten annimt. Die einzigen Napolitaner laſſen ſich zu dieſer harten und niedrigen Sklaverei gebrauchen; und wenn man Rekruten bedarf, geht man nach Napoli, um ſie zu hohlen.

Neulich ſchickte der Bay von Tunis dem Komthur des Pennes, bloß auf den wohlverdienten Ruf ſeiner edlen Denkungsart, zwanzigtauſend Zechinen, und bat ihn, dafür ſo viel von ſeinen Unterthanen loszukaufen, als thunlich wäre; er überließ alles ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, und verlangte keine Berechnung darüber. Herr des Pennes ſchickte ihm hundert ſechs und dreißig Sklaven dafür; eine Anzahl, die viel größer war,

als er je gehoft hatte. Manche wurden durch dies Beispiel gerührt, und zu gleichem Edelmuthe geneigt, so daß sie ihre Sklaven für einen geringen Preis freigaben, einige verlangten nichts dafür.

Man kauft diese Leute bloß zur Handlung, und sehr selten, um sie zu seinem Vortheil zu gebrauchen. Einige gewinnen ihre Herren ungemein lieb, und es war unter diesen losgekauften einer, von dem sein Herr vermuthete, er werde zurückkommen, um Christ zu werden, und als ein freier Mann in seine Dienste zu treten. Wir halten sie indessen weit härter, als sie uns begegnen. Diese sogenannten Barbaren sind sehr gütig, sehr menschlich gegen ihre Sklaven, und oft hat es sich zugetragen, daß unsre Leute es bereuten, wenn sie losgekauft wurden.

Man treibt diesen Menschenhandel, als verkaufte man Vieh. Die seltenen Neger sind schon Sklaven, wenn die Europäer sie bekommen; die Afrikaner, welche an der Nordküste wohnen, machen sie im Kriege, oder sonst zu Sklaven. Man findet auch Sklavinnen, aber selten mehr Negern als Weiße. Diejenigen, welche ein Handwerk verstehn, und von guter Leibesbeschaffenheit sind, kosten 6. 7 bis 800 livres, ja gar tausend bis zwölfhundert.

Man schäzt sie nach dem Alter, der Stärke und Gesundheit, besonders aber nach ihrem Vaterlande.

lande. Die Türken und Bewohner der Inseln am höchsten; die Tuniser mehr als die Algierer; die von Salee am wenigsten. Ueberhaupt sieht man auf den hergebrachten Preis, wofür sie losgekauft oder bezahlt werden. Ob sie mehr oder weniger leisten können, darauf wird keine Rücksicht genommen, sondern ob man sie leicht wieder absetzen kann, oder nicht. Daher der Unterschied im Preise von 300 bis 1200 livres. Es giebt Ausnahmen, Liebhaberei, Zufälle, welche machen, daß man manchmal einen Sklaven mit hundert Luidor bezahlt.

In Afrika werden sie fast wie die Eingebohrnen behandelt, deren Arbeiten sie mit ihnen theilen, und geschähe es nicht, um sie wieder zu verkaufen, so würde man sie gar nicht nehmen. Man vermiethet sie wie Arbeiter an diejenigen, welche Korsaren ausrüsten, oder auch an die Fremden, als Bediente u. s. w. Bei uns, die wir Christen sind, macht man hingegen beinahe keinen Unterschied unter gefangenen Sklaven und Missethätern, die ihrer Verbrechen wegen in Ketten liegen.

Algier ist eine Aristokratie, deren Regierung der Maltheſischen sehr ähnlich ist, aber es ist mehr Kraft darin. Die Algierer denken seit dem so übel abgelaufenen Anfällen nicht sehr vortheilhaft von den Spaniern, denen sie unsäglich viel Prisen genommen haben. Man hat selbst Sklaven in Spanien ihnen öffentlich trotzen sehen.

Der Bei von Tunis, welche die algierische Regierung gesezt hat, würde sich nicht unterstehen, ihr das geringste abzuschlagen. In Marokko und dem davon abhängenden Salee herscht der Despotismus so sehr, daß man sich nicht wundern muß, wenn da der Mensch am wenigsten geachtet wird.

Man behauptet, daß es unter den bekannten Staaten wenige gebe, die so gut regieret werden, als Algier. Die nüzlichen Künste werden dort merklich getrieben, und der Handel ist sehr blühend.

Der Herr Komthur des Pennes, der mit diesem Lande viel Verbindung hat, sowohl wegen Loskaufung der Sklaven, als wegen anderer Geschäfte, handelt mit ihnen mit einem Zutrauen, einer Sicherheit und der vollkommensten Zuversicht: er findet sie nicht nur redlich, rechtschaffen, verständig, vernünftig und sehr einsichtsvoll; sondern auch edeldenkend, mit Kraft der Seele, Standhaftigkeit und festem Entschlusse begabt. Er glaubt sogar, daß sie in weniger Zeit wohl einen vorzüglichen Plaz unter gebildeten Nazionen verdienen mögten.

Sie werden glauben, daß ich Sie sehr in der Fremde herumführe, da ich Sie von hier aus nach der afrikanischen Küste bringe. Allein Malta war lange davon abhängig; die Sprache des Volks ist noch dieselbe, und die Landleute reden nichts als afrikanisch, arabisch, oder die Sprache

der

der Mauren (welche dem Kanonikus di Soldanis, einem Malteſer, zufolge, der über dieſe Sprache geſchrieben hat, ſehr viel aus der alten phönizi-ſchen Sprache enthält), oder auch die Sprache der Sarazenen, von denen ſie vielleicht herſtammen. Denn dieſe Völker waren lange Zeit im Beſiz von Malta, nach den Kartheegern, Römern und vor den Normännern, Roger und den Siciliern.*) Die Malteſer und Afrikaner verſtehen ſich einander volkommen; mir ſind beide gleich unverſtändlich, ja ich glaube, daß ſie nicht das Geringſte mit dem Italiäniſchen noch mit den übrigen europäiſchen Sprachen gemein haben. Ich brauche beſtändig einen Dolmetſcher auf dem Lande; hingegen in der Stadt iſt italiäniſch die herſchende Sprache.

Als Karl der Fünfte dieſe Inſel den Rittern gab, hatte ſie nicht mehr als 10 bis 12000 Seelen; allein durch dieſe Abtretung ſezte er den Türken und Barbaren eine unüberſteigliche Vormauer entgegen, weil ſie mit denen immer Krieg führen muſten. Der Orden allein konnte durch die beträchtlichen Einkünfte, die er hier verzehrt,

*) Die Sprach-Verwirrung, welche bei unſerm Verfaſſer herſcht, iſt leicht in Ordnung gebracht, wenn man weiß, daß phönizisch und karthagiſch, ſo wie arabiſch, ſarazeniſch, afrikaniſch und mauriſch hier einerlei, oder doch ſehr nahe verwandte Sprachen ſind, welche alle zu verſchiednen Zeiten an der Küſte der Barbarei geredet wurden. (E.)

sie bevölkern, fruchtbar machen, befestigen und vertheidigen. Durch den Orden allein

Ce fertile rocher, qu'ennoblit la vaillance
Est le rempart de Rome, & l'écueil de Byzance.

Nirgends in Europa giebt es schönere Gestalten, ausdrucksvollere anmuthige Bildungen, als in Malta. Alle Züge sind schön, und machen vielleicht das reizendste Ganze aus, dessen die menschliche Natur fähig ist. Unter dem gemeinen Volke, wo alle Männer noch Knäbelbärte tragen, sieht man nur einnehmende Gesichtszüge, eine offene Mine der Herzensgüte, Redlichkeit und liebreiches Wesen. Die Augen sind groß, schwarz, durchdringend. Die Leibesgröße ist nicht sehr lang, aber hat ein sehr gutes Verhältniß, und die Glieder sind nervigt. Die Malteser sind kühn zur See, und allenthalben bravi, braviſſimi.

Die Weiber in der Stadt sind schneeweiß; ihr Wuchs, ihr behendes Wesen, alles wie von Amorn geschaffen. Ihre Sitten sind dabei sehr sanft und gefällig.

Man glaube nicht, daß die Nachbarschaft und das Klima von Afrika auf die Bildung und die Züge der Malteser so viel Einfluß habe; ungeachtet einige behaupten, daß solche erhabne idealische Schönheiten auf diesem verbranten Felsen nicht erzeugt werden könnten. Allein woher auch hier die Luft komme, so ist sie doch Seeluft; die Hitze ist zwar manch-

manchmal ſtark, allein in Vergleichung mit Afrika gemäßigt; und nie empfindet man hier die Unbequemlichkeit des Scirocco, wie zu Palermo.

Der gemeine Mann iſt ſehr mäßig; Brodt, langer Pfeffer, Zwiebeln oder Anſchovien ſind ſeine gewöhnliche Nahrung: es giebt wenig Luxus; doch liebt man den Putz etwas. Wenn die Frauensleute zur Stadt gehn, ſind ſie ſchön gekleidet, und tragen ihre Schuh in der Hand bis zum Thore; ſo bald ſie wieder herauskommen, legen ſie ſie ab, und dieſe Schuh werden von der Mutter auf die Tochter geerbt. Sonſt ſind Mann und Weib ſtets barfuß: und tragen ſiciliſche Kleidung und Mützen.

Eitelkeit iſt der Hauptfehler der Malteſer, auch wirft man ihnen etwas Prozeßſucht vor: allein es giebt kein Volk, das arbeitſamer, fleißiger, ausharrender und mehr zur Arbeit abgehärtet wäre. Die Seeleute ſind äuſerſt entſchloſſen und unermüdet; die Handelsleute ſehr verſchlagen, ſchlau im Berechnen, und nicht wenig Wucherer.

Wenn ein großes Schiff in dem mitländiſchen Meere Schaden leidet, ſo kann es ſich faſt in keinem Hafen ausbeſſern, noch mit Maſten, Segeln, Takelwerk u. ſ. w. verſehen. Zu Malta findet man alles, und die beſten Arbeiter zum Ausbeſſern und Wiederherſtellen. Der Hafen iſt groß, ſicher, und hat die vortheilhafteſte Lage zum Handel in dieſem Meere. Die aus der Levante zurückkehrenden

renden Schiffe laufen da gewöhnlich ein; vornehmlich seitdem man das Lazareth zu Messina hat eingehen lassen. Oftmals verkaufen sie auch ihre Ladungen; und finden hier wenigstens allemahl die Befehle ihrer Rheder wegen ihrer weitern Bestimmung. Man verkauft hier jezt ein napolitanisches Schiff und seine Ladung, welches ein afrikanischer Seeräuber aufgebracht und einem Engländer verkauft hat, der sich hier davon losmacht. Das Schiffsvolk hat sich in einer Schalupe gerettet.

Die Quarantäne hält man in Malta mit aller Bequemlichkeit in großen theils bedeckten, theils offenen Plätzen. Man schwazt, handelt und verkehrt mit einander, ohne die geringste Gefahr. Man räuchert die Briefe und Papiere in einem Kästchen mit einer Zusammensetzung wohlriechender Drogereien. In die versiegelten Briefe und Papiere schneidet man Oefnungen mit einer Schere, damit der Rauch allenthalben durchdringe. Der Hafenkapitän, Herr Poussiergue, dem ich empfohlen wurde, welcher mir tausend Gefälligkeiten erwies und mich herumführte, erzählte mir, daß an vierzig verschiedne Drogereien dazu genommen würden; ohne Zweifel wird durch die Menge die Wirkung nicht vermehrt oder versichert.

Alle Seeleute bleiben im Hafen und in der Vorstadt. Das Stadtthor ist des Nachts verschlossen, und die Verbindung gehemmet. Jezt ist alles

wie

wie in einer Vestung zu Kriegszeiten besezt, und der Dienst wird pünktlich besorgt.

Fast alle Malteser treiben Handel nach Sicilien; sie holen daher alles Nöthige zu eigenem Verbrauche und zu ihrem auswärtigen Absatze. Was sie dahin bringen, bedeutet wenig. Sie gewinnen im Spekulazionshandel, wenn alle andre darin verliehren, durch ihre große Sparsamkeit und ihre genaue Rechnung. Da sie nicht mit allen Nazionen in Frieden stehen, so befrachten sie gern Schiffe mit einer freien Flagge: zum Exempel französische auf so und so viel Zeit, zu 3500 bis 4000 livres. Sie beladen es so gut, als sies verstehen, fahren nach allen Häfen Siciliens, Italiens, Spaniens bis zu den Kanarien, ja so gar nach der afrikanischen Küste. Sie tauschen und vertauschen Waaren, Piaster, wobei sie den Wechselkurs aufs genauste verstehen, laufen auf ihrer Rückreise in denselben Häfen oder in andre ein, setzen ihre Spekulazionen immer fort, und nach acht, zehn, zwölf oder funfzehn Monaten kehren sie mit Gewinn nach Hause zurück.

Die Einzelhändler sind reich, so wohl ihrer guten Haushaltung wegen, als auch weil der Geschmack hier so wenig veränderlich ist, und sie daher nur solche Waaren führen, die beständig Abgang haben, und ihnen nichts liegen bleibt.

Man verbraucht hier keine andre Tücher, als französische. Ich wohne mit einem Fabrikanten

aus

aus Sedan in einem Hause, der auf Reisen ist, um sich Kunden zu verschaffen, und zu Malta guten Absatz hat. Die besten Handlungshäuser in diesem Artikel sind Ludwig Schembri, Augustin Fiamengo, und die Brüder Ferrugia.

Durch Spekuliren auf Nesseltücher, welche hier stark verbraucht werden, ließe sich auch gut gewinnen. Sie sind in Vergleich mit den Preisen in Frankreich hier sehr theuer. Ueberhaupt ist Malta, oder richtiger la Valetta sehr französisch.

Ich glaube, man könte hier Korallen, Berkane, Etamine von Mans und Rheims, Schleiertücher und andre schlichte leichte Wollenzeuge, besonders schwarze, sehr gut absetzen; weil die Geistlichkeit zahlreich ist, und die alten Komthurn, die Mitglieder des Raths und viele andre sich in dieser Farbe kleiden.

Die Weiber brauchen sehr viel dergleichen zu Schleiern und Röcken; ihre Kleidung besteht in einer Schnürbrust, deren Vorderseite flach und sehr bequem ist; einem Leibchen und einem Rocke. Ihre Haare sind in einen dicken Schopf aufgebunden, und sie tragen einen nesseltuchenen Schleier hinten am Kopfe angebunden, dessen Ende in abgerundeten Zipfeln nachlässig vorwärts hängen. Des Altags tragen sie einen schwarzen Rock über den Kopf, welches nicht hübsch aussieht; in der Kirche einen großen Schleier, nach sicilischer Mode.

Gegenwärtig ist hier eine starke Verschwörung unter dem Frauenzimmer gegen die maltesische Tracht, zum Besten der französischen Kleidung. Die Verschwornen haben das Beispiel von einer Landsmännin und Freundin, welche ihre Verwandten in Corsika besuchte, und daselbst diese Kleidungsart angenommen und beibehalten hat. Noch wagen sie es nicht, sie nachzumachen. Sie haben wol mit mir darüber geredet. Ich rieth diesem liebenswürdigen Frauenzimmer, sich zu verabreden, an einem Tage so gekleidet, mehrere zusammen, auszugehen. Anfangs wird man darüber reden: zwei Tage darauf wird man nichts mehr davon sagen. Tre giorni durar suole una maraviglia! . . .

Die Parlamente versamlen sich, die Sache wird darin stark betrieben, und man macht schon Vorbereitungen dazu.

Man hat die feinen Gesellschaften dieses Landes sehr unartig verläumdet, indem man la Valetta als ein Sybaris, als eine Caprea schilderte, wo den Rittern, so wie sie gingen, ein Kind der Freude entgegen käme. Wäre den Reisenden zu glauben, so treiben die Männer mit den Reizungen ihrer Frauen und die Mütter mit denen ihrer Töchter Handel.

Eine solche beleidigende Nachrede brachte mich auf, und ich suchte daher zu erfahren, ob man den, der diese Unwahrheiten schrieb, gekannt hätte.

Ich

Ich hatte in mehr als zehn Häusern nach ihm gefragt bei Rittern, Malteſern, die ſich hier niedergelaſſen, auch bei Damen; alle ſagten mir, daß ſie wohl gehört hätten, daß ein Herr ** in Malta geweſen ſei, aber daß er nie in einer Geſelſchaft erſchienen wäre; viele Ritter haben mich ſo gar verſichert, daß er ſeine Nachrichten nur von Bedienten aufgeſamlet hätte, belliſſime confidenze nobiliſſime!

Die Stadt wird von 25 bis 28000 Seelen bewohnt; worunter, wie ich ſchon geſagt habe, 300 bis 350 Ritter gerechnet werden, davon die Hälfte alt, ſchwach oder zu geſezt ſind, auf Vergnügungen zu denken. Einige halten ſich indeſſen doch Beiſchläferinnen; allein das iſt bekant. Solche Mädchen oder Weiber ſind hier, was ſie allenthalben ſind, verlohrne, ausgezeichnete Geſchöpfe, und ich glaube gar wohl, daß dieſer Umgang hier völlig eben die Folgen hat, wie anderswo.

Einige haben Umgang der Freundſchaft, andere der Neigung; wo iſt das nicht? Es mögen nun Liebeshändel dabei ſein, oder nicht; ſo iſt es hier, wie anderwärts, und man ſchwazt immer mehr davon, als wahr iſt. Alles geſchieht mit ſo viel Anſtand in Malta, als in Frankreich; und etwa 50. 60. 100 junge Leute, die oft auf der See ſind und mit ihren Kreuzzügen zu thun haben, können doch wohl nicht eine Stadt ſo verderben, daß ſie zu einem großen öffentlichen Hauſe würde. Sie

ſchweifen

ſchweifen vielleicht aus, wo und wie ſie wollen, aber nicht ärger, als in unſern Beſatzungsſtädten.

Ein Mann mag ſeine Frau, eine Mutter ihre Töchter hingegeben haben, ſolche Menſchen giebts in Malta wohl; allein ſie ſind ehrlos, und hier noch mehr, als anderswo, denn die freie edle Denkungsart hat die Leute in dieſem Punkte gar nicht verhärtet. Daß niederträchtige Geſchöpfe (bagaſcie, berghinelle) eine klägliche Mine machen, oder daß treue, ergebne Mägde (Serve fedeli) ſich im Ernſte bei der Abreiſe eines Ritters, der ihnen gut begegnet iſt, betrüben, was läßt ſich daraus ſchließen? In jenen finde ich nichts, als was man allenthalben findet, und in der lezten, nur eine der Nazion rühmliche Empfindſamkeit.

Wenigſtens können dergleichen Ausnahmen, als ich angeführt habe, niemand berechtigen, eine ganze Inſel anzuſchwärzen und zu beleidigen, wo ich im Ganzen ſehr viel Achtung für gute Sitten gefunden habe. Nur * * dürfen auf eine ſo ſonderbare, ärgerliche Weiſe Thatſachen verdrehen.

Die jungen Leute beſuchen angeſehene Häuſer, weil man daſelbſt die Ritter durchgehends aufnimt: allein dieſe Jugend, welche ſich eine Zeitlang ſehr ſchlecht aufführte, lebt jezt ſehr geſittet; ſonſt würde man ihnen gewiß keinen Zutritt verſchaffen. In feinen Geſelſchaften herſcht ein ſehr anſtändiger Ton. Die Wuth des Kartenſpiels

iſt

ist da nicht eingerissen; man schwazt, tanzt und macht oft Musik und Konzerte.

Verschiedne Familien vereinigen sich zu diesem Zwecke, und ich kenne vier, die sich täglich versamlen. Herrn Jsouard seine gehört dazu. Seine Frau ist eine der schönsten in der Stadt; auch ist Madame Poussiergue, bei welcher ich verschiedenemal gegessen habe, eine sehr reizende Schönheit.

In diesen vier Häusern sind Damen; in allen haben verschiedne Ritter von ihrer Bekantschaft Umgang; und ich fand, daß man so ungezwungen, offen und mit der Vertraulichkeit einer glücklichvereinten Familie lebte. Uebrigens besucht sich das Frauenzimmer unter einander selten, und bloß in förmlichen Besuchen, wozu man sich melden läßt; indem man hier sehr häuslich ist. Beim Ave Maria, wenn es dunkel wird, geht man aus einander, und die Mannspersonen gehen gleichfals jeder vor sich nach Hause.

Die Ritter spielen auf einem großen Theater Komödie, in einem sehr schönen Saale, der mit vier Reihen Loschen versehen ist. Sie lassen alle feine Leute an diesem Vergnügen Theil nehmen, und geben Billette dazu aus.

Man spielt französische und italiänische Stücke. Die leztern gerathen schlecht, weil es unter den Rittern wenig gute Schauspieler giebt, die sie vorzustellen wissen. Sie machen auch die Frauenzimmerrollen, aber das schwarze Kinn und die

rauhe

rauhe Stimme verrathen sie, und geben ihn, wie den ähnlichen Schauspielern in Italien, eine Art Karikatur-Ansehn.

Bloß das Orchester wird besoldet. Das Parterre ist ganz mit Mannspersonen besetzt, welche alle sitzen. Man drängt sich sehr dazu, und die Logen waren alle voll Damen. Bei diesen Schauspielen habe ich die größte Stille während der Vorstellung bemerkt, sonderlich, wenn der Großmeister gegenwärtig war.

Ich habe vier Griechinnen (eine Mutter mit ihren Töchtern) gesehen, welche nach ihrer Landesart gekleidet waren. Sie ist der Maltesischen sehr ähnlich, bis auf den Kopfputz. Dieser besteht in einem schwarzen Aufsatze, welcher die oben auf den Kopf zusammengebundnen Haare bedeckt. Breite rothe Bänder sind wie Stirnbänder darüber hergezogen; oben darauf stecken Aegretten oder Federbüsche. Es sind die Frau und Tochter eines smirnaischen Kaufmannes, und sie halten sich seit dem Anfange des russischen Krieges hieselbst auf, und besuchen die besten Häuser. Uebrigens sind sie nicht hübsch, doch sehr schöne Gestalten; arie maestose.

Man sieht die Priester selten in Gesellschaften, ausser die zum Orden gehörigen, welche die andern wenig besuchen. Diese treiben allerlei Handarbeit, um zu leben, wie verschiedne in Sicilien auch thun.

Die einsichtsvollesten und ihrem Stande am meisten ergebenen Geistlichen sind die Landpriester, welche folglich auch die meiste Achtung haben.

Das Bisthum an Malta, die Priorei von S. Johann sind die einzigen Plätze, welche den Geistlichen erlauben, auf ein Großkreuz sich Hofnung zu machen, und die ihnen Sitz und Stimme in den Kapitteln geben. Ihre Wiedervereinigung mit dem Pabste macht sie sehr mächtig.

Da die Geistlichkeit dieser Insel einzig und allein dem Pabste unterworfen ist, so hängt sie weder in bürgerlichen noch in feindlichen Fällen vom Orden ab; sie gilt, wie allenthalten, auch hier, viel bei dem Volke, und hat viel Einfluß auf dasselbe. Hieraus erhellet, wie sehr der Orden, welcher gleichfals den Pabst zum Oberherrn hat, ihre Intrigen fürchten muß.

Die Mönche haben keine Besitzungen auf dieser Insel. Da die Ritter selbst Ordensgeistliche sind, so würden sich andre, welche auch Einkünfte hätten, hier nicht gut zu ihnen schicken. Daher sind bloß Bettelmönche herüber gekommen. Inzwischen sind auch Jesuiten da gewesen; allein weil für sie nicht viel zu thun war, so schickte man nur ganz gewöhnliche Leute; und man hat sie ganz gleichgültig wieder abreisen sehen.

Ungeachtet dieser Geist der Andächtelei, der in ganz Italien und Sicilien so algemein ist, in Malta nicht herscht; ungeachtet es hier nicht so

viel

viel Madonnen noch Heilige giebt, so ist das Volk doch sehr andächtig, und man liest täglich unzählig viel Messen in den Kirchen, in den Hauskapellen und denen, welche häufig an der Küste erbauet sind. Ich habe Priester auf dem Lande, wie Bauern gekleidet gesehen, welche Ackerarbeiten verrichteten, und so, wie sie waren, in ein auf dem Felde einzeln stehendes Bethaus giengen und die Messe lasen.

Ich lasse mich mit Ihnen in Einzelnheiten ein, die andern sehr geringfügig vorkommen mögten; allein Sie haben es von mir verlangt, und was würde ich nicht thun, um Sie mir zu verbinden? Zudem ists sehr mein Geschmack, mich nach den Ursachen und Folgen dessen, was ich beobachte, zu erkundigen. Sie werden bemerkt haben, daß ich mit meinen Empfehlungsschreiben sehr glücklich gewesen bin; sie verschaften mir alle Unterhaltung, die ich mit einsichtsvollen Leuten wünschen konnte, und Gelegenheit, alles zu sehen. Ich wurde dem Großmeister vorgestellt; er wußte, daß einige Herrn des Pennes dem französischen Chargé d'affaires empfohlene Franzosen angekommen wären. Er nahm mich sehr wohl auf, und sagte mir, daß ich seines Beistandes nun nicht bedürfte. Sein Aeuserliches ist einfach, bescheiden und gütig, womit er viel Würde und eine feine durchdringende Miene verbindet; allein er redet wenig.

Herr des Pennes ist ein jüngerer Sohn einer adelichen Familie aus Provance, den eine Komthurei, welche er nach der Ordnung, und eine, die er aus Gunst erhielt, sehr reich gemacht haben. Dennoch hat ihn seine sehr schwächliche Gesundheit genöthigt, ein sehr mäßiges Leben zu führen, welches ihn jedoch nicht abhielt, die prächtigste Mahlzeit zu geben. Er steht allenthalben bei dem Orden, in Frankreich, in der Türkei und Barbarei in dem größten Ansehen. Er spricht sechs bis acht Sprachen; er entscheidet und ordnet täglich unzählich viele Sachen. Das große Zutrauen, das man in ihm gesezt hat, macht, daß man von seinen Urtheilen nie appellirt, nie sich darüber beschweret. Man kann nicht gefälliger, redlicher sein, nicht bessere Kenntnisse von allem haben, was nur in der Nähe oder von ferne seinen Stand, oder sein Amt angehet; und dabei ist sein Aeuserliches so sehr einfach.

Ich habe bei ihm mit verschiedenen Rittern gespeiset, und, wie ich glaube, alle junge Ritter von seiner Nazion, die in Malta waren, etwa funfzehn bis achtzehn, da gesehen, welche nach Tische zum Kaffee kamen.

Eben komme ich von einer Musterung zurück, wobei in Gegenwart des Großmeisters und eine Menge Zuschauer gefeuert, und darauf Bomben von Pappe geworfen wurden.

Alle

Alle Offiziere sind Ritter. Bisher hat sich noch kein Malteser über den Rang eines Serschanten hinaufgeschwungen. Die Ritter tragen, wenn sie bewafnet sind, einen rothen Rock, und das große Kreuz des Ordens auf der Brust und auf den Schultern. Die Besatzung besteht gewöhnlich nur aus zweitausend Mann; allein jeder Malteser ist Soldat, und vom sechszehnten bis zum vierzigsten Jahre eingeschrieben. Sie thun gewöhnlich gar keine Dienste, allein sie müssen sich aufs erste Zeichen bei ihren Fahnen einfinden.

Die Uniform ist roth. Die gemeinen Ritter haben keine; sondern sind vielmehr sehr einfach gekleidet; bloß das Kreuz unterscheidet sie von dem Bürger, mit dem sie sehr artig, wie mit ihres gleichen umgehen. Die Soldaten, worunter von allen Nazionen, vornehmlich aber viel Franzosen sind, ahmen den höflichen Ton der Ritter nach; alle grüßen auf der Gasse; und fast alle Schildwachen präsentirten vor uns. Man hat freien Zutritt zu allen Forten, Batterien und Festungswerken. Man wagt weniger dabei, wenn man man sich zeigt, als wenn man sich versteckt. — Wer würde es unternehmen, eine so furchtbare Macht anzugreifen?

Das Zeughaus oder das Gewehrmagazin ist gut geordnet, und man zeigt daselbst einige alte Rüstungen und Waffen. Es enthält Waffen für mehr als zwanzigtausend Mann.

Man hat hier und bei dem Groſsmeiſter kein Geld von mir annehmen wollen. Sie werden, wie ich glaube, dieſe kleine Bemerkung hier nicht am unrechten Orte finden; ich habe nur allzuviel Orte kennen lernen, wo man nicht ſo viel Umſtände macht.

Ich ſage Ihnen nichts von den Hoſpitälern, dem Bagnio, den Werften und Magazinen der Marine, welche ich alle beſehen und in der beſten Ordnung gefunden habe. Alles dieſes ſieht man nunmehr im Groſsen in unſern Kriegshäfen.

Wenn königliche franzöſiſche Kriegsſchiffe oder Fregatten einlaufen und die Stadt begrüſsen, ſo wird ihnen aus dem Forte, welches den Hafen beſtreicht, geantwortet. Die Schiffe ihrer Nazion begrüſsen ſie auch; allein, es hat ſich zuweilen zugetragen, daſs man aus Verſehen mit Kugeln geſchoſſen hat, welches manchmal ſchädliche Wirkungen that. Man thut daher Recht daran, daſs man dies Begrüſsen in andern Häfen nicht erlaubt.

Ich habe mich allenthalben und bei allerhand Leuten nach den Mörſern erkundigt, die man ſo ſehr gelobt hat; man verſtand aber nicht, was ich damit ſagen wollte. Wir ſuchten darnach auf allen Felſen der Küſte, wir giengen durch alle Feſtungswerke, fragten die Befehlshaber der Forte, die Beſatzung, die Schildwachen: niemand weis das geringſte davon, und jedermann ſtimt darin überein, daſs ein in einen ſo weichen Stein gehauener

hauener Mörser, den man also gar nicht stellen, nirgends hinrichten kann, nur ein Wesen der Einbildung ist, oder vielmehr eine Posse, una minchioneria.

Als ich einstmals am Hafen spazieren gieng, sah ich ein malteſisches mit Hanf beladenes Schif ausladen. Ein Ritter, der die Aufsicht über die Waaren hat, welche für Rechnung des Seewesens eingebracht werden, ließ sich mit mir über viele Einzelnheiten ein: ich glaubte, daß es ein Servente wäre, allein man sagte mir, daß der Orden ihnen solche Stellen nicht anvertraute.

Man untersuchte diesen Hanf sehr sorgfältig in Gegenwart der Aufseher der Seiler- und Segelfabriken, und man schoß das Verdorbene oder die schlechten Sorten aus, welche in die Ballen eingemischt waren; diese wurden für Rechnung des Kommissionärs zurück gelegt. Dieser Hanf komt aus Bologna über Ancona; von andern Orten zieht man ihn sehr selten.

Alles Tauwerk, alle Segel, werden hier gemacht. Die leztern verfertigt man oft entweder ganz oder zum Theil aus Baumwolle; denn Segel aus diesem Stoffe gemacht, widerstehen viel besser dem schlechten Wetter, und lassen sich besser handhaben. Zuweilen ist die Kette von Hanfgarn, und der Eintrag von Baumwolle. Das Hanfgarn kostet weniger, aber hält die Nässe nicht so gut auf, und dasjenige, was die Baumwolle

theurer ist, und noch mehr, gewinnt man an der Dauer wieder. Man macht sie gröber oder feiner, nachdem die Schiffe sind. In schlechtem Wetter bedient man sich der gröbesten. Diese Segeltücher sind sehr schmal, und nur funfzehn bis achtzehn Zoll breit; die Stärke der Segel, wenn alles übrige gleich ist, vermehrt sich nach Verhältniß der Menge ihrer Nähte.

Man macht auch zu Malta und Gozzo einige gestreifte und gewürfelte baumwollen Zeuge.

Das Bauholz zieht man aus Calabrien, Apulien und überhaupt bloß von den Küsten Italiens.

Metalle bringt man aus Norden hieher; Stangeneisen, Anker und eiserne Kanonen aus Dännemark; Kupfer aus Schweden. Man hat hier eine Giesserei für metallene Kanonen. Ueberhaupt versehen alle am mitländischen Meere liegenden Länder, Malta mit dem Nöthigen, und sein Hafen wird beständig von Türken, Barbaren und allen Levantinern besucht; so wie die Malteser ihre Häfen befahren, indem sie sich einer freien Flagge bedienen, oder eine besondere Erlaubniß erhalten, die man sich auf beiden Seiten für ein gewisses Schiff, bei gewissen vortheilhaften Gelegenheiten, bewilligt, und welche von beiderseitigen Staaten anerkannt wird.

Der Hafen, welcher ungemein gut zum Handel gelegen ist, könnte ein beträchtlicher Sammelplaz desselben sein; allein die Regimentsverfassung

fassung dieses Staats ist nicht darnach eingerichtet. Ihrer ersten Stiftung nach bestimt, Kranken zu pflegen, wurden diese Hospitalbrüder Kriegsleute, und dieser Geist verträgt sich nicht sonderlich mit der Handlung; da sie alle, welche dieselbe treiben, beinahe wie Spitzbuben betrachten.

Jährlich gehen etwa zweitausend Ballen baumwollenes Garn aus, jeder etwa sechshundert Pfund schwer. Der Ausfuhrzoll, so wie der bei der Einfuhr, ist viertehalb Prozent. Dieses baumwollene Garn geht vornehmlich nach Marseille, Livorno und Barcelona. Es ist zwar schlechter, als das von Akre, allein besser, als alle übrigen Arten aus der Türkei oder Levante.

Der Ertrag der Zölle, sowohl bei der Ein- als Ausfuhr kommt dem Großmeister zu gute, und beläuft sich kaum höher als jährlich 150 bis 200,000 Livres.

Aller Zucker, Kaffee, Seidenzeug, die meisten Wollenstoffen, Leinwand und andre Zeuge kommen aus Frankreich.

Die Münze, welche am meisten Umlauf in Malta hat, ist die Kaiserlich-Königliche; der Talaris zu 5 französischen Pfunden und 13 Sous gerechnet, dessen innerer Werth aber keine 5 Pfund 2 bis 3 Sous sein soll. Jedoch giebt es Maltesische Gold- Silber- und Kupfermünzen; Thaler, (Scudi) halbe Thaler, Tarini, Grani u. s. w. Der Maltesische Tarino gilt 4 französische Sous,

und es giebt Stücke zu zwei und vier Tarini. Da der Zahlwerth dieses Geldes viel höher als sein innerer Werth ist, so hat man die Umschrift darauf geprägt: non aes, sed fides und auf der Kehrseite Neminem concutiatis.

Gegenwärtig sind die französischen Luidore hier sehr häufig: und man gewinnt darauf meistentheils. Jedoch konnte ich meine nicht anders in sicilische Onze umsetzen, als zu dem Kurs von vier und funfzig Karlinen, ob sie gleich zu Napoli sechs und funfzig gelten. Die Onze sind jezt selten, und dies macht, nebst dem Ueberfluß der Luidore den hohen Wechselpreis derselben.

Ich habe Ihnen gesagt, daß die Malteser die besten Seeleute im Mittelmeere wären; sie sind auch die besten Täucher in der Welt. Wenn ein Schiff leck wird, so verstopfen sie den Leck sehr gut, ohne das Schiff auszuladen. Sie bleiben eine Viertelstunde lang unter Wasser, gehen an der Schifsseite hin und her vom Vordertheil zum Hintertheile, und horchen, bis sie den Leck finden. Alsdann kommen sie wieder herauf, versehn sich mit allem was sie brauchen, und tauchen wieder unter, um zu arbeiten. Sie kalfatern, und nageln ein Eisenblech darüber, so gut als man es ausser dem Wasser thun könnte.

Diese Untersuchung und die Arbeit dabei kostet im Winter etwa zweihundert Livres und drei bis vier Luidor im Sommer. Wie viel größre

Unkosten

Unkosten würde man nicht haben, wenn man ausladen müßte, ehe man an den Ort seiner Bestimmung angelangt wäre. Die Schiffe, welche von Morgen nach Abend und umgekehrt fahren, und denen dies Unglück begegnet, suchen Malta zu erreichen, und sind alsdann ohne Sorgen.

Auf dieser Insel, wo es keine Berge noch Hölen giebt, wo es nicht schneiet, nicht frieret, trinkt man des Sommers, ja überhaupt fast nie anders, als mit Eis. Eine Privatperson hat allein die Freiheit, das Land damit zu versehen, und zwar zwei und dreißig Unzen zu vier Sous, nicht höher. Wenn er es daran fehlen läßt, so befrachtet und sendet man auf seine Kosten Fahrzeuge nach Aci', am Fuß des Aetna, jenseits Catania. Der festgesetzte Preis ist jährlich 70 Onze, welche der Besitzer des Theils vom Berge zieht, wo das Eis gehohlt wird.

Man verbraucht selbst ungemein viel Eis in dem Hospitale, wo man sich desselben bei der Kur vieler Krankheiten bedient. So ist das Eis in der Arzeneikunst Mode geworden, und selbst zu Napoli hat man es mit dem besten Erfolge versucht.

Das gemeine Volk, die Tagelöhner, welche täglich in der Sonnenhitze arbeiten, wie die Steinhauer und andre, sind gesund und stark, ungeachtet sie nur von Salzspeisen oder von starken Kräutern und Pflanzen, als Zwiebeln, Knoblauch, langem

Pfeffer,

Pfeffer, von Anſchowien u. d. gl. leben. Die andern trinken viel Kaffee und Schockolade; dabei trinkt man häufig und gewöhnlich ſiciliſche Weine, welche ſchwer und hitzig ſind. Man ſalzet ſelbſt das Brodt, welches übrigens ſchön, weis und wohlſchmeckend iſt.

Man hat hier keine andre Milch, als von Ziegen, und auch davon ſehr wenig; Butter giebts gar nicht. In der Küche wird nur Fett, Fleiſchbrühe und Oel gebraucht. Von dem leztern erhält man das beſte aus Frankreich, nämlich zum Salat und andern Speiſen. Das Oel zum Brennen bekömmt man entweder aus Calabrien oder aus Sicilien. In einigen guten Häuſern brennt man Talg- und Wachslichter, allein Lampen ſind gewöhnlicher.

Die beſten Häuſer haben alle franzöſiſche Köche, oder die von Franzoſen gelernt haben. Alles, was gut iſt, iſt hier franzöſiſch. Die Ritter haben dieſen Geſchmack eingeführt, und wiſſen ihm Befriedigung zu verſchaffen.

Ich habe geſagt, das Hammelfleiſch ſei hier nur mittelmäßig. Es giebt einige kleine Heerden von ziemlich großer Art, allein die Thiere ſind doch mager. Ihre Wolle iſt lang, glatt, ſchlicht und ſehr grob; auch giebt es einige aus der Barbarei mit dem Fettſchwanze.

Die Ochſen ſind ſehr groß, ungemein ſtark, haben ſehr lange Hörner, gleich denen beſten ſiciliſchen;

lischen; es giebt auch viel kleine mit kurzen Hörnern. Diese kommen von der Küste der Barbarei, besonders von Tunis und Tripoli. Sie wiegen nur fünf und funfzig bis zweihundert Pfund, dahingegen die andern wohl fünf bis sechs hundert Pfund schwer sind. Der Käse, den man am liebsten mag, ist der von Grüyere, der Roquesforter, Parmesan- oder Lodesankäse, und der aus Morea. Der einheimische ist klein, und von Schaafmilch; auch macht man, ungeachtet er recht gut schmeckt, sehr wenig davon.

Schweine giebts in Menge; sie sind länger als die Tonkiner, und kürzer, als die aus Champagne, aber viel dicklendiger, als irgend eine andere Art.

Vier maltheſiſche Familienritter, worunter die Herren Jſouard und Pouſſiergue ſind, haben in Frankreich ſtudirt, und finden nun ihr Land ſo klein gegen jenes, daß der erſte mich verſicherte, daß er keinen ſeiner Söhne nach dieſem Reiche ſchicken wollte. Was man da ſieht, die Bekanntſchaften, die man da macht, die Verbindungen, worin man tritt; die Künſte, der Luxus, die Vergnügungen, kurz, alles läßt in der Seele das Bedauren zurück, daß man ſie nicht fortſetzen, ihrer nicht genießen kann, und man wird eben dadurch deſto unglücklicher. Ich glaube, er hat Recht. Denn wie könnte man begreifen, daß dieſe Malteſer, die ſo zufrieden mit ihrem Lande, ſo anhänglich

lich an ihren dürren Boden sind, den sie mit unsäglicher Arbeit zwingen müssen, auch nur etwas hervorzubringen, ihre Insel so rühmen, sie allem in der Welt vorziehn, und sich für so vollkommen glücklich halten konnten, wenn sie es wüsten, daß es so nahe bei ihnen fruchtbare Länder giebt, wo die müssigen Einwohner in Weichlichkeit dahin leben, und die Fülle ihrer Güter genießen?

Man liebt hier die Franzosen, und nimt sie gut auf, man ist begierig, ihre Gebräuche, ihre Moden kennen zu lernen. Besonders ist das Frauenzimmer unermüdet, davon zu reden, darnach zu fragen, und ein Verlangen zu zeigen, nach Frankreich zu kommen. Ihrer Meinung nach ist Paris ein Paradies und das größte Glück des Lebens, es auch nur einmal zu sehen. Gute Seeelen! ihr wisset nicht, wie viel Elend in Paris ist! Wie die Reichen so viel Arme nach sich schleppen, die es ohne sie nicht sein würden! Wie falsch, kriechend, schwach, unterdrückt die Großen daselbst sind! Wie erniedrigt und verachtet das Volk! Bleibt in eurem Vaterlande, fahrt fort, der Welt ein Beispiel der Geduld im Arbeiten, der Zufriedenheit in mittelmäßigen Glücksumständen, der Vaterlandsliebe, der Rechtschaffenheit, der Herzlichkeit gegen die Seinigen, der Gefälligkeit gegen Fremde, und der Gerechtigkeit und Güte gegen jedermann zu geben. Alles Uebel, was ich bei euch ausgestanden habe, kam von

Sachen

Sachen her, alles Gute von Menschen; nie werde ich vergessen, wie sehr ihr mich damit überhäuft habt.

Ich komme aus der Komödie, und lasse mein Gepäcke in die Speronara tragen. Diesen Abend esse ich bei Herrn Jsouard, der an der Kai wohnt, und diese Nacht schiffe ich mich ein, und werde meinen Brief selbst bis Sirakus bringen. O Malta, warum muß ich dich verlassen! — —

Wir liefen sehr ruhig gegen Mitternacht aus dem Hafen, fuhren erstlich um die Stadt, um in den Meerbusen des Lazareths zu gelangen, und daselbst den Wind zu erwarten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber Regen und Sturm trieben uns dahin, oder empfingen uns daselbst, und es war den ganzen Tag das schrecklichste Wetter. Kaum konnte ich ein wenig aus der Speronara gehn, um frische Luft zu schöpfen.

Nachdem wir viel langweilige Zeit verlohren hatten, gingen wir die folgende Nacht um zwei Uhr wieder unter Segel. Das Wetter war heiter, der Wind schrecklich, obgleich günstig. Ein Schiff wäre vortreflich, damit fortzukommen, aber unser Fahrzeug! Maledetta sia par la Speronara e chi l'inventò. Bald bis in die Wolken empor geschleudert, erblickten wir unter uns die schrecklichsten Abgründe, in welche wir einen Augenblick darauf versanken, indem Wassergebirge über unserm Haupte hingen, und uns durch ihr

Herab-

Herabstürzen zu erschlagen droheten. Allein die großen Wellen machten uns eigentlich nicht bange, ob wir gleich ihr Spiel waren, wie die Spreu des Windes: die kleinen kurzen Wellen hingegen, welche sich an der Speronara brachen, anstatt sie zu heben, und uns ganz bedeckten, verursachten uns mehr Angst. Es fehlte wenig, so hätten sie unser Fahrzeug angefüllet und zum Sinken gebracht. Der Schiffer, welcher dasselbe nicht mehr zu regieren vermogte, mußte, zu meinem größten Leidwesen, umkehren.

Wir waren schon fünf bis sechs Meilen in See, und der Wind hatte sich ohne Zweifel umgesezt, denn wir flogen wie ein Pfeil zurück und wurden in den Meerbusen von S. Giuliano getrieben, welcher la Valetta gegen Westen, und etwa eine Seemeile davon entfernt liegt. Hier sind wir, und seit einigen Tagen ohne zu wissen, wenn wir abreisen werden. Es wird, weil wir Depeschen an Bord haben, tgälich zum Großmeister gesandt, ihm zu melden, daß wir noch nicht abgereiset sind, und warum. Ich will inzwischen, da wir gewiß heute noch nicht abfahren, einen Spaziergang aufs Land machen.

Nicht weit von hier fand ich an der Küste den Steinbruch, aus welchem ich sehr schöne Tische bei dem Großmeister gesehen hatte, und woraus bisher, bloß zur Verzierung seines Pallastes, gebrochen ist. Es ist kein Marmor, wofür man

ihn

ihn ausgab, sondern wahre agatisirte Tropfsteine (stalactites agatisées). Er liegt in Blöcken und Schichten, und die Stücke haben allerhand Gestalten, nachdem die Form der Hohlungen war, wo die Einseigerung hinein geschah. Viele Stücke sind konisch, zilindrisch, wie andre Massen, mit einer dicken harten erdichten Rinde bedeckt, inwendig agatartig und wie Onyxe gefärbt.

Diese streifigte, nadelförmig kristallisirte Materie ist noch nicht zu ihrer Vollkommenheit gelangt, und läßt sich leicht absondern. Es ist deswegen schwer, große Stücke zu poliren. Stellenweis ist sie sehr hart, dicht und oft durchsichtig; meistentheils vipernbraun, und mit Streifen, als wenn er sich schichtweise gebildet hätte. Bei dem ersten Forte zur linken vom Eingange in den Hafen von la Valetta bemerkte ich ähnliche Steine in den Felsritzen oder Spalten im Glacis nach dem Meere zu.

Am Hinterngrunde unsers Meerbusens ist eine steinerne Bildseule des heiligen Julians, die man seit langer Zeit fruchtlos angefleht hat, eine Quelle, die nicht weit davon fließt, trinkbar zu machen. Man sagte mir, sie sei so schmacklos, daß man davon nicht trinken könne; ich versuchte es, und fand das Wasser im Gegentheil salzigt, so daß sie ohne Zweifel ihren Ursprung von dem benachbarten Meerbusen hat.

An allen zugänglichen Orten liegen Forte, deren Anlegung und Unterhaltung jeden reichern Staat als unsern abschrecken würde.

Diese ganze Gegend hier herum ist voll Lusthäuser, die man mit großen Kosten erbauet hat, in einen kleinen Fleck Landes, und kleine Gärten dabei anzulegen. Sie sind mit weitläuftigen Stuffen, Terrassen, hochliegenden Plätzen, die mit Quadern belegt sind, umgeben. Zum Glück erhielten wir einen kleinen Vorrath von Granaten und Melonen; sonst habe ich nichts angetroffen. Gegen Abend legten wir in der Mitte des Meerbusens vor Anker, und schliefen ungestört und sicher. Heute, den 22sten, ist das Wetter vortreflich, allein, die ganze Nacht durch hat der Wind schrecklich geweht; er hält noch an, und das Meer gehet hoch. Wir werden nicht abreisen: und eben hat man die Speronara ans Land gezogen; eh siam da capo! Der Großmeister hat vermuthlich einige Depeschen mitzusenden; er hat dem Schiffer befohlen, wenn er heute nicht abginge, es bis auf weitern Befehl aufzuschieben; also bin ich wegen der Abreise mehr als jemals ungewiß.

Die Sonne ist heiß, brennend bei hellem Tage. Der Morgen, Abend und die Nächte sind sehr kühl; fredde direi, sçio non temessi, und ich empfinde es sehr, daß ich nicht wärmer gekleidet bin. Ich glaubte nicht, daß es hier zu Lande Winter gäbe; und ich sehe alle Welt

mit

mit Ueberröcken, wie in Frankreich, wie in Paris. Schon hat man Tuchkleider angelegt, und des Morgens hat jeder seinen Mantel darüber.

Ich streife auf dem Lande herum, schwatze, wenn ich Gelegenheit finde, welches jedoch selten ist; ich frage jeden, den ich antreffe, la lingua italiana, la sapete, la parlate voi? Fast alle geben mir ein nò zur Antwort, mit dem auch in Napoli und Sicilien so gewöhnlichen Zeichen der Verneinung, indem sie mit der verkehrten Hand unter dem Kinn vorwärts wegfahren. Unter den Bauern sprechen keine italiänisch, als die in Kriegsdiensten gewesen sind; unser Steuermann sprichts, und versteht es sehr gut; die Matrosen non ne sanno neppur la prima voce. Die Wachen in den Forten sprechen und verstehen es, und fast mit ihnen allein kann ich auf meinen Streifereien ein wenig plaudern.

Diesen Nachmittag habe ich ein bischen botanisirt, und ich kann ihnen von den wildwachsenden Pflanzen der Insel einige Nachricht geben. Ich fand unter andern Glaskraut *), Bingelkraut, Löwen-

*) Hier sind die französischen und linneischen Namen der obgenannten Kräuter, so gut ich diese zu jenen habe auffinden können. Glaskraut, *Parietaire*, Parietaria L. Bingelkraut, *Mercuriale*, Mercurialis. Löwenzahn (Mönchskopf) *Pissenlit*, Leontodon taraxacon. Zichorien von Zante, *Lampsaque ou Chicorée de Zante*. Cichoreum, vermuthlich spinosum L., welche auf Kreta und in Sicilien wächst.

Löwenzahn; Zichorien von Zante; Bibernel, allerlei grasartige Pflanzen; viele Arten von Wolfsmilch, Erdrauch, Otterkopf, Kamillen, Wegerich, Malve; Klee mit gelben und mit rothen Blumen; verschiedene Arten von Disteln, Krebsdistel, Feldkümmel, Kreuzwurz; ausser vielen andern, die ich kannte, auf deren Namen ich mich aber nicht besinnen konnte. Ferner, Wermuth, Raute und andere wohlriechende Pflanzen, und unsäglich viel Welscher Bärenklau. Man findet keine Aloe *) auf dem Felde, das Land ist zu selten dazu, und es giebt nur allzuviel Steine, um die Felder einzuhägen. In den Gärten findet man nur die vergoldete amerikanische **), und die kleine gefleckte, schäckigte und vipernartige bunte. ***)

Ich

Bibernel, *Pimpinelle*, Sanguisorba. **Wolfsmilch**, *Titimale*, Euphorbia. **Erdrauch**, *Fumeterre*, Fumaria. **Otterkopf**, *Viperine*, Echium. **Wegerich**, *Plantain*, Plantago major. **Ringelblum**, *Souci*, Calendula. **Malve**, **Roßpappel**, *Mauve*, Malva sylvestris. **Krebsdistel**, **gemeine Wegdistel**, *Chardon* ou *Artichot sauvage*, Onopordon Acanthium. **Feldkümmel**, *Serpolet*, Thymus Serpillum. **Kreuzwurz** (Grindkraut) *Senneçon*, Senecio vulgaris. **Welscher Bärenklau**, *Achante*, steht im Original vermuthlich aber *Acanthe*, Acanthus mollis, L. (E.)

*) Bekanntlich wird die große amerikanische Aloe, Agave americana, L., in Portugal und Spanien zur Einhägung der Felder gebraucht. (E.)

**) Celle qui est rubantée de jaune.

***) Cette petite espèce qui est piquetée, tachetée, mouchetée ou viperinée, steht im Original.

Ich bin in viele Häuser, Hütten und Kapellen hineingegangen, welche alle von Quadersteinen gebauet, aber nicht bewohnt sind.

Wenn das Gebäude groß ist, so giebt man ihm ein Bogengewölbe, sonst bedeckt man es mit langen gehauenen Steinen, welche auf einander liegen, die aus den Mauren hervortreten, und die man mit Kalk und Sand, oder noch besser mit Mörtel verbindet. Die Wasserbehälter werden mit italiänischer Puzzolana nachmals rauh beworfen. Holzwerk wird nur bei Wohnhäusern gebraucht, und zwar meistentheils nur zu Thüren und Fenstern, wozu man dasselbe, so theuer es auch ist, nicht entbehren kann. In der Stadt sowohl als auf der ganzen übrigen Insel ist das Hausgeräthe sehr einfach; man hat weite und große Zimmer, die leer genug sind. Die Hauptsache, worauf sie sehen, ist, daß sie an verschiedenen Seiten offen sind, und einen Durchzug haben, damit man allezeit frische Luft schöpfe, und diesen Zweck wissen sie gut zu erreichen.

Ich schreibe izt eine Seemeile jenseits des Meerbusens von S. Julian, in einer Kapelle, die auf der Anhöhe liegt, sicher vor dem schädlichen Winde, der unaufhörlich wehet, und uns keine Hofnung läßt, künftige Nacht abzureisen. Die Sonne will untergehen, die Luft wird kühl, ich eile zu meinem traurigen Aufenthalte, und darf keine Zeit verliehren, weil es in diesem Himmels-

ſtriche beinahe weder Morgen- noch Abenddämmerung giebt; der Tag erſcheint, und verſchwindet beinahe zugleich mit der Sonne. In Sicilien iſt doch etwas von Dämmerung vor und nachher. Uebrigens ſind auch die Tage gleicher, die Witterung, wo nicht täglich, doch jährlich, einförmiger, welches wol ſo gut iſt, als die Abwechſelungen dieſes Landes des Boreas.

Man folgt hier den Wegen, wenn man will; ſonſt geht man kürzer und geradezu über die Felder. Die Mauren von trocknen Steinen, die ſchlecht auf einander gehäuft und nicht hoch ſind, wirft man nieder, ſogar um die Fuhrwerke hinüber zu tragen, nachdem man die Maulthiere hinüber gebracht hat.

Auf meinem Rückwege erſchrak ich ſehr, als ich von der Anhöhe, von welcher ich die Speronara ſehen konnte, ſie nicht mehr erblickte. Sie war wirklich fort, aber ein Matroſe wartete auf mich, nachdem man mich vergeblich geſucht hatte.

Der Großmeiſter befahl dem Schiffer nach der Stadt zurückzukehren, und künftigen Montag abzuſegeln, an welchem Tage die Depeſchen gewöhnlich abgehen. Ich nahm nunmehr den Landweg, beſah das Fort Emanuel unterweges, und ließ mich über den Meerbuſen ſetzen.

Als ich in mein Wirthshaus zurückkam, sezte mich eine Sache sehr in Verwunderung. Ich fand mein Bette für mich gemacht, und meine Serviette nach meiner Art zusammengefaltet. Man wuste, wo ich war, und vermuthete, daß ich gewiß zurückkommen würde. Der Kaufman von Sedan, den ich zurückgelassen hatte, und den ich hier wiederfand, erzählte mir, daß ihm eben dies zu Marseille drei Tage nach seiner Abreise begegnet wäre, und daß man in den Seehäfen gewöhnlich einige Tage auf die Rückkunft der Reisenden zu warten pflegte.

Am Sonntage wird hier das Kapittel eröfnet; und da giebt es viel Feierlichkeiten. Ich muß mich also noch immer gedulden.

Diesen Abend kam ein Schiff von Marseille mit sehr günstigem starken Winde in dem Hafen. Auf einem solchen hätten wir in acht bis zehn Stunden nach Sirakus hinüberkommen können, aber mit der Speronara!

Ich habe vergessen, Ihnen von den Windmühlen zu erzählen, welche man auf dem Lande so häufig antrift. Sie sind kleiner, als unsre, haben sechs Flügeln, welche durch Stricke aufgespannet werden, wovon das gröſte um ihr äuserstes Ende herumgeht, und viele andre sich von demselben nach dem Mittelpunkte oder der Axe erstrecken.

Zu Malta gilt das römische Recht. Väter und Mütter können ihr Vermögen vermachen, wem sie wollen, können ihre Kinder zur Erbschaft zulassen, und ihnen ein Pflichttheil nach Belieben geben.

Alle Herren des Gerichts, welches über die Güter, die Ehre und selbst das Leben der Malteser Urtheil spricht, sind Malteser, welche der Großmeister bestätigt. Ein Ritter, welchen er dazu ernennt, hat den Vorsiz darin, aber ohne Stimme; dennoch thut sein Einfluß viel bei der Entscheidung. Der Stadtrath, oder die Universitä, besteht aus Maltesern, unter welchen ein Ritter den Vorsiz hat, wenn wichtige oder ausserordentliche Sachen entschieden werden. Dies ist die erste Instanz in allen Polizeisachen, über Maaß, Gewicht, Kaufverträge, über die Straßen u. s. w. hauptsächlich aber den Kornhandel und die Kornpolizei.

Frankreich hat in alle Geschäfte des Ordens und in seinen Handel einen wichtigen Einfluß. Sowohl deswegen, weil es unter ein und zwanzig Stimmen neun hat; (denn es sind drei französische Zungen unter den sieben des Ordens) als auch, weil eine große Anzahl Komthureien von diesen drei Zungen und der aragonischen abhängen, welche sich über die Pyrenäen erstreckt. Auch die zu den Deutschen gehörigen lothringischen und elsassischen Komthureien stehen unter

Frank-

Frankreich: woraus erhellet, daß über die Hälfte der Ordensglieder seine Unterthanen sind; so wie durch die Komthureien sowohl, als durch Erbschaften über die Hälfte der Einkünfte des Ordens aus Frankreich kommen.

Die Ritter haben das Recht, wem sie wollen, ein Fünftheil ihrer beweglichen Güter zu vermachen, und können ihr ganzes väterliches Erbtheil vergeben. So bald sie die lezte Oelung empfangen haben, werden ihre Sachen versiegelt: es giebt allenthalben Leute ad hoc; und man läßt nichts frei, als was der Kranke braucht. Dies soll mit so vieler Behutsamkeit geschehen, daß der Kranke gewöhnlich nichts davon merkt. Die vornehmsten Einkünfte des Ordens bestehen also in den Taxen von den Komthureien und den Antritt der Komthure; sonst hat er wenige Besitzungen.

Die Kreuzzüge des Ordens und der Malteser dürfen heut zu Tage nur in dem Kanal von Malta, auf den afrikanischen und italienischen Küsten, nie aber in der Levante, vorgenommen werden.

Heute den 24sten habe ich die Eröfnung des Generalkapittels gesehn, welches seit langer Zeit zusammenberufen war, und so wie man seit 140 Jahr keines gehalten hatte.

Die Ritter holten den Großmeister in seinem Palaste ab, begleiteten ihn nach der Kirche in einem königlichen Aufzuge und Gepränge. Die Geistlichkeit begleitete zu gleicher Zeit den Prior von S. Johann im Bischofsschmucke nach der Kirche. Es wurde eine hohe bischöfliche Messe mit Musik gesungen; worauf der Orden und die Geistlichkeit in Prozession nach dem Palaste gingen, wo in dem Rathssaale eine Predigt gehalten wurde. Der Großmeister saß in langer Ordenskleidung unter einem Thronhimmel, und der ganze Rath war eben so gekleidet. So wurde das Kapittel eröfnet.

Die folgenden Tage werden die sechszehn ernannt, welche das Kapittel ausmachen, und die höchste Gewalt in Händen haben. Der Großmeister und alle, welche Aemter besitzen, legen ihre Macht in allen, was den Orden angehet, nieder; denn die Regierung der Insel kommt stets dem Großmeister zu. Die Ordensfahne wird in das Rathszimmer gebracht. Während dieser Zeit dürfen vier und zwanzig Ritter, welche als Beschützer des Großmeisters angesehn werden, mit dem Degen an der Seite in den Palast des Großmeisters gehen: denn sonst trägt man ihn nie, weder in den Kapitteln, noch in den Wahlversammlungen.

Auffer

Auſſer allen Bedienungen, welche der Groß-meiſter beſezt, hat er auch ein und zwanzig Gnaden-Komthureien, einige beſſer als die andern, und alle fünf Jahr ein Priorat zu vergeben, wenn es ihm gut dünkt.

Es giebt viele Dinge, welche in den Kapitteln zu verbeſſern ſind, unter andern glauben viele Ritter, daß es eine ſehr wichtige Frage ſei, ob den Dienern die berathſchlagende Stimme, ſo wie der Zutritt zu den Wahlen und Kapitteln ſolle genommen werden. Die Malteſer würden es ſehr gerne ſehen, weil die Serventi ihnen die meiſten Bedingungen wegnehmen; wenigſtens wünſchten ſie, daß nur die Ritter Recht zur Uniform hätten.

Es verlautet auch, daß viele dahin ſtimmen werden, bloß militäriſche Grundgeſetze einzuführen, und alle Kloſtergebräuche, welche den Grund der gegenwärtigen Verfaſſung ausmachen, abzulegen. Inzwiſchen iſt der Orden eben dadurch bisher beſtanden, und beruhet darauf.

In den proteſtantiſchen Ländern, wo vor der Reformazion Komthureien waren, wie zum Exempel in Deutſchland, hat man immer eine Art von Verwandſchaft mit dem Orden beibehalten. Zu Potsdam begleitete ich einen Offizier von der Garde

des

des Königs von Preussen, der in Abwesenheit des General Lentulus, dem ich empfohlen war, so gütig war, mir alle Merkwürdigkeiten des Landes zu zeigen; dieser trug, neben einem andern Orden, noch das Malteserkreuz.

Nachdem wir die Eröfnung des Kapittels gesehen hatten, gingen wir in die Häuser verschiedner reichen spanischen und portugisischen Balleien, die sehr schön mit Karmosin-Damast u. s. w. möblirt waren. Die französischen sind nicht so geschmückt. Ich habe auch die bewafnete Fregatte, welche morgen auslaufen soll, gesehen; und wie ich eben im Begrif war, zur Komödie zu gehen, meldete man mir, daß es zur Abreise ginge. Ich habe zum zweiten und hoffentlich zum leztenmale Abschied genommen; doch ehe ich Malta ganz verlasse, muß ich noch bemerken, daß man hieraus den Monte Gibello bei hellem Wetter sehr gut sehen kann; und man erkennt an der Richtung des Rauchs, der daraus aufsteigt, was für Wind es sei. Bei seinen Ausbrüchen giebt die Flamme des Nachts einen schrecklichen Anblick, welcher durch den Wiederschein des Meers noch verstärkt wird, der durch die weite Entfernung von 160 Meilen in gerader Linie ein trauervolles Licht erhält.

Um sieben Uhr ging ich zu Schiffe, aber ich schreibe an Sie immer noch aus diesem verzweifelten

ten Meerbusen, und erwarte die Mitternacht, um über denselben zu stechen.

Vergebens drangen wir in den Schiffer, noch eher abzusegeln; es ist ein Mensch, der immer drei *rationes* hat. Die erste war, weil das Wetter sich gewöhnlich erst gegen Mitternacht entschiede; die zweite, weil man nicht vor Tages Anbruch auf der sicilischen Küste ankommen durfte, da man auf dieselbe geradezu treibt, und die vielen Klippen, mit denen sie umgeben ist, schwer zu vermeiden sind; und die dritte, weil wir von den barbarischen Seeräubern, wenn wir des Nachts durch den Kanal fahren, nichts zu befürchten haben. Dies Gesindel ist seit einiger Zeit der Schiffahrt der Neapolitaner sehr nachtheilig, und macht täglich Prisen, selbst in ihren Häfen.

Eine wichtige Klugheitsregel für die Franzosen und alle andern, die mit den Seeräubern Frieden haben, und die von ihnen auf einem feindlichen Schiffe aufgebracht werden, ist diese: ja nicht dem Schifsvolke zu sagen, daß man keine gute Prise sei. Da sie einen solchen Gefangnen mit allen seinen Sachen zurückgeben müssen, wenn ihn der Konsul der Nazion als seinen Landsmann erkennte und zurückforderte, so würden diese Schurken ihn lieber ins Meer werfen, oder wenn sie ihn mit sich nähmen, ihn tief ins Land führen, um sich seiner Güter zu bemächtigen.

Dies

Dies Verfahren wird von ihren Regierungen nicht begünstigt, noch gut geheißen; aber die Korsaren sind doch allemal Räuber, denen nichts heilig ist. Daher gehe man nur als Sklave mit, und sehe ruhig die gelegene Zeit kommen, sich zu erkennen zu geben, und ausliefern zu lassen. Nun wieder zu Schiffe, und so der Himmel will, keinen Brief an Sie anders, als von Sirakus.

Alterthümer

und

maleriſche Beſchreibungen

von

Nordſchottland.

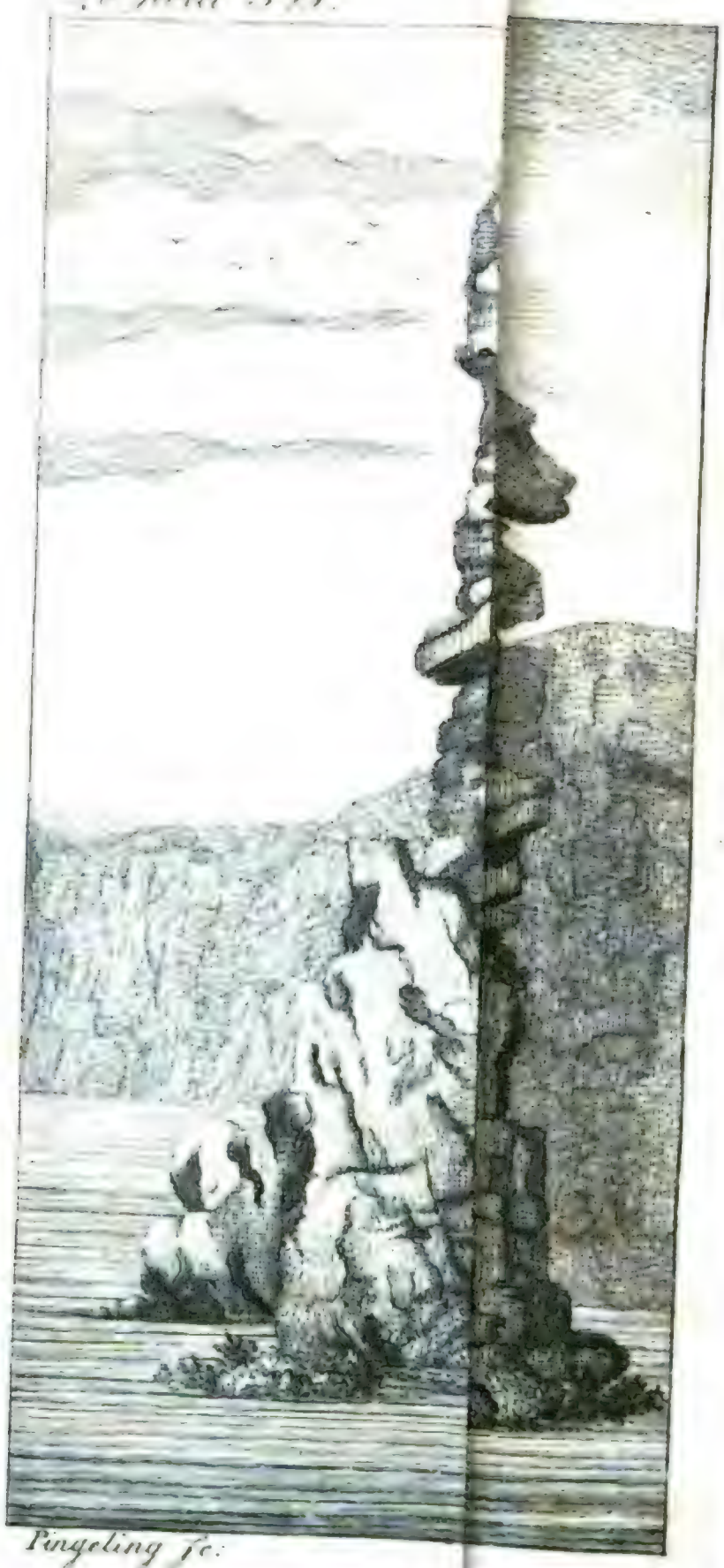
Von

Karl Cordiner

Prediger an der Andreas-Kapelle zu Bamff.

Diese Beschreibungen sind eigentlich in Gestalt von Briefen an den berühmten Naturkündiger Thomas Pennant herausgegeben, der auf seinen Reisen durch Schottland den Verfasser dazu aufforderte. Unrichtigkeiten lassen sich darin nicht leicht vermuthen, weil der Verfasser an einen Mann schrieb, der viele seiner Gegenstände selbst genau untersucht hatte. Der Uebersetzer hat diese Briefe in ein Ganzes zusammengezogen, und das blos Dichterische in den Beschreibungen da weggelassen, wo es kein helleres Licht über die Gegenstände selbst verbreitete.

Digitized by Google



Pingeling fc.

AU

Ich muß noch ehe ich meine Reiſe antrete, mit einer Beſchreibung von Duffhouſe bei Bamff, dem Sitze des Grafen von Fife, den Anfang machen. Herr Adams machte den Riß dazu. Das Gebäude an ſich iſt ſchon ſehr prachtvoll, und wird es noch weit mehr ſein, wenn erſt die Flügel und Säulengänge werden hinzugekommen ſein.

Die Karnieſe an dieſem Gebäude ruhen auf geriefelten Säulen von der korintiſchen und zuſammengeſetzten Ordnung, und die Karnieſe ſelbſt ſind mit dem ſauberſten und ſchönſten Schnizwerk verziert. Auf denſelben ſtehn ſchöne Statüen und Vaſen, die, wenn man nicht zu weit entfernt iſt, ungemein ſchön in die Augen fallen. Sonſt wird man von der Vortreflichkeit der Arbeit immer mehr überzeugt, je näher und je genauer man ſie unterſucht, und die berühmten Meiſter, welche daran arbeiteten, nahmen wahrſcheinlich einen großen Theil der Summe von vierzigtauſend Pfund weg, welche Duffhouſe bereits gekoſtet hat.

Seit Herr Pennants Reiſe ward ein hübſches und beinahe ſiebenzig Fuß langes Zimmer zur Büchersammlung beſtimmt. Es giebt auch ſchon würklich einige tauſend Bände daſelbſt, nebſt einer großen Sammlung von Kupferſtichen berühmter Männer, und einem Kabinet von römiſchen und brittiſchen Münzen.

Die Büchersammlung erstreckt sich über die ganze Breite des Gebäudes. Aus den Fenstern auf der einen Seite hat man eine vortrefliche Aussicht über die Küste, das Meer, die Stadt Bamff und die neue Brücke über den Devron, welche aus sieben Bogen besteht. Auf der andern Seite übersieht man einen großen Strich vom Lande, und die Lustgärten am Ufer des Devron.

Auf einer Anhöhe auf der Westseite des Flusses steht eine große Urne, worin Knochen, die man auf der Stelle selbst ausgrub, aufbewahrt worden. Es war hier ehemals eine Kapelle und ein Kirchhof, die zu einem der Jungfrau Maria geweihten Kloster der Karmeliter gehörten. Die Zellen und andern zu diesem Kloster gehörigen Gebäude schlossen einen anmuthigen Garten ein, der jezt einen herrlichen Obstgarten abgiebt.

Nicht weit von der Urne steht ein runder Hügel, der durch Kunst entstanden zu sein scheint, und diese Entstehung soll ein Werk der Buße sein. Sonst hieß er Colenard (Collus Leonardi), von einem Prior des Klosters, der daselbst sich an der Aussicht zu vergnügen pflegte.

Auf einem gegenüberliegenden Hügel stehn verschiedne große Steinpfeiler, die ein Stück von einem Halbkreise ausmachen, und ohne Zweifel Reste eines Druidentempels sind. Der Fluß wird bei demselben einige hundert Schritt lang durch eine mit hohen Bäumen bedeckte Insel in

zwei

zwei Arme getheilt. In der Mitte des Gehölzes auf der Insel liegt ein hübsches und anmuthiges Sommerhaus.

Ein Paar Meilen den Fluß hinauf werden die Ufer desselben felsicht und steil. Die behölzten Berge hängen mit ihrem schroffen Rücken fast senkrecht an demselben. Längst den Klippen gehn zwischen den überhängenden Bäumen einige Fußsteige bis nach den Felsen von Ara, welche ungeheuer steil sind, und den Fluß hier in ein sehr enges Bette einschließen. Zwischen beiden ist ein hoher und prächtiger Bogen aufgeführt, der in dieser wilden Gegend eine vortrefliche Wirkung hervorbringt.

Ich muß hier doch eines Insekts erwähnen, das den Lachs, der in diesen Fluß aufsteigt, zu verfolgen pflegt. Die Lachse, welche damit behaftet sind, werden faule Fische oder Kipper genannt. Sie haben eine lebhafte rothbraune Farbe, mit schönen glänzenden rothen und schwarzen Flecken. In Vergleich mit gesunden Fischen sind sie äusserst elend und mager. Der Bauch ist leer, welk und schmutzig gelb. Die Kiefen sind in der Mitte beträchtlich von einander entfernt. Am Ende des untern Kiefers war ein großer aufstehender Auswuchs. Im obern Kiefer ist ein Loch, das fast ganz, oder bei einigen so gar ganz durchgeht, und in welches der Auswuchs paßt. Die Floßfedern, Schuppen und Haut sind an manchen Stellen

ganz angefressen, und diese Stellen sehn wie faule Geschwüre aus. Die Kieme waren inwendig voller Lachswürmer. (Lerneae salmoneae L.)

Die Cruves*) im Flusse Devron sind, wenn man die Krümmungen des Flusses rechnet, ungefähr anderthalb Meilen vom Meere. An den sandichten Stellen unterhalb der Cruves, wo es noch ziemlich tief ist, leichen viele Lachse, und werfen beträchtliche Sandhügel auf, um ihr Leich zu bedecken. Die Fischer versichern, daß dabei oft heftige Gefechte vorfallen, indem die Mänchen wahrscheinlich das Leich aufzufressen, und die Weibchen es zu vertheidigen suchen. Bei diesen Hügeln bleiben sie den Winter über, bis das Leich auskömmt, wenn der Strom sie nicht fortreißt. Vermuthlich thun sie dies, um die Hügel ausbessern und ihr Leich gegen seine vielen Feinde vertheidigen zu können. Sollte vielleicht nicht die Gestalt der Kiefer, die faulen Geschwüre auf der Haut, und die Abnutzung der Floßfedern davon herrühren? und würden die Lachse, wenn sie im Meere leichten, eine bessere oder schlechtere Gestalt haben?

Linné glaubt, daß die Lachswürmer, da sie in den Kiemen der Lachse sitzen, auch im Meere leben können; allein dies ist falsch, denn man findet sie nie ausser den Flüssen, und erfahrne Fischer haben mir versichert, daß Salzwasser sie unfehlbar tödte.

Der

*) Ein Wort, welches keinem Wörterbuche, keinem Engländer oder Schottländer, so viel ich ihrer befragen konnte, bekannt war. (E.)

Der Lachs wird während seines Aufenthaltes im Meere von einem andern Insekte verfolgt, das wieder in süßem Wasser nicht leben kann, denn wenn der Lachs nur einige Stunden in Flußwasser gewesen ist, so findet man kein einziges von diesen Insekten mehr bei ihm. Linné nennt es die Fischlaus (Monoculus), allein die Art, welche man beim Lachse antrift, ist von allen, die er beschrieben hat, merklich verschieden.

Der Weg längst dem Ufer des Devron durch Strath Ava ist ungemein angenehm. Er läuft durch schön bebaute Felder, und fast überall sieht man Landsitze zwischen weitläuftigen Holzpflanzungen. Das Land wird nicht viel schlechter, wenn man in Strath Bogie kömmt. In diesem langen schlängelnden Thale ist Huntly, ein großes und blühendes Dorf, vorzüglich merkwürdig. Es liegt am Ufer des Bogie, und hat zum Theil die Menge und den Wohlstand seiner Einwohner einer Leinwandmanufaktur zu danken, die viele Leute dahin zieht.

Nahe bei dem Orte stehn die Ruinen vom Schlosse Huntly. An dem Gange, der dahin führt, findet man zwei große viereckigte Thürme, welche den Thorweg vertheidigten. Ein großer Theil des Schlosses scheint sehr alt zu sein, und ist fast ganz verfallen. Allein es giebt dabei ein neueres plumpes Gebäude, worin noch einige Zimmer mit ihren merkwürdigen Decken ziemlich

unversehrt erhalten sind. Sie sind voller Mahlereien über abgesonderte Gegenstände, worunter einige Erläuterungsverse stehn, worin die Tugenden, Laster, Neigungen und Gewerbe der Menschen in starken aber nicht sehr reizenden Bildern geschildert werden. In der Kammer, die zur Kapelle diente, sind Gleichnisse und andre biblische Gegenstände auf die nämliche Art behandelt worden.

Einige Meilen von Huntly kömmt man in einer engen Gegend des Strath (Thales) an ein altes Gebäude, welches das Schloß Garly genannt wird. Es liegt auf einem kleinen Berge und ist mit einem tiefen Graben umgeben. Es besteht aus einem viereckigten Thurme, wovon das eine Ende eingefallen ist, und starke Gewölbe im Durchschnitte zeigt. Die Familie Marechall ließ es bauen, um die benachbarten Stämme in Achtung zu erhalten. Vor drei bis vierhundert Jahren war es von ziemlicher Bedeutung.

Der Noth, ein prächtiger Berg, begrenzt das Thal an der gegenüberliegenden Seite. Er ist überhaupt mit Moos und Heide bedeckt, zwischen welchen an einigen Stellen der nackte Felsen hervorragt, der schon anfängt, herunterzufallen. Der Gipfel desselben besteht aus einem runden Hügel, der sich durch sein Grün und seine Höhe von den übrigen Bergen unterscheidet. Er wird der Gipfel von Noth (Top of Noth) genannt,

genannt, und hat die größte Aehnlichkeit mit einem feuerspeienden Berge.

Schon auf viele Meilen weit kann man den Rand sehn, der die Höhlung auf dem Gipfel, oder den sogenannten Krater einfaßt. Ich habe den Berg selbst nicht bestiegen, aber folgende Beschreibung einem Manne zu danken, der ihn sorgfältig untersuchte.

"Man zeigte mir vor einigen Jahren Stücke von verglaseten oder verkalkten Steinen von diesem Berge, und der Besitzer sagte mir, daß einige sie einem feuerspeienden Berge zuschreiben. Ich fand anfänglich kein Bedenken, sie für Steine zu erklären, die dem Brande eines Schlosses zuzuschreiben, da ich auf dem Schloßberge zu Cullen an Stellen, wo die Graslage aufgebrochen war, ähnliche Steine gefunden hatte. Allein wie ich den Gipfel von Roth bestieg, fand ich Ursache, meine Meinung zu verändern. Auf dem Gipfel des Berges ist eine längliche Oefnung, die meiner Schätzung nach ungefähr einen englischen Morgen betragen mag, und mit einer hübschen Graslage bedeckt ist. In der Mitte gegen das östlichen Ende dieser Oefnung zu ist ein großer und tiefer Brunnen befindlich. Die Oefnung selbst ist rund umher mit einer dicken Mauer von Steinen eingefaßt. Auf drei Seiten ist diese Mauer acht bis zwölf Fuß dick, und besteht aus einem festen Körper von Stein und Erzten, welche geschmolzen gewesen

sind. Das Ganze scheint einer ganz verkalkten, genauen Mischung von Stein und Eisenerzt ähnlich zu sein. Auf der Nordseite besteht die Mauer aus zerbrochenen Felsenstücken, die durch eine ausserordentliche Gewalt von einander gerissen zu sein scheinen. Wenn die dichte verkalkte Mauer überhaupt unter denselben befindlich ist, so kann man doch jezt nichts davon sehn; und meine Lage erlaubte mir es nicht, genauere Untersuchungen darüber anzustellen. Einer von meinen Bekannten, der den Berg ebenfalls besucht hatte, erklärte diese Mauer für ein Werk der Kunst, welches die benachbarten Einwohner für sich und ihr Vieh zur Sicherheit bei Kriegsgefahren aufführten. Die verkalkten Steine wären blos von den Feuern entstanden, die sie angemacht hätten. Allein ich sehe nicht ein, wie eine Mauer von solcher Dicke durch und durch blos von künstlichen oder zufälligen Feuern hat verglaset oder verkalkt werden können.

Es kann immer sein, daß Leute in Gefahr ihre Zuflucht dahin nahmen; allein ich kann mir nicht vorstellen, wie Leute auf dem Gipfel eines unfruchtbaren Berges, eine halbe Meile von der Ebene, fern von angebauten Gefilden, diese ungeheure Mauer hätten aufführen können. Daß man jedoch diese natürliche Festung genuzt habe, beweisen die Reste einer zweiten Mauer, die von losen über einander gelegten Steinen einige

hundert

hundert Schritte tiefer rund um den Berg aufgeführt worden.

Der Gipfel von Noth ist zwei Drittel herab mit grünen Rasen bedeckt, und tiefer herab wächst Heide. Dies ist also gerade das Gegentheil von andern Bergen, und das Grüne auf dem Gipfel ist daher meiner Meinung nach blos dem neuen Boden zuzuschreiben, der aus der bei dem Ausbruche ausgeworfenen Asche entstand. Die Oefnung, welche man den Brunnen nennt, ist vermuthlich der lezte Krater gewesen. Ungefähr eine Meile südwärts gegen die untern Gründe von Cabroch zu giebt es einen kleinen regelmäßigen grünen Hügel, der wahrscheinlich seine Entstehung einem spätern Ausbruche, als die benachbarten und jezt mit Heide bedeckten Hügel zu danken hat. An der Seite des Berges von Noth strömt eine ausserordentliche reichhaltige Wasserquelle hervor, welche ebenfalls die Meinung bestätigt, daß ein Vulkan ehemals dort vorhanden war, der große Höhlen und Wasserbehälter in dem Herzen des Berges verursachte.

Ueberhaupt beweist die wilde Unregelmäßigkeit in der Natur über den ganzen Cabroch, die fürchterlichen hervorragenden Felsen von den Seiten der Berge, daß die Erde ehemals großen Zerrüttungen in dieser Gegend muß ausgesezt gewesen sein. „

Spuren von alten feuerſpeienden Bergen ſind überhaupt in Schottland nicht ſelten. Auf dem Berge Finehaven findet man eine Menge Lava und Terras, und auf dem Berge von Beregonium nahe bei dem Schloſſe Dunſtaffage giebt es vielen Bimſtein und Schlacken von verſchiednen Arten, wovon viele den isländiſchen ähnlich ſind. Eben dies beweiſen die prächtigen Baſaltſäulen zu Staffa, auf der Inſel Skie, der Felſen Humbla, und die ungeheuere Lage von glasartigem Bimſtein, oder isländiſchem Agat, die auf dem Berge Dunſuin in Arran gefunden wird. Von dem Fuße des Noth geht ein angenehmer Weg längſt den Ufern des Bogie. Die Einwohner dieſes fruchtbaren Thales waren in alten Zeiten wegen ihres Muthes, ihrer Stärke und Thätigkeit ſehr berühmt.

Einige Meilen von Kildrumny liegen auf einem Berge zwei Steinbrüche; in dem einem werden Sandſteine zum Bauen, und in dem andern Mühlenſteine gebrochen. Einige von den leztern waren aus dem Steinbruche, der oben auf dem Berge iſt, mit ſolcher Gewalt über den ebenen Weg am Fuße des Berges herabgerollt, daß ſie über den Bogie, der an dieſer Seite ein hohes und ſteiles Ufer hat, hinüberſprangen, an welchem noch einige zerſtreut liegen.

Von hier aus nehmen die Berge ein öderes und traurigeres Anſehn an, und der Weg über

die

die unfruchtbare Heide wird sehr langweilig, ehe man das Schloß Kildrumy zu Gesichte bekömmt, allein der entfernte Anblick dieser prächtigen Ruinen verbannt alle Gedanken an Beschwerde. Ich kam auf dem Wege dahin über ein steinigtes Moor bei einem ziemlich hübschen zehn bis elf Fuß hohen Obelisk vorbei, und stieß auf einige unterirdische Gewölbe, deren Oefnung sich an einem mosichten Hügel befinden. Der beste Eingang war nur klein, und führte in eine lange dunkle Höhle, in welche man aber nicht ohne Mühe gelangen konnte. Das Gewölbe selbst war etwa acht Fuß breit, sechs bis sieben Fuß hoch, auf den Seiten recht gut aufgemauert, und mit großen viereckigten Steinen gedeckt.

Man kann zwölf bis funfzehn Schritt ungehindert vorwärts gehn, aber alsdann kann man nicht weiter kommen, welches mehr dem eingefallenen Schutte, als der Absicht der Erbauer beizumessen ist. Die übrigen Gewölbe sind diesem völlig ähnlich, nur läßt sich jezt schwer bestimmen, ob sie an den Enden zusammengehängt haben. Sie sollen sehr zahlreich gewesen sein, und sich weit umher erstreckt haben. Ihre alten Besitzer nahmen ihre Zuflucht dahin. Tacitus erwähnt solcher Höhlen bei den alten Deutschen, die dahin vor dem bösen Wetter und vor ihren Feinden ihre Zuflucht nahmen. Die Flüchtlinge wälzten gemeiniglich von Innen einen großen

Stein

Stein vor, der das Ansehn hatte, als wenn er von Natur dahin geworfen wäre.

Je näher man dem Schlosse Kildrumy kömmt, desto prächtiger fällt es in die Augen. Seine Festigkeit ist größer, als sie vor dem Gebrauche der Kanonen nöthig gewesen zu sein scheint; und aus der ganzen Pracht desselben kann man deutlich sehen, daß es zu einem königlichen Palaste bestimmt war.

Es liegt auf einer Anhöhe, die über ein tiefes Thal hervorragt. Die Gebäude nehmen den flachen Gipfel der Anhöhe ein. Sie machen zusammen ein Fünfeck aus, welches an den Winkeln durch starke und hohe Thürme vertheidigt wird. Der eine davon, welcher der Schneethurm genannt wird, ist noch jezt beinahe hundert und funfzig Fuß hoch. Der Hof ist inwendig geräumig und ungefähr einen Morgen groß. Eine besondre Art Säulen, und die sehr langen Fenster zeigen den Ort an, wo die Kapelle stand; allein die Verzierungen derselben, und sogar ihre Gestalt sind schon völlig verfallen.

Alle Gewölbe in einem von den Thürmen haben in der Mitte eine Oefnung, wodurch eine starke Kette ging, die bis auf den Boden reichte, und zum Aufwinden des Wassers diente. Einige alte Leute, die sich noch erinnern können, daß die Kette weggenommen wurde, erzählen, daß es unten einen Brunnen gegeben habe.

Man

Man bemerkt noch einen unterirdischen Gang aus dem Forte nach dem Flusse herab, der unten im Thale fließt. Der Eingang desselben beim Ufer ist dem Eingange der oben angeführten Gewölbe fast völlig ähnlich, allein man konnte nicht mehr in denselben kommen. Dieser Gang soll so hoch gewesen sein, daß man durch denselben bis an das Wasser reiten konnte. Ein Vortheil, der während einer Belagerung sehr wichtig sein mußte.

Es giebt viele Beispiele, welche die Wichtigkeit dieses Schlosses beweisen. Wegen seiner Lage und besondern Festigkeit nahmen oft viele adliche Familien ihre Zuflucht hieher, die sonst nur zu oft in den bürgerlichen Kriegen das Schicksal ihrer Herrn theilen mußten.

Als die Truppen des Königs Robert zu Methven geschlagen wurden, und der König sich mit dem Reste seines Heeres nordwärts zurückzog, so nahmen viele Frauenzimmer von seiner Verwandschaft ihre Zuflucht zu seinem Heere, um vor dem Feinde sicher zu sein, und scheuten nicht die Gefahren und die Beschwerden, die ihrer auf dem Marsche warteten. Allein der König befahl ihnen, ihrer größren Sicherheit wegen nach Kildrumy zu gehn, welches er für unüberwindlich hielt. 1306 entflohn seine Gemahlin und Tochter aus Furcht vor der bevorstehenden Belagerung nach der Kirche von St. Duthac zu Taine; allein

der

der Graf von Roß kehrte sich nicht an die Heiligkeit des Ortes, sondern lieferte sie den Engländern aus. Bald nachher ward es von den Grafen von Lancaster und Hereford belagert. Während dieser Belagerung wurden die Magazine von einem Osburn verräthrischer Weise in Brand gesteckt, welches die Besatzung nöthigte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Als Eduard der Dritte Schottland mit seiner Krone zu verbinden suchte, vertheidigten die Anhänger des Robert Bruce dies Schloß gegen den Feind, und beunruhigten denselben durch ihre häufigen Ausfälle, zu einer Zeit, da fast ganz Schottland in seinen Händen war.

1333 war Kildrumy eines von den wenigen Schlössern, die in den Händen der treugesinnten Schotten geblieben waren. Die ehrwürdige Christiana Bruce, eine Schwester von Robert dem Ersten, und Mutter des lezten Besitzers Donald Marre, Grafen von Marre, der das Jahr vorher in der Schlacht bei Dupplin geblieben war, hatte den Besitz davon übernommen, und seit der Zeit konnten die Engländer es nie den Schotten entreissen.

Da der Graf von Athol sich um Eduards Gunst bewarb, so glaubte er seinen Eifer durch nichts besser als die Eroberung des Schlosses Kildrumy beweisen zu können. Er belagerte es daher 1335 mit dreitausend Mann, hob aber die Bela-

Belagerung auf, als ein kleiner Haufe freiheitsliebender Schotten im Anzuge war, um diese zu zerstreuen. Allein die Besatzung that einen Ausfall auf seinen Nachtrab, wobey er mit den meisten von seinen Anhängern umkam. Von dieser Schlacht lebte der Geist der Freiheit in Schottland wieder auf, und Eduard sehnte sich nach einem anständigen Frieden mit einem Volke, das er weder durch Gewalt noch durch Ränke sich unterwürfig machen konnte.

Nachher blieb dies Schloß im Besitz der Grafen von Marre bis 1360, da König David der Zweite wegen eines Streites mit dem Grafen Thomas es wegnahm und besezte. Der Graf erhielt Erlaubnis, das Land zu verlassen, kam aber bald nachher wieder bei dem Könige in Gnaden. In der Folge kam dies Schloß durch Heirath an die edle Familie Erskine, die nachher zu Grafen von Marre ernannt wurden, und blieb ihr Hauptwohnsitz bis 1715, da die Grafschaft eingezogen ward. Kildrumy ward hierauf verlassen, und fing an zu verfallen. Der Graf von Fife hat mit vieler Mühe im Schneethurme ein Zimmer zu erhalten gesucht, worin seine Sachwalter ihre Geschäfte mit den Pächtern abthun könnten; allein die unwiderstehliche Hand der Zeit, und die immer zunehmende Schwere der Trümmer machen es unmöglich, irgend einen Theil davon zu erhalten.

Der

Der Weg von Kildrumy nach Brä-mar geht anfangs in einem engen Thale zwischen schroffen Anhöhen und öden Bergen fort, allein nach einigen Meilen kömmt man auf einen weitläuftigen Strich von gut bebaueten Feldern, die sich um das Kirchspiel Towie verbreiten, und von dort aus geht der Weg längst den anmuthigen Ufern des Don zwölf bis funfzehn Meilen lang fort. Ueberall sieht man angebaute Felder, die zu Landhäusern gehören, welche man bei den Oefnungen der Thäler zwischen den Gehölzen erblickt. Einige alte Bergschlösser gaben der Landschaft ein feierliches Ansehn.

So bald der Weg sich vom Flusse abschlägt, wird er steil und holpericht, und führt zwischen äußerst wilde und öde Berge durch. Auf deren Anhöhe bemerkte ich ein großes Grabmahl, das von dem Stolze eines Vornehmen herrührte, der es seinen Unterthanen unmöglich machen wollte, die Erde zu betreten, welche sein Haupt bedeckte.

Ich bestieg einen hohen und steilen Berg, von dessen Gipfel ich ein weites und fürchterlich tiefes Thal, eine wüste morichte Heide, und hinter dieser eine Reihe prächtiger bis an die Wolken ragender Berge erblickte. Diese Berge gehören zu den Gebirgen von Brä-mar.

Als ich einen rauhen einige Meilen langen Fußsteig in das Thal herabgestiegen war, fand ich mit vielem Vergnügen, daß der Weg auf Dee zuführte,

zuführte, dessen anmuthige Gegenden schon lange in Liedern berühmt waren. Hier sieht man ein fruchtbares Gefilde, und dort überhängende mit halb verbrannten Bäumen bedeckte Berge; hier wieder eine Hütte unter grünenden Bäumen mit ihren fröhlichen Bewohnern und Heerden, und gleich darauf hohe Berge, auf welchen schroffe Felsen und bejahrte Fichten mit einander um den Vorzug streiten. Bald gleitet der Fuß zwischen Reihen von Weiden hin, und bald stürzt er in seinem felsichten Bette gleich einem reißenden Strome hinunter. Diese abwechselnden Aussichten dauren den ganzen Weg bis nach Mar-forest fort. Am schönsten aber nimt sich der Gegensatz aus, wo man auf der einen Seite ungeheure schroffe mit Birken und Fichten bedeckte Felsen, und auf der andern die Gärten und Felder von Invercauld erblickt.

Etwas überhalb des Schlosses von Brå-mar liegt ein viereckigter Thurm auf dem Gipfel eines Felsen, der an drei Seiten von einem kleinen Fluß mit vielen Wasserfällen umgeben ist, welcher in den Dee fällt. Das Gebäude ist fast ganz verfallen. In alten Zeiten war es eine Festung und Jagdschloß der schottischen Könige.

Ueber den Fluß geht eine hübsche steinerne Brücke von einem Bogen, an deren Seite eine Maschine angebracht war, um im Winter das Eis zu zerbrechen, und den Einwohnern desto leichter Wasser zu verschaffen.

Einige Meilen weiter zur Rechten liegt ein langes schlängelndes Thal, Glen-quoich, bei welchem die Berge einen sanften Abhang haben, und ehemals mit Holz bedeckt waren. Allein 1695 ward eine Sägemühle am Eingange des Thales erbaut, und nachher alle Jahre eine solche Menge Zimmerholz verkauft, daß man jezt nur noch zerstreute Bäume zwischen den höchsten Felsen an Stellen erblicket, wohin die Arbeiter nicht kommen konnten. Im übrigen Theile des Thales scheint eine unverbesserliche Unfruchtbarkeit zu herrschen, allein wenn man genau nachsieht, so erblicket man tausende von jungen Fichten, die sich zwischen den Spalten der Felsen und unter den losen Kieseln hervordrängen. Der Fluß, der durch das Thal läuft, hat die Erde von den Felsen gespült, die sein Bette ausmachen, und an einigen Stellen gar unter den Schichten derselben seinen Weg ausgehöhlt. An diesen Stellen rollt sein helles Wasser über einen kieselichten Boden weg.

Hin und wieder werden die einander gegen über liegenden Felsen so steil, und nähern sich einander so sehr, daß der Fluß ziemlich hohe und reissende Wasserfälle zwischen ihnen macht, an welchen die schroffen Stellen der Felsen, auf denen einiges Buschwerk und Reste von morschen Stämmen zu sehn sind, einen romantischen Anblick machen.

Vier bis fünf Meilen überhalb des Schlosses Brá-mar liegt ein gothischer Thurm auf der Spitze des Felsen Craggan, bei welchem der Weg nach Dalemore unter herrlichen Bäumen am Ufer des Dee hingeht. Von dem benachbarten Berge hat man eine vortrefliche Aussicht über das ganze Thal, welches sehr geräumig ist, und durch die häufigen Krümmungen des Flusses getheilt wird. Man trift verschiedne Arten Holz darin an, und auf den ungeheuren Bergen, welche es umgeben, wachsen zwischen schroffen Felsen die schönsten Fichten hervor.

Der Fluß hat einen sanften schlängelnden Lauf, und macht bei dem Thurme viele kleine dichtbehölzte Inseln, welche nicht wenig zur Verschönerung der Landschaft beitragen. Ausserdem giebt es im Thale verschiedne Einfassungen von Bäumen, und kleine Zuschläge von Holz um das Haus und die Gärten herum. Auf den schroffen Stellen verschiedner Berge sieht man einem Thurm, einen hohen Obelisk, eine Einsidelei und einen piramidenförmigen Sitz, welche die Kunst zur Verschönerung der wilden Natur hieher gesezt hat. Am Fuße der Berge liegen entfernte Meiereien, deren Grenzen durch Hecken geschieden werden, und die mit den erhabnen Fichten auf dem Rücken der Berge einen herrlichen Gegensatz machen. Die braune Heide auf den Gipfeln mit ihren purpurrothen Blüthen hat eine sehr malerische Wirkung, in-

dem sie die schwächern Farben der blauen neblichten Berge, welche die Aussicht begränzen, in ein helleres Licht setzen. Auf diesem anmuthigen Gefilde liegt Mar-lodge, ein Jagdhaus des Grafen von Fife, mitten im Walde Mar, der einen Raum von funfzehn englischen Meilen ins Gevierte einnimmt, welcher ganz zur Weide des zahlreichen Wildpretts bestimmt ist. Da das Wild nahe bei dem Hause niemals gestört wird, so kömmt es haufenweise aus dem Dickicht hervor, geht über den grünen Anger und weidet ruhig auf dem Wege nach seiner ursprünglichen Heimath, den Gebirgen. Während der Tageshitze sieht man die Hirsche oft auf den Bergen schlafen, und des Abends gehn sie zu zwanzigen und dreißigen am Rande des Thales umher.

Alles Wild, das auf die Tafel kommt, wird viele Meilen weit von Mar-lodge geschossen. Auf den Bergen giebt es einen Ueberfluß von Rebhünern, Birkhünern, Possenreissern (dottrel) und Schneehünern, welche dem Jäger viel Vergnügen gewähren, das aber wegen des rauhen und bergichten Bodens mit vieler Beschwerde verknüpft ist.

Die ehemaligen Besitzer, die Grafen von Mar, brachten hier der Jagd wegen den ganzen August und einen Theil des Septembers zu, wobei ihr ganzes Gefolge eine einförmige Jagdkleidung trug.

Der Lin von Dee ist für jeden, der diese Gegend besieht, äusserst merkwürdig. Auf dem Wege dahin, der unter schattichten Bäumen längst dem Flusse hinläuft, liegt eine Sägemühle, wohin das Holz den Fluß hinab geflößt wird. Ungefähr drei Meilen von Mar-lodge hört man schon auf einer felsichten Glatte das Geräusch des Lin, welches ein prächtiger Wasserfall ist. Allein die schroffen Ufer des Dee nähern sich einander so sehr, daß man ihn nicht eher bemerkt, als bis einen der Staubregen erreicht, welchen der Fall verursacht.

Unter dem Schatten einer hohen Fichte ist ein ländlicher Sitz angebracht, auf welchen die moosichten alten Bäume, die über den herabstürzenden Fluß hinaushängen, das laute anhaltende Geräusch des Wassers, welches in den ausgehöhlten Felsen wiederhallt, und die schroffen mit dunklen Bäumen bedeckten Klippen auf den Bergen einen feierlichen Anblick machen. Große Stämme von Bäumen, welche man im Schaume des Wasserfalles erblicket, werden mit solcher Gewalt gegen die Felsen geworfen, daß sie in ihrem Falle ein Geräusch wie entfernter Donner machen, welcher diese Einöde noch schaudervoller macht.

Ein Paar Meilen im Glen-Dee hinauf liegt Craig-Phatrie, ein schroffer Berg, der aus zerbrochenen über einander aufgethürmten Felsenstücken besteht. Zwischen zwei hohen spitzigen Klippen, worin die Vorderseite des Berges

getheilt wird, erblicket man steile Höhen mit großen Bäumen, die aus dem nackten Felsen hervorwachsen. Zwischen diesen kömmt ein Bach herab, der sich durch die Kluft und den ganzen Berg hinab von einem Felsen auf den andern stürzt. An dem Fuße dieses Wasserfalls, dessen Höhe hundert funfzig bis hundert achtzig Fuß beträgt, liegt eine ländliche Brücke aus Rasen und abgebrochenen Bäumen, die auf einige Hütten zuführt, welche am Fuße des Felsens liegen. Die Bewohner dieser Hütten benutzen die Wiesen auf dieser Ebene, die sich bis an den Dee erstreckt. Ihre kunstlose Gestalt, und die geflochtenen Zäune um dieselben herum, tragen nicht wenig zur Verschönerung der Landschaft bei.

Weiter in den Wald hinein giebt es nahe an der Quelle des Dee noch viele prächtige Thäler. Diese würden vortrefliche romantische Einsideleien ausmachen, da sie mit fürchterlichen Abgründen umgeben sind, und felsichte Fußsteige an den Rand von unwegsamen Morästen führen. In einem ragt eine schaudervolle Höhle über das Ende eines traurigen Sees hervor. Wenn man aus Lui-leg, einem freien aber ebenfalls felsichten Thale, zur linken Hand herauskömmt, betritt man ein reizendes Thal voller natürlichen Wiesen. Ruinen verschiedner steinernen Gebäude beweisen, daß dies Thal ehemals bewohnt war, jezt liegt es aber wie die übrigen Weiden im Walde, bloß zum Nutzen

des

des Wildes. Auf den Seiten der Berge giebt es viele tausend Stämme von Bäumen, welche das Wasser zu hinab in den Dee geflößt wurden.

Von hieraus führt ein enger Fußsteig, der sich zwischen Bäumen hindurch schlängelt, in das wilde und malerische Thal Derry. Das Thal ist vollkommen mit Reihen von felsichten Bergen eingeschlossen, die längst den Seiten desselben fortlaufen und am Ende zusammenstossen. Das Thal selbst besteht aus einer ziemlichen Ebene von einigen Meilen. Der Abhang der Berge sieht ungemein wild aus, da der Wald auf demselben vor Zeiten abgebrannt ist. Einige der schönsten Bäume stehn noch mit ihren bloßen versengten Zweigen da. Eine Menge kleiner Bäche stürzt sich vor den Bergen über zum Theil ziemlich hohe Felsen herab, und vereinigen sich im Grunde des Thales in einen ansehnlichen Fluß, der sich unter dem Schatten der Bäume durchschlängelt, welche dem Brande entgingen.

Wenn man durch den Wald reist, stößt einem das ehrwürdige Ansehn der ältesten Bäume vorzüglich auf. Einige stehn in einsamer Würde auf den Anhöhen vom Walde entfernt; andre liegen vom Sturme niedergeworfen auf eine Strecke von siebenzig Fuß, und machen mit den Erdhaufen, die ihre ungeheure Wurzeln mit sich herausrissen, in der Entfernung einen Anblick als Haufen von Ruinen. Es verdirbt hier viel schönes Holz, da

Bäume von vier Fuß im Durchschnitte zwischen Felsen und Hohlwege gefallen sind, wohin kein Fuhrwerk kommen kann. Andre fangen an, auf dem Stamme zu rotten, und die Holzknechte haben die Hohlungen darinn durch Feuer und andere Mittel so sehr erweitert, daß sie Schutz vor Wind und Regen darinn finden können. Die Bäume scheinen darunter gar nicht zu leiden, sondern breiten ihre Zweige oben so frisch aus, als wenn der Stamm unversehrt wäre.

Eine große Fichte zog vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Zweige von ungeheurer Größe hatten sich auf eine sonderbare Art gedreht, und schienen unter ihrer Schwere zu sinken. Einer davon war bis auf den Boden herabgesunken, und hatte Wurzeln geschlagen, aus welchen ein neuer Stamm aufschoß. Vielleicht hatte aber dieser Zweig durch die neue Nahrung an Stärke und Schwungkraft zugenommen, oder der Stamm selbst war durch irgend eine Ursache so heftig erschüttert, daß die großen neuen Wurzeln ausgerissen wurden, und jezt mit einer Menge aus ihnen hervorgeschossenen Zweigen in freier Luft hängen.

Da ein Theil der Wälder im Glen-Lui ganz verfallen ist, so sind Reihen von großen Bäumen, die lange auf der Erde lagen, ganz mit Moos bedeckt. Ihre verfaulten Blätter und Zweige machen den jetzigen Boden aus, der aus Dammerde besteht, und befördern die Fäulniß der Stämme

noch

noch mehr. An einigen Stellen, wo das Wasser sich zwischen den Bäumen stauen konnte, ist ein unwegbarer Morast entstanden. An andern hingegen ist das Holz noch fest, daß man sicher und trocken darüber weggehn kann, nur muß man sich vor der unsichern Heide zwischen den Stämmen in Acht nehmen. Bei einigen Bäumen kann man an dem einem Ende Torf stechen, und das andere zu gutem Bauholze absägen.

Viele Felsen sind mit einer Art Kraut bedeckt, welches zum Rothfärben gesammlet wird.*)

Auf dem Gipfel eines benachbarten Berges giebt es Spuren einer starken Verschanzung, welche die Cummins im vierzehnten Jahrhundert, da ihre Familie sich gerade in einer gefährlichen Lage befand, inne hatten. König Robert Bruce war geschlagen und mußte in die Gebirge fliehn, wo er ziemlich lange verweilte, bis er seine Macht wieder so sehr verstärkt hatte, daß er seinen Feinden entgegen gehn konnte. Die Cummins verschanzten sich auf diesem Berge, um sich ihm desto besser widersetzen zu können, allein sie wurden von Robert überwunden, der mit dieser Schlacht die Laufbahn der Siege eröfnete, womit er seine Familie auf dem schottischen Throne bevestigte.

*) Dies ist vermuthlich Lichen omphalodes L., welche die Hochländer Corcar nennen, und zum Rothfärben brauchen. S. Pennants Reisen durch Schottland, 2ter Theil, S. 343. der Uebersetzung. (E.)

Er hatte sein Lager auf einem nahe liegenden Felde, das noch Brucens Park genannt wird. In dem Gebüsche mitten in dem Gehölze auf denselben ist noch ein kreisförmiger Graben und Wall, hinter welchem das königliche Zelt aufgeschlagen war.

Zu Pananach-lodge, einem weitläuftigen Gebäude, das ungefähr einige Meilen von diesen Gebirgen und den Felsen und Paß von Bollitir gegen über liegt, giebt es einen Gesundbrunnen und Bäder, die schon häufig von Kranken besucht werden. Das Gebäude selbst enthält eine Menge Schlafzimmer und ein geräumiges öffentliches Zimmer, die zur Bequemlichkeit der Brunnengäste bestimmt sind. Ziegenmolken kann man dort auch vortreflich bekommen.

Das Schloß Dunadeer, welches einige Meilen davon entfernt liegt, kann man wegen seiner Lage auf dem Gipfel eines hohen Berges in einer großen Entfernung sehn.

Lesly, Bischof von Roß, dessen schottische Geschichte zu Rom im funfzehnten Jahrhundert gedruckt ward, sagt, daß dieser Berg Dun d'ore, oder der goldne Berg genannt ward, weil man Gold darauf fände. Die Zähne der Schafe, welche darauf weideten, bekämen das Ansehn, als wenn sie mit Gold überlegt wären, und ein großer Kreis von Steinen auf dem Berge gäbe einen metallenen Schall von sich. Dieser Kreis

sollte

sollte zu einem Götzentempel gehört haben; allein ohne Zweifel waren es druidische Steine, und die Fabel von dem metallenen Schalle ward vermuthlich blos erdacht, um dem Orte mehr Feierlichkeit zu geben. Der gemeine Mann glaubt noch, daß man durch gewisse Zerimonien bei Sonnenaufgange machen kann, daß die Sträuche auf dem Theile des Berges, welcher den meisten Ueberfluß an Gold hat, ein goldenes Ansehn annehmen. Dies leztere ist, wie jeder einsieht, eine ganz gewöhnliche natürliche Erscheinung.

Die Ruinen des Schlosses sind eben nicht beträchtlich. Es bestand aus einem doppelten Hof von Gebäuden. Einige Morgen Land waren mit einem plumpen Walle und breiten Graben umgeben. Man sagt, daß es ein Palast Gregorius des Großen gewesen sei, der vor ohngefähr neunhundert Jahren starb. Die Ruhe und Sicherheit auf dem so stark befestigten Gipfel dieses entfernten Berges bewogen ihn, Dunadeer zu seinem Aufenthalte in den lezten Tagen seines Lebens zu machen. Er soll auch wirklich sein Junggesellenleben hier beschlossen haben, und mit vieler Pracht nach Jona gebracht worden sein, um bei den andern Königen, die diese geweihte Insel zu ihrem Grabe wählten, in heiliger Erde zu schlafen.

Wenn man genaue Nachrichten von diesen alten Schlössern hätte, so könnte man sie in einigen Stücken wie alte Münzen zur Ergänzung der

Geschichte

Geschichte brauchen. Allein ich glaube, daß die Ruinen von Dunadeer weit neuer sind, als aus Gregors Zeiten; wenigstens findet man in der Bauart derselben so viel ähnliches mit der Abtei Deer, die 1218 gebaut wurde, daß man gewiß überzeugt sein kann, daß die Baumeister von beiden in einem Jahrhunderte lebten.

Auf dem Wege von Dunadeer trift man ziemlich gut angebautes Land an, allein die Berge zwischen denselben sind sehr schroff und felsicht. Auf verschiednen Anhöhen bemerkte ich große aufgerichtete Steine, unter welchen ein Paar mit Inschriften waren. Der Jungfernstein auf dem Berge Benachie, dessen Herr Gordon erwähnt, ist künstlich ausgehauen. Die Verzierungen stehn schön vor, allein die hieroglyphischen Figuren waren mir nicht deutlicher, als sie in dem Itinerarium septentrionale erklärt worden. *)

Sonst findet man auch noch viele Druidenkreise auf diesen Bergen. In einem davon liegt die Kirche von Benachie, welches überhaupt in Schottland nicht selten ist, wobei die Stifter vermuthlich die Absicht hatten, den Heiden die christliche Religion desto angenehmer zu machen, da sie die Kirchen auf Stellen bauten, wo sie ihren ehemahligen Gottesdienst ausübten. Die Druidentempel wurden in der hochländischen Sprache Clachan genannt, und daher heißt bei den Hochländern

*) S. Boet. libr. XX. p. 162. tab. LIX.

ländern nach den Clachan gehn, noch jezt eben so viel, als in die Kirche gehn.

Bei alten Meldrum, einem ziemlich großen Dorfe, welches nordwärts von der Poſtſtraße nach Aberdeen zu liegt, fängt die Gegend an, ebener zu werden, hat aber ſonſt auf einem Striche von zwanzig Meilen bis an die Küſte nichts merkwürdiges. Die braunen mit Heide bedeckten Hügel zeigen das Grün in den Thälern und auf den angebauten Feldern in einem ſchönern Lichte. An einigen Stellen bei alten Schlöſſern und Landſitzen iſt die Gegend zugleich angenehm und romantiſch. Die Ufer der Flüſſe ſind beholzt, erhaben und felſicht.

Ich erblickte das Meer zuerſt beim Schloſſe Slains. Der folgende Morgen war ſo heiter, daß ich unter den ungeheuren Felſen an der Wieſe, unter welchen der Dunby vorzüglich hervorragt, mit Vergnügen umherfahren konnte. Viele andre ungeheure Felſen ragen aus der Tiefe hervor, und machen verſchiedene Irrgänge, zwiſchen welchen die Ausſicht auf die herrlichſte Art abwechſelt.

Die Buller von Buchan machen vom Meere aus einen unvergleichlichen Anblick. Wenn man ſich ihnen nähert, erblickt man anfänglich zwei fürchterliche Felſen. Wir ſegelten zwiſchen ihnen durch, und kamen unter dem Schatten zweyer ungeheuren Klüfte, an die Oefnung der Höhle. Das

Gewölbe

Gewölbe ist an den niedrigsten Stellen dreißig bis vierzig Fuß hoch, und dabei doch so lang, daß es am Ende ziemlich dunkel wird. Die Ruhe des Wassers, und die schattigte Dunkelheit geben dieser unterirdischen Durchfahrt ein sehr feierliches Ansehn. Innerhalb der Höhle ist das Felsenamphitheater ungemein prächtig und bewundernswürdig. Man erblickt die Wolken und den Himmel durch eine freie Oefnung in einem weiten Raume, die mit den von einigen hundert Ellen hohen unbesteiglichen und an einigen Stellen überhängenden Felsen eingeschlossen ist. Auf der einen Seite ist eine tiefe und fürchterliche Höhle, in welche die See weit hineintritt. Auf der andern eine schräge Bank von flachen Steinen unter einen hohen Bogen des vorragenden Felsens, wo die Gesellschaften, welche hieher kommen, gewöhnlich aussteigen und speisen.

Verschiedne Meilen längst der Küste bleiben die Felsenhaufen ausserordentlich wild und seltsam. Wir segelten oft unten durch die Felsen unter fürchterlich hohen gewölbten Pyramiden durch.

Auf einem hohen Vorgebirge liegen zwischen zwei ungeheuren Schatten in dem Abgrunde die Reste des alten Schlosses Psoddom. Einige alte Stücke liegen auf der Plattform ausser demselben fast versunken. Die letzten Besitzer desselben hiessen Keith, und gehörten zu einem entfernten Zweige der Familie Marechal.

Von

Von hier aus liegt eine Meile seeeinwärts ein großer Felsen, der Crag Foreland genannt wird, und wegen seines schrägen Abhanges leicht zu besteigen ist. Es giebt weder Erde noch Grün darauf, sondern einige große flache Stellen, wo sich Seevögel aufhalten. Von dem Gipfel hat man eine weite Aussicht über die Klippen längst der Küste bis an das Schloß Slains, und nordwärts über die Stadt und den Hafen Peterhead.

Die Küste wird hier flach, und macht einen geräumigen Meerbusen, in welchen die größten Schiffe vor allen Winden, den Ostwind ausgenommen, sicher liegen können. Da dies Vorgebirge ein ziemlich allgemeiner Sammelplatz für Schiffe ist, so wird jetzt ein großer Steindamm so weit hinausgeführt, daß die Schiffe hinter demselben vor dem Südostwinde sicher liegen können. Sichere und bequeme Hafen sind auf der Ostküste von Schottland ihrer Seltenheit wegen äusserst wichtig. Der gegenwärtige ist großer Verbesserungen fähig, und seine natürlichen Vorzüge sind so ansehnlich, daß die Kunst ihn zu einem für die ganze Nazion sehr nüzlichen Hafen machen kann. Da er auf der östlichsten Spitze von ganz Schottland liegt, so nähern sich die Schiffe von Hudsonsbay, Grönland, Norwegen und der Ostsee, hier dem Lande, und gehn bei widrigem Winde auf der Rhede vor Anker. Oft kommen an einem Tage zwölf bis zwanzig zusammen. Man hat jetzt einen

großen

großen Entwurf angefangen, diesen Hafen vollkommen zu machen. Ein großer Kanal, der auf der Ostseite durch zwei Inseln und eine Felsenkette gedeckt ist, soll ausgetieft und durch Steindämme gesichert werden, so daß Schiffe von der innern Seite des Vorgebirges aus nach Süden oder Norden auslaufen können. Der jetzige Hafen wird bei der Fluth zwanzig Fuß tief, daß eine Kriegsschaluppe in denselben wird einlaufen können. Allein der Fond zu diesem patriotischen Entwurf ist dem Eifer der Unternehmer keinesweges angemessen, wenn ihnen nicht das Publikum auf eine sehr thätige Art zu Hülfe kömmt. Vielleicht wird ohne Hülfe der Regierung dies Werk nie zu Stande kommen. Sie haben fast alle ihre Quellen mit den wenigen tausend Pfund erschöpft, die bisher darauf gewandt worden sind *).

In seinem gegenwärtigen Zustande kann der Hafen vierzig bis funfzig Schiffe halten, die auf zwölf Faden Tiefe sicher vor Anker liegen.

Der größte Vortheil bei Vertiefung des Hafens würde darin bestehn, daß die Schiffe bei halber Fluth würden treiben, und nordwärts durch den Kanal auslaufen können. Die beständig aus- und ein-

*) Die vornehmsten Einwohner haben seit meiner Reise wirklich durch die benachbarten Parlamentsglieder Lord North eine Bittschrift überreichen lassen, und eine Anweisung von der Schatzkammer erlangt, jährlich fünf hundert Pfund auf sieben Jahre aus den eingezogenen Gütern dazu einzuheben.

einlaufenden Schiffe machen einen angenehmen Anblick. Auf der Höhe dieses Hafens machten die französischen Kaper viele Prisen, und daher ward Komodore Boys mit einem Geschwader eine Zeitlang dahin geschickt, um sie zu zerstreuen.

Dem Orte selbst gehören zehn bis zwölf Fahrzeuge von funfzig bis zweihundert Tonnen, womit die Einwohner nach der Ostsee, nach Norwegen, Holland, England u. s. w. fahren. Zuweilen werden in einem Jahre ungefähr zehn tausend Boll Getraide, Malz und Mehl ausgeführt. Die Manufakturen nehmen zu, und es wird hier Zwirn gemacht, der in London sehr geschäzt wird. Seit kurzem ist eine weitläuftige Wollenmanufactur angelegt worden, und soll sich in einem blühenden Zustande befinden.

Es giebt hier eine ausserordentliche Menge Fische. Die Kabbeljau und Lengfischerei beschäftigt vorzüglich eine Menge Menschen. Ausser dem, was täglich in der Stadt und auf dem Lande verzehrt wird, werden große Haufen auf den Felsen getrocknet, und weit verschickt. Ungefähr fünfhundert Barrel werden jährlich eingesalzen nach London geschickt und mit dreissig bis vierzig Schilling das Barrel bezahlt.

Eine Gesellschaft rüstete vor einiger Zeit einige Fahrzeuge zum Kabbeljau und Lengfange auf den Sandbänken beim Vorgebürge Barra zwischen den westlichen Inseln aus, und scheint sich einen guten

Erfolg davon versprechen zu dürfen. Die Ladungen zweier Fahrzeuge brachten tausend Pfund ein. Der Lachsfang im Ugin, einem kleinen Flusse, der in einen sandichten Meerbusen nordwärts vom Vorgebürge fällt, liefert bei guten Jahren fünfhundert Barrel.

Ungefähr funfzig Tonnen Kelp, die beinahe zweitausend Pfund wehrt sein können, werden jährlich von hier nach Newcastle geschickt. Die Felsen, welche bei der Ebbe trocken werden, sind mit einer grossen Menge Seegras bedeckt. Dies wird abgeschnitten, auf den Strand geschleppt und getrocknet. Darauf gräbt man ein drei bis vier Fuß weites Loch in die Erde, legt eine Reihe Steine um den Rand desselben, und das Seegras über sie, welches auf dem innern Ende angesteckt wird. Von diesem Seegrase werden immer neue Haufen aufgeworfen, so daß das Feuer im Mittelpunkt beständig fortbrennt, und eine Feuchtigkeit wie geschmolzenes Metall in die Grube tröpfelt. Wenn die Grube voll ist, welches gewöhnlich vor Einbruch der Nacht geschieht, und nachdem alle Unreinigkeiten weggeschaft sind, wird der Kelp mit eisernen Rechen beständig umgerührt, bis er eine einförmige Dicke erlangt hat. Wenn der Kelp kalt ist, so macht er eine schwere, dunkelgraue laugensalzige Substanz aus, die auf dem Glashause zum zweitenmale verglaset wird.

Ein Gesundbrunnen, dessen Kräfte mit Recht wie ich glaube schon lange berühmt waren, macht den Ort in den Sommermonathen sehr lebhaft. In Nervenkrankheiten bedient man sich auch hier des Badens im Seewasser mit vortreflichem Erfolge. Wegen der freien Lage des Ortes auf einer Halbinsel wird die Luft hier für vorzüglich rein und gesund gehalten. Selbst die Nebel, die von der See aufsteigen, sollen zur Beförderung der Gesundheit dienen.

Einige Meilen landeinwärts von Peterhead liegt das Schloß Inverugie, der ehemalige Sitz des Grafen Marechal. Es ist ein großes hohes Gebäude und liegt an dem steilen Ufer des Flusses. Zwei sehr hohe runde Thürme fassen die Vorderseite ein, und geben noch in ihrem jetzigen verfallenen Zustande dem Schlosse ein prächtiges Ansehn. Weitläuftige Reihen von ehrwürdigen Bäumen, welche die naheliegenden Gärten einschliessen, vermehren den Eindruck, welchen die Ruinen auf den Reisenden machen.

Dieß Schloß des Lord Marechal hatte einerlei Schicksal mit vielen andern Schlössern, da sein Besitzer im Jahre 1715 wegen der Rebellion das Land verlassen mußte.

Einer von dieser Familie soll Buchannan so sehr beleidigt haben, daß dieser aus Rache deswegen so viel es ihm möglich war, die kriegerischen

Thaten dieſer Famille in ſeiner Geſchichte mit Stillſchweigen übergieng.

Camus, der Feldherr der Dänen, zu deſſen Andenken bei ſeiner Niederlage das Monument zu Panbride errichtet ward, fiel durch die Hand eines Grafen Marechal, die dadurch den Namen Keith eben ſo berühmt machte, als es der Nahme Hay bei einer ähnlichen Gelegenheit geworden war.

Der letzte Graf ward in ſeiner Verbannung vom Könige von Preuſſen ſehr gnädig aufgenommen, und bekam von ihm die Statthalterſchaft zu Neufchatel. Auf Vorbitte des Königs ward er von der engliſchen Regierung begnadigt, und kam auf eine Zeitlang nach Schottland. Allein auf ein eigenhändiges Schreiben des Königs kehrte er nach Preuſſen zurück, wo er auch ſein Leben beſchloß.

Als er ſich zu Peterhead aufhielt, ſchickte er ſeinen Sekretär nach Inverugie, um den Zuſtand dieſes Schloſſes zu unterſuchen. Er ſelbſt reiſte nicht hin, weil es ihm vielleicht zu ſchmerzhaft geweſen ſein würde, ſeinen ehemals glänzenden Aufenthalt wüſte und verfallen zu ſehn.

Eine oder zwei Meilen weiter den Ugie hinauf liegt ein großes altes Gebäude mit einem Thurme, deſſen Mauren auſſerordentlich dick und rund umher befeſtigt ſind. In alten Zeiten muß dies eine beträchtliche Feſtung geweſen ſein, welche den Cheyns, eine Familie, von welcher faſt bloß

der

der Name übrig ist, zulezt gehört haben soll. Seit undenklichen Jahren wurden diese Ruinen, der alte Felsen (old crag) oder das Rabenschloß genannt. Von dem Erbauer habe ich nicht die geringsten Nachrichten einziehn können.

Hier liegen sonst noch am Ufer des nämlichen Flusses Reste einer alten Abtei. Die Gestalt des Kreuzes, worin sie gebaut war, kann man noch heraus bringen. Die meisten Thüren und Fenster haben große runde Bogen, aber sonst sind gar keine Spuren von Bilderei, oder auch nur einmahl von vorstehenden Steinen daran zu finden, sondern das ganze Werk ist völlig eben. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunders widmete Cummin, Graf von Buchan, eine beträchtliche Strecke Land zu dieser Abtei, und räumte sie einigen Zisterziensern von Kinloß ein, die auch 1218 Besitz davon nahmen.

Der lezte Abt des Klosters war ein Bruder eines Lord Marechals. Es war ein Mann von Einsichten und vorzüglichen exemplarischen Wandel, und starb 1551 zu Paris.

Es liegen auf Anhöhen hier in der Gegend eine Menge hoher Steine, wovon die meisten gewiß zu Druidentempeln gehört haben. Einige, die einzeln stehen, scheinen fast das Ansehn von Monumenten zu haben. Auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei dem Dorfe Oldeer, giebt es noch einen Druidenkreis, der ziemlich unversehrt ist.

Die drei Steine, woraus der Altar bestand, sind von ungeheurer Grösse. Nahe dabei giebt es Spuren von Zellen, welche der gemeine Mann Piktenhäuser nennt, die aber vermuthlich Wohnungen der Druiden abgaben.

Vom Vorgebirge Trouphead hat man eine prächtige Aussicht auf beiden Seiten über eine fürchterliche Küste. Bald hängen steile über dreihundert Fuß hohe Felsen über das Meer hinaus; bald erheben sich abgesonderte Klippen aus der Tiefe, wie verfallene alte Thürme hervor, und wieder andere Stellen bilden sich ungeheure Amphitheater von unersteiglichen Felsen. Das Vorgebirge selbst ruht an einer Stelle auf einem verhältnißmässigen ungeheuren Pfeiler, der unten mit Wasser umgeben ist, und oben dehnt es sich so weit aus, daß es überall über denselben herüber hängt. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von oben auf die fürchterlichen Klippen herabsieht, in welche sich das Vordertheil des Vorgebürges getheilt hat. Die Höhe der Felsenbänken in der Luft, worauf die Seemeven ihre Nester bauen, die dunkle fürchterliche Höhle unter denselben, in welchen verschiedne Seevögel ihren ungestörten Aufenthalt haben; die sonderbare Gestalt der ungeheuren Felsen und Abgründe, vereinigen sich, um die ursprüngliche Pracht der Werke der Schöpfung einem Auge, das daran Vergnügen finden kann, in ein glänzendes Licht zu setzen.

Ein

Ein groſses Gewölbe geht ganz durch eine Spitze des Vorgebirges. Der Eingang desſelben iſt blos eine Spalte in der Maſſe des Felſen, und führt in eine dunkle enge Höhle, die anfangs ſchroff iſt, aber ſich allmählig in eine ſchöne gewölbte Decke ausdehnt, und ſich mit einer geräumigen Kuppel endigt, die nach der See zu offen iſt. Verſchiedne andre Höhlen auf dieſer Küſte laufen tief unter der Erde hin. Einige wenden ſich nach verſchiednen Krümmungen unter dem Felſen mit verſchiednen Gängen nach dem Ufer zurück. Dieſe werden viel von Schwalben und Felſentauben beſucht, und die, wohin man am wenigſten kommen kann, verſchaffen ſchwarzen Waſſerhühnern (coots) und Seeraben einen ſichern Aufenthalt.

Unter den Klippen von Melroſs giebt es zwiſchen den niedern Felſen, die in die See hinauslaufen, einen guten Schieferbruch, und zu Pennin einen Steinbruch, deſſen Steine ſo hart ſind, daſs man ſie zu Mühlſteinen brauchen kann. Die Fuſsſteige dahin laufen längſt den Abgründen fort, und ſind ſo fürchterlich, daſs keiner auf denſelben zu gehn wagen wird, der ſich nicht bei Zeiten daran gewöhnt hat.

Einige Seearme dringen ziemlich weit in das Land hinein, und machen tiefe felſichte Thäler, in welche ſich kleine Bäche von den Bergen ergieſſen, die auf ihrem Laufe in ihren tief ausge-

spülten Betten ein lautes Geräusch und verschiedne anmuthige Wasserfälle machen. Am Ende einer kleinen Bucht ist eine merkwürdige, breite durchgehöhlte Piramide, durch welche bey der Flut ein Boot segeln kann. Bey der Ebbe kann man auf den Bänken unter dem Bogen umher gehn.

Auf dem Wege von der Abtei Deer kam ich bei einem hohen aber nicht steilen Berge Nonnan vorbei, an welchem gewöhnlich die Schiffe aus der Ostsee das Land zuerst entdecken. Man hat von demselben eine vortrefliche Aussicht über die Ebene bis an die Küste, welche etwa zwölf englische Meilen breit, und ein fruchtbares Kornland ist, auf welchen man verschiedne Landhäuser gewahr wird. Auf einer moorichten Ebene gegen Norden giebt es verschiedene lockre Steinhaufen, welche die Carns von Memsie genannt werden. Drei davon sind sehr groß, indem jeder über zweihundert Fuß im Umkreise hat, und zwölf bis funfzehn Fuß hoch ist. Eine davon nahm man vor kurzen auf, fand aber weder Urnen noch Steinsänge, sondern bloß einige Menschenknochen in der Erde unter demselben. Viele von den Steinen in der Mitte des geöfneten Carns sind fast ganz verglaset. Die kleinen Carns sind unordentlich auf der Ebene umher zerstreut, und kommen den Pächtern bey Anlegung ihrer Schläge sehr zu statten.

Auf

Auf dem Wege nach der Küste sah ich fünf bis sechs Meilen von hier auf einem hohen Felsen, der eine Halbinsel macht, die Reste des Schlosses Dundarg, welches im vierzehnten Jahrhundert sehr fest war. Man sieht auf den Gipfel des Felsen noch Spuren von einem grossen Hofe von Gebäuden, wovon aber nichts unversehrt geblieben ist, als ein großes gewölbtes Thor, welches den Eingang zum Schlosse deckte. Auf der Landzunge, welche es mit dem festen Lande verband, sind ein dreifacher Graben, und Wälle von beträchtlicher Dicke aufgeführt, allein ich kann nicht bestimmen, ob die als Aussenwerke der Vestung oder als Einschliessungslinien gegen dieselbe anzusehn sind. Buchannan erwähnt einer Belagerung, die es 1334 ausstehn mußte.

Heinrich Lord Beaumont eroberte eine ziemliche Strecke Landes in dieser Gegend, besetzte Dundarg, als seinen vornehmsten Aufenthalt, und nahm den Titel eines Grafen von Buchan an, worin er auch von Baliol, dem namentlichen Könige unterstützt ward.

Alexander de Moubray, ein mächtiger Mann, machte Beaumont sein Recht auf diese Besitzungen streitig, und da Murray, der Regent von Schottland, ihn unterstützte, wagte er es, ihn in Dundarg zu belagern. Beaumont, der auf keinen Entsatz hoffen konnte, ergab sich unter der Bedingung, sich nach England begeben zu dürfen.

Einige Meilen landeinwärts sah ich die Ruinen eines stark gewölbten länglichten Gebäudes, das Wallaens Thurm genannt wird, der ausser seinem Namen eben nichts merkwürdiges hat. Am Ende des dreizehnten Jahrhundertes ward Wallace zum Protektor von den Ständen von Schottland erwählt, und alle Geschichtschreiber kommen darin überein, daß er einer der tapfersten Krieger im ganzen Volke war. Er entriß Eduards Heer viele Festungen, und suchte den Geist der Freiheit bei den Schotten wieder anzufachen; allein, allen seinen Bemühungen ungeachtet fanden es seine Landsleute für rathsamer, einen leichtern Weg zur Sicherheit zu suchen, und sich dem König von England zu unterwerfen. Wenn dieser Thurm also diesem berühmten Krieger wirklich gehört, so muß er über fünfhundert Jahr alt seyn.

Cullenhouse, bei der kleinen Stadt Cullen, hat eine romantische Lage an dem Rande eines felsichten Abgrundes. Es führt ein prächtiger Bogen über den Eingang des Thales nach den Lustgarten auf dem gegenüberliegenden Berge. Das Thal schlängelt sich viele Meilen weit das Land hinauf und ist voller Holz. Längst dem Bache sind reizende Spatziergänge ausgehauen, und die Ufer des Baches selbst sind oft steil, felsicht und malerisch.

In Cullenhouse ist die Büchersamlung schön und groß, indem sie aus einigen tausend der kostbarsten Bücher besteht.

Auf

Auf einem kreisförmigen Berge gegen demſelben über ſind Spuren eines Fortes befindlich, welches vermuthlich den Dänen gehörte, die in dieſem Winkel des Meerbuſens einen Landungsplatz hatten. Die Wälle, deren es drei Reihen am Abhange des Berges giebt, ſind von der Zeit noch nicht ganz zerſtört. Unter dem Schutt der Gebäude auf dem Gipfel giebt es viele verbrannte Steine und verglaſete Materien, die von großen Feuern herrühren, welche hier angezündet wurden. Oder vielleicht brannte das Fort ſelbſt einmal ab; denn mir iſt es noch unbegreiflich, daß man, wie einige glauben, Feuer anlegte, um Mauren deſto feſter an einander zu verbinden.

Es giebt hier eine Zwirn- und Leinwandmanufaktur, welche mich jetzt an eine Nachricht erinnert, welche ich eben von dem Zuſtande der wichtigen Leinwandmanufaktur zu Banff erhalten habe. Sie verbrauchen größtentheils holländiſchen Flachs bei dieſer Manufaktur, wovon jährlich ungefähr dreitauſend fünfhundert Matts eingeführt werden, die jede im Durchſchnitt zu 3 Laſt 5 Scheffel gerechnet über elftauſend Pfund Sterl. koſten. Der Flachs wird in Waſſermühlen geſtampft und nachher gehechelt, wozu ungefähr ſechszig Arbeiter erfordert werden. Zum Spinnen werden nicht weniger als viertauſend Menſchen erfordert. Die Spinnereien liefern jährlich ungefähr hundert und funfzig tauſend Gebinde Garn, wofür zehntauſend

Pfund

Pfund Sterling unter den Spinnern in Umlauf kommen. Zum Zwirnen, welches zu Banff geschieht, werden ungefähr zweihundert Frauen und Kinder gebraucht, und die Bleiche beschäfftigt vierzig Leute. Dieser Zwirn wird zu Nottingham oder Leicester zu Strümpfen verwebt, und mit ungefähr dreißigtausend Pfund Sterl. bezahlt.

Man sieht die guten Wirkungen des Spinnens überall in den benachbarten Dörfern. Der Fleiß nimmt durch diese Aufmunterung sichtbar zu, und die Frauensleute sind oft durch ihr Spinnrad im Stande, die geringe Pacht ihrer kleinen Höfe zu bezahlen, so daß die Arbeit der Männer blos zur Erhaltung ihrer Familie angewandt werden kann, die auf diese Art ihre Bedürfnisse weit leichter erhält.

Die Aufseher dieser Manufaktur sind sehr unzufrieden darüber, daß sie nicht hinreichend Flachs aus dem Lande bekommen können. Das Haupthinderniß scheint in dem Mangel an Leuten zu bestehn, die es zu bearbeiten wissen, wenn es eingeerntet wird; denn viele, denen es glückt, daß er auf dem Felde gut aufwächst, haben doch nachher das Misvergnügen, den meisten verderben zu sehn, ehe er unter die Hechel kömmt.

Zu Portsoy ist eine ähnliche beträchtliche Manufaktur von Strumpfzwirn, der nach London und Nottingham verkauft wird. In manchen Jahren werden dreihundert Tonnen Flachs von Holland eingeführt, allein Cullen, Huntly, Keith und

andre

andre Manufakturdörfer werden auch von Portsoy damit versehn. Dieser Artikel kostet daher diesem Winkel des Landes allein jährlich zwanzig bis dreißig tausend Pfund, die sicher gespart werden könnten, wenn man mehr Flachs in Schottland baute; dagegen werden auch wenigstens Lebensmittel für eine eben so große Summe ausgeführt. Von Portsoy allein gehn jährlich vierzigtausend Boll Gersten, Malz, Erbsen u. v. m. ab, die funfzigtausend englische Quarter *) betragen.

Gewöhnlich gehören diesem Hafen funfzehn bis zwanzig Schiffe von vierzig bis hundert und funfzig Tonnen, wovon einige mit Vortheil zur Fischerei bei den westlichen Inseln gebraucht werden. Zu jedem dieser leztern gehören drei Boote und achtzehn Mann. Sie segeln schon im Anfange des Februars nach Loch-Garloch ab, und beschäftigen sich mit dem Kabbeljaufange bis den 1sten Mai, und alsdann gehn sie weiter nach den Sandbänken beim Vorgebirge Barra auf den Lengfang. Alle gefangenen Fische werden auf der Stelle eingesalzen und getrocknet, und die Schiffe kommen im August zurück, um ihre Ladungen nebst Lachs nach den gehörigen Märkten zu schicken. Die Schiffe, welche diese Fische nach Portugall, Spanien oder dem mittelländischen Meere führen, bringen sowol, als die Kornschiffe, Wein, Salz, Flachs, Holz,

*) Ungefähr 4800 Hamburger Last.

Holz, Eisen und andre Dinge zurück, die zum Unterhalte und zu den Manufakturen der Einwohner erfordert werden.

Auf einer felsichten Halbinsel zwischen Portsoy und Cullen liegen die Reste des Schlosses Findlater. Der Gipfel des Felsens war so sehr mit Gebäuden bedeckt, daß die äussern Mauern grade auf dem Rande des Felsens stehn. Wegen der unordentlichen Gestalt des Felsens sind die innern Seiten der untern Zimmer in den Felsen eingehauen, und an einigen Stellen sitzt die Tünche noch an dem Felsen unversehrt. Die Zimmer sind oben stark gewölbt, und haben nach der See zu große Fenster. Nach der Seite des Felsens auf die Landzunge zu scheinen blos blinde Mauern gewesen zu sein. Ungefähr hundert und funfzig Schritt von der Landzunge sieht man noch deutliche Spuren von einem doppelten Wall, der als ein Aussenwerk zur Vertheidigung des Schlosses gezogen ward. Innerhalb des Walles sind Reste von einigen steinern Gebäuden, die vermuthlich zu Vorrathshäusern, Ställen u. s. w. bestimmt waren. Ausserdem war daselbst ein Waffenplatz, auf welchem viele hundert Mann sich in den Waffen üben konnten.

Das Schloß ward von der Familie von Findlater gegen das Ende der Regierung Jakobs des sechsten verlassen; denn da die bürgerlichen Kriege anfingen aufzuhören, so fand der Adel Reize

genug

genug fruchtbarere und angenehmere Gegenden zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wo sie mit mehrerem Vergnügen des Landlebens genieſſen konnten.

Das Vorgebirge, welche auf der Oſtſeite den Meerbuſen von Cullen macht, hat gegen das Meer zu eine glatte und hohe Felſenwand. Am Fuße dieſer Klippe giebt es einen ebenen Strand, der aus vermoderten Muſcheln beſteht, zwiſchen welche ſich Erde geſetzt hat. Es würde für die nahe liegenden Pachthöfe ein groſſer Vortheil ſein, wenn es möglich wäre, dieſe Erde dorthin zu ſchaffen.

Forres, eine kleine Stadt in der Grafſchaft Elgin, iſt vorzüglich wegen eines groſſen Obelisſkes merkwürdig, deſſen Höhe über der Erde drei und zwanzig Fuß beträgt. In die Erde ſoll er zwölf bis funfzehn Fuß tief gehn. Seine Breite beträgt drei Fuß zehn Zoll, und ſeine Dicke funfzehn Zoll. In der erſten Abtheilung deſſelben ſind neun Reuter zu Pferde in völliger Ordnung eingehauen. In der folgenden ſind verſchiedne Krieger, die ihre Waffen ſchwingen und Streit zu verlangen ſcheinen. Die Stellungen in der dritten Abtheilung ſind ſehr zweideutig, allein die Figuren, die in der Mitte der Säule ein Viereck machen, zwar deutlich ausgedruckt, aber dennoch ſchwer zu erklären. Vier Hellebardirer bewachen einen Thronhimmel, unter welchem verſchiedne Menſchenköpfe auf einander gelegt ſind, die zu den Rumpfen gehören, welche man zur linken in dieſer

ser Abtheilung antrifft. Einer scheint ein Scharfrichter zu sein, indem er den Kopf von einem Körper abhaut. Hinter diesem stehn drei blasende Trompeter, und vor ihm zwei Leute, die mit Schwertern und Tartschen fechten. Hierauf folgt ein Haufen Reuter, die von Fußgängern in die Flucht geschlagen werden, von welcher die erste Reihe mit Bogen und Pfeilen, und die drei folgenden mit Schwertern und Tartschen bewafnet sind. In der untersten Abtheilung scheinen die Pferde von der siegenden Partei gefangen, und ihre Reuter enthauptet zu sein, deren Anführer mit dem Kopfe entweder in Ketten gehangen, oder in ein Joch gespannt ist. Die übrigen sind, nebst den todten Körpern, unter ein gewölbtes Dach auf die Seite geworfen.

Der größte Theil der andern Seite des Obelisken wird von einem prächtigen Kreuze eingenommen. Ausser dem ist die Oberfläche desselben mit einförmigen geschlungenen Zügen, die mit vieler Kunst erhaben, und mit völliger mathematischer Genauigkeit ausgearbeitet sind, bedeckt. Unter dem Kreuze stehn zwei angesehne Männer mit einem schon fast ganz verloschenen Begleiter, deutlich in einer versöhnenden Stellung. Sollte dies Monument wirklich zum Andenken des Friedens zwischen Malcolm und Kanut und des völligen Rückzuges errichtet sein, so würden diese große Figuren vermuthlich die ausgesöhnten Monarchen vorstellen.

Auf

Auf den schmahlen Seiten sind ebenfalls unter den Schnörkeln einige Figuren, die sich die Hände geben, und vermuthlich auch Zeichen der gestifteten Versöhnung sein sollen. Die Ursache der Errichtung dieses Obeliskes sei aber auch immer, welche sie wolle, so ist doch so viel gewiß, daß sie von Wichtigkeit gewesen sein muß, weil man sonst in so rohen Zeiten, da die Künste in Schotland noch fast ganz unbekannt waren, ein so künstliches Werk nicht würde unternommen haben. Es ist daher auch um so mehr zu verwundern, daß keine deutlichere Ueberlieferungen auf die Zeiten gekommen sind, in welchen man anfing zu schreiben.

Nicht weit von Forres liegt das Schloß Gordon, das zwar schon sehr alt ist, aber unter dem jetzigen Herzoge eine so neue prächtige Gestalt erhalten hat, daß man es seit einigen Jahren nicht mehr kennen kann. Seine Länge beträgt auf der Vorderseite über fünfhundert und funfzig Fuß. Ungeachtet es die Gestalt eines alten Schlosses vollkommen beibehalten hat, so ist doch ein schönes und zugleich prächtiges Gebäude daraus gemacht worden. Die höhern Stockwerke, welche sich über die hohen Bäume im Thiergarten erheben, machen in der Ferne einen vorzüglich prächtigen Anblick. Die Zimmer sind mit vielem Geschmack angelegt, und aus den umliegenden Feldern ist ein großer weitläuftiger Garten gemacht.

Vorzüglich aber sind die angenehmen Aussichten schätzbar, die man überall von diesem Schlosse aus hat.

Zu Innes-house, einem Sitz des Lord Fise in Moray, sind verschiedene gute Gemälde, vorzüglich aus der königlichen Familie von einigen Jahrhunderten her, bis auf den jetzigen König. Von Innes-house hat man eine schöne Aussicht nach dem Schlosse Spinie, dessen ehrwürdigen Reste noch Beweise der ehemaligen Größe und Pracht sind, die es besaß, als die Bischöfe von Moray noch ihren Sitz darin hatten.

Nicht weit von hier liegt die Stadt Elgin, mit ihrer berühmten Stiftskirche, unter deren Ruinen ich lange Zeit zubrachte. Viele Theile dieses ansehnlichen Gebäudes haben noch Spuren von vieler Größe und Würde an sich. Die Westthür ist vorzüglich prächtig. Die Zierrathe davon sind alle sehr erhaben, und das Laub- und Blumenwerk ragt sogar oft ganz aus der Höhlung der Bogen hervor, in welchen sie angebracht sind, wodurch dies Schnitzwerk sich viel schöner ausnimmt. Ueber jedem Eingange ist eine Figur auf einem Fußgestelle mit Büschen von Trauben umgeben, und diese Figur scheint, so unschicklich dies Emblem auch ist, ein kniender Engel mit einem Füllhorn zu sein, der vielleicht die Güte des Himmels bei Erhaltung dieser Kirche anzeigen soll. Die ausserordentliche Kunst, die man an dem

Ver-

Verzierungen dieser Kirche antrifft, ist um so weniger zu bewundern, da nicht allein verschiedne Zeitalter hindurch das ganze Reich sich die Verschönerung dieses Gebäudes angelegen sein ließ, sondern auch der Pabst selbst Beisteuern über ganz Europa dazu ausschrieb, und die erfahrensten Künstler zur Vollendung des Werkes abschickte.

Die Burg von Moray, eine sehr alte ansehnliche Festung, liegt ungefähr fünf Meilen von Elgin am Ende eines schmalen Vorgebirges, das in den Firth vorläuft. Dies Vorgebirge ward am Ende des zehnten, oder im Anfange des elften Jahrhunderts von den Dänen befestigt, und zu einer Insel gemacht. Die Norwegischen Seeräuber, wenn man sie so nennen darf, hatten hier einen ihrer vornehmsten Sammelplätze. Die ungeheuren Wälle, die noch vorhanden sind, beweisen ihre ehemalige Festigkeit. Ein großer Berg von Erde und Steinen umgiebt den Waffenplatz im Forte. Der dreifache Graben und Wall, welche die Landzunge vertheidigten, sind noch ziemlich unversehrt. Der Gipfel der Wälle ward durch große Blöcke von Eichen gedeckt, die über einander gelegt waren. Viele Stücke davon liegen noch halb verbrannt da, woraus man schliessen kann, daß diese Festung durch Feuer zerstört wurde. Holz ward überhaupt gewöhnlich zu Befestigungen in damaligen Zeiten gebraucht.

Dies felsichte Vorgebirge hatte eine vortrefliche Lage für fremde Heere, das Land auszuplündern und die Beute in Sicherheit zu bringen. Es bedeckt einen sichern Landungsplatz in einer sandichten Bucht, von welchen man sehr bequem Streifereien in die fruchtbaren Ebenen von Moray vornehmen kann.

An einer Stelle im Forte giebt es viele mit Moos bewachsne Leichensteine, auf welchen aber keine Grabschrift mehr zu erkennen ist. Auf einem derselben steht noch ein erhabnes unversehrtes Kreuz, auf andern glaubte ich Spuren von Figuren und Thieren zu entdecken, allein sie waren zu undeutlich, um sie genau beschreiben zu können.

Nicht weit von Forres liegt ein kleiner Handlungsort Findhorn, am Meerbusen gleiches Namens. Zu diesem Orte gehören zehn bis zwölf Fahrzeuge. Von dem Zustande der Handlung desselben erhielt ich folgende Nachricht:

Nach Sutherland und Caithneß werden Tonnen geschickt, Lachs darin zu packen, der in Booten nach Findhorn gebracht, und von dort weiter ausgeführt wird. Der Ertrag davon macht jährlich , , Ist. 8,500
Für Hering, der nach London und andern Märkten verschickt wird , 1,000
Getreide , , , 5,500
Leinen Garn nach Glasgow, Leith u. s. w. , 25,000
So, daß die jährliche Ausfuhr sich beläuft auf , , Ist. 40,000

Die

Die Waaren, die dafür allein von London eingeführt werden, als Zucker, Mehl, Porter, Hopfen, Hausrath u. s. w. betragen jährlich	"	Lst. 25,000
Kohlen, Eisen, Seife und andre Stücke von Leith	"	3,000
Salz zu den Fischereien	"	1,500
Flachs und Leinsaamen von Holland	"	1,500
Wein, Rum, Tücher, Kalk und andre Dinge	"	3,000
		Lst. 34,000

Auf dem Wege um den Meerbusen von Findhorn nach Forres kam ich auf die Abtei Kinloß zu. Einige Arbeiter, die lezthin den Schutt wegräumen mußten, wo die merkwürdigsten Theile des Gebäudes liegen, entdeckten Reihen von schön gerieselten Säulen, auf welchen weitläuftige Dächer ruhten. Stücke von frisch ausgegrabenen Karniessen, Kapitälen u. s. w. beweisen die edle Einfalt der damaligen gothischen Bauart.

Dies Kloster war, wie überhaupt alle Zisterzienserklöster, der Jungfrau Maria geweiht. Der Blumentempel (templum florum) und die heiligen Gebäude wurden blos wegen eines Wunderwerkes aufgeführt, da auf dem Grabe des Dufus Blumen auf eine wunderbare Art hervorwuchsen.

Der erste Abt Aſcelinus kam mit einigen Mönchen von Melroß im zwölften Jahrhundert hieher, und die Abtei gerieth gleich nach der Reformazion in Verfall.

Einige Meilen von hier liegt eine zweite Abtei Beaulieu, in einer angenehmen Gegend unter hohen Bäumen. Auf dem Fußboden ſind eine Menge Leichenſteine aus verſchiednen Zeitaltern, und viele vielleicht, ſo wie die Abtei ſelbſt, aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die älteſten davon ſcheinen Deckel von Steinſärgen geweſen zu ſein. Auf jedem iſt ein großes Kreuz mit verſchiedenen Laubwerk befindlich, und auf einigen ſind Schwerter und verſchiedne andre Sinnbilder auf den Seiten angebracht. Da man aber keine Spuren von Buchſtaben auf demſelben antrift, ſo iſt dies ein Beweis, daß die Kunſt zu ſchreiben in den Zeiten, da dieſe Steine ausgehauen wurden, noch wenig bekannt war, vorzüglich da viele dieſer Steine unter Aufſicht der Geiſtlichkeit bearbeitet wurden, welche am erſten damit hätten bekannt ſein müſſen, weil damahls die Klöſter der Hauptſitz der Gelehrſamkeit waren. Dagegen ſind die Feinheit und Zierlichkeit, die man ſo wohl in der Zeichnung als Ausführung dieſer Arbeiten antrift, ſo groß, daß die Kunſt und der Geſchmack damahl weit vorzüglicher geweſen ſein müſſen, als in ſpätern Zeiten. In den Gewölben der Abtei findet man noch einige Reſte von todten

ten Körpern, die in steinernen Särgen gefunden werden. Auf den Deckeln dieser Särge sind Krieger in schön erhabner Arbeit ausgehauen, und um den Rand findet man lateinische Inschriften, die aus dem funfzehnten Jahrhundert zu sein scheinen.

Auf dem Wege von Tarnaway nach Calder ritt ich auf sehr unebnen Fußsteigen den Rücken des öden und felsichten Berges Orchany hinauf, wo es ein altes Schloß Rate giebt, das ehemahls sehr fest war, und den Cummins gehörte. Man hat von hier aus eine vortrefliche Aussicht über die ganze Gegend, bis an den Firth von Moray. Das Schloß selbst hat einen runden Thurm mit gothischen Fenstern auf einem Ende, und ist in einiger Entfernung mit dicken Mauren eingefaßt.

Auf dem Begräbnisplatze nahe beim Schlosse bezeichnen Bogen und Pfeile, die auf einigen Steinen eingehauen sind, einigermaassen die Denkungsart des Volkes, und das Zeitalter, in welchem sie dort hingelegt wurden.

Die Gebirge um Inverneß sind ungemein prächtig, malerisch und wild. Der breite Seearm, den der Firth macht, die Schiffe darauf, und die alten romantischen Schlösser an seinen Ufern, uud die entfernten Gebirgen diesseits desselben, machen die Landschaft ungemein reizend.

Zu Inverneß sollen sich jezt über siebentausend Einwohner befinden. Vor ungefähr sieben Jah-

ren wurden sie ausdrücklich gezählt, und damahls beliefen sie sich auf beinahe sechstausend. Seit der Zeit sind aber verschiedne Manufakturen hier eingeführt, wodurch die Anzahl der Einwohner merklich zugenommen haben muß.

Die Hanfmanufaktur beschäftigt allein beinahe achthundert Arbeiter. Auf sechszig Stühlen wird beständig grobe Leinwand zu Säcken und Segeln gewebt, welche gröſtentheils nach England verkauft werden. Eine groſe Menge davon geht auch nach Westindien. Ueberhaupt sollen jährlich fast zweihundert tausend Yard gemacht werden.

In der Gegend um Inverneß wird nicht viel mehr Korn gebaut, als die Einwohner gebrauchen. Der Mangel der Feurung schadet den Verbesserungen im Ackerbau sehr. Die Torfmoore sind schon zu sehr erschöpft, und wenn Kohlen vom Southfirth oder von England gebracht werden, so brennen die Landleute Kalk mit groſen Kosten. Die Abgaben von der Küstenfahrt sind ebenfalls ein groſes Hinderniß. Jedoch sind die Felder um die Stadt gut angebauet, und man sucht den Abhang die Berge fruchtbarer zu machen, der sich aber besser zur Weide als zum Ackerbau zu schicken scheint. Das Vieh, das darauf weidet, erleichtert den Einwohnern ihren Unterhalt sehr, da in einem Jahre vierzigtausend Stück Hornvieh

vieh von den nordwärts von Inverneß gelegenen Gebirgen nach England getrieben werden.

In den Resten einer verfallenen Kirche bei Dingwal beobachtete ich verschiedne alte Grabsteine mit Kreuzen und verschiednen andern Zierathen, die denen in der Abtei von Beaulieu völlig ähnlich waren.

Der Bischof von Ossory bewunderte auf seiner Reise durch Schotland die lage von Dingwal ungemein, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Jerusalem, und bezeichnete den Berg, der Calvaria ähnlich sein sollte.

Einige Meilen unterhalb Invergordon liegen nach der Küste zu die Ruinen des Klosters Ferne, wovon jezt ein Theil zu einer Kirche gemacht worden. Unter den verfallenen Mauren hat sich das Grabmahl des Abts Ferne noch ziemlich unversehrt erhalten. Sein Bild liegt in lebensgrösse unter einem reichverzierten Bogen, mit einer langen Inschrift in alten Buchstaben, die aber gröstentheils ausgelöscht ist. Das Kloster ward von Ferquhard, Grafen von Roß, im Jahre 1230 unter der Regierung Alexanders des zweiten, gestiftet. Die Mönche waren Augustiner und gehörten zu denen, die wegen ihres weissen Rockes den Nahmen candidus ordo bekamen. Der Abt Patrick Hamilton war einer der ersten Märtirer der lutherischen Lehre, indem

er 1527 am Thore von St. Salvators Kollegium zu St. Andrew's verbrannt wurde.

Die Abtei Ferne ward unter Jakob dem sechsten 1587 mit dem Bisthume zu Roß vereinigt.

Nicht weit von der Abtei steht eine hohe viereckigte Säule, die ganz mit unleserlichen sächsischen Buchstaben bedeckt ist.

Auf einen Absatze nahe an der Küste steht den Ruinen des alten Schlosses Sandwich gegenüber, und ungefähr drei Meilen ostwärts von Ferne ein prächtiger Obelisk, der unten mit großen schön gehauenen Quadersteinen eingefaßt ist, die wie Stuffen übereinander liegen. Beide Seiten der Säule sind mit verschiednen gut gearbeiteten Zierathen bedeckt. Auf der einen Seite steht ein prächtiges Kreuz, mit dem Bildnisse des heiligen Andreas zur rechten und linken, und einigen unförmlichen Thieren und Blumenwerk unter demselben. Die mittlere Abtheilung auf der hintern Seite macht dies Alterthum vorzüglich merkwürdig, da man eine Menge Figuren, Vögel und Thiere darauf antrift, die eine nähere Untersuchung zu verdienen scheinen.

Herr Pennant hat diese Art Mauerwerke keinesweges aus der Acht gelassen, allein er irrt sich, wenn er glaubt, daß man sie nicht weiter, als auf der Südseite vom Firth von Moray antreffe,

treffe, da sie doch auf der Nordseite desselben weit zahlreicher sind.

Auf einer grünen Ebene nahe am Strande, ungefähr zwei Meilen nordwärts von Sandwich, trift man unten an einem Berge, auf dessen Gipfel das Haus des Herrn Macleod von Catbol liegt, ein zweites prächtiges Denkmal nahe bei den Ruinen einer Kapelle an, die in alten Zeiten der Jungfrau Maria gewidmet war. Der Eigenthümer hat es aus Achtung für den heiligen Boden mit einigen Reihen Bäumen eingefaßt, und der Obelisk verdient diese Sorgfalt auch hinreichend, da er eines der schönsten Stücke der alten Bildhauerkunst ist, die man in Schottland antrift. Der Stein ist von ungeheurer Größe und hat lange unbemerkt auf der Vorderseite gelegen, wodurch er sich auch bisher vortreflich erhalten hat. Es ist darauf eine Rehjagd mit Hunden und Hörnern vorgestellt. Die schwebenden Zierathe am Rande sind schön, erhaben, und rühren von einer Meisterhand her. Oben sind vier Scepter sehr deutlich zu sehn, und dienen zur Erklärung derer, die man auf dem Obelisk zu Aberlemni nur undeutlich antrift.

Herr Macleod von Gueneas, dessen Aufmerksamkeit man vorzüglich die Entdeckung des eben beschriebenen Denkmals zu danken hat, führte mich nach verschiednen Resten andrer Obelisken, die auf Tarbetneß liegen, und die dem

An-

Anſcheine nach völlig ſo wichtig geweſen zu ſein ſcheinen, wie die bisher angeführten; allein ſie ſind ſo zertrümmert, daß man ſie gar nicht wieder zuſammenbringen kann.

Alle dieſe Monumente ſollen zum Andenken der Niederlage der Dänen errichtet worden ſein. Allein die Hierogliphen die man darauf antrift, ſcheinen nicht die geringſte Beziehung auf dieſen Umſtand zu haben. So viel iſt gewiß, daß ſie bei merkwürdigen Gelegenheiten müſſen errichtet worden ſein. Vielleicht ſind ſie zum Andenken der Oberhäupter, welche zuerſt die chriſtliche Religion annahmen, errichtet, und dann ſind dies gewiß die erſten Denkmahle der Einführung derſelben, und bezeichneten vielleicht die erſte öffentliche Achtung, die man für das Kreuz hegte. Denn ſonſt hatten ſchon die Culdee, die von den heiligen Kollegien ausgeſchickt wurden, und Columba von Jona, den erſten Schein des Chriſtenthums im ſechsten Jahrhunderte in dieſen nordlichen Gegenden verbreitet.

Die deutlichen Zeichen des Genies und der Geſchicklichkeit der Künſtler, welche dieſe Denkmähler verfertigten, ſetzen es auſſer Zweifel, daß jede Figur eine Bedeutung haben mußte, die man damahls verſtand, und wovon man vielleicht glaubte, daß es künftigen Zeitaltern eben ſo verſtändlich ſein würde. Hätte man damahls ſchon die Kunſt zu ſchreiben verſtanden,

ſo

so würde man gewiß nicht eine weit unvollkommnere Art, merkwürdige Begebenheiten zu verewigen, gewählt haben.

Nach der Erfindung des Papiers ward bei wichtigen Gelegenheiten das Schreiben schon im elften Jahrhundert in Schotland eingeführt, ungeachtet dieser Winkel der Erde von den Sitzen der Wissenschaften entfernt und fast aller zur Erwerbung und Vorbereitung nüzlicher Kenntnisse nothwendigen Mittel beraubt war. Aus dieser Ursache ist es daher auch kein Wunder, daß die Jahrbücher dieses Landes in Rücksicht auf uralte Begebenheiten in allgemeine Dunkelheit eingehüllt sind.

Es giebt zu Inverneß Urkunden, die in der Mitte des elften Jahrhunderts unterzeichnet wurden, allein die erwähnten Obelisken müssen früher errichtet worden sein, ob man gleich die Zeit unmöglich genau bestimmen kann. So viel ist jedoch gewiß, daß Schottland nach dem Genie, dem Fleisse der mathematischen Genauigkeit und der Kunst zu schliessen, die man in der Bildhauerarbeit dieser Obelisken antrift, in unbekannten Zeitaltern eines größern Wohlstandes und einer bessern Ruhe genossen haben müsse, als man in den Zeiten antrift, bei welchen die Jahrbücher anfangen. Künste, die nicht zu nothwendigen Bedürfnissen erfordert werden, blühen bloß wo Muße und Ruhe herrschen. Wären die Caledonier früher

im

im Stande gewesen, ihre Geschichte zu schreiben, so würden wir wahrscheinlich viele Schilderungen eines glücklichen und ruhigen Lebens, und vielleicht auch einer besser eingerichteten bürgerlichen Verfassung und größern Verfeinerung darin antreffen, als die Einwohner dieser nordischen Provinzen in den unruhigen Zeiten genossen, bei welcher unsre Geschichtbücher anfangen.

Die vielen Reste alter Schlösser und Thürme mitten im Lande, und auf der Küste; die verfallenen Klöster und andre gottesdienstlichen Gebäude beweisen, daß die Grafschaft Roß lange eine Gegend voll einträglicher Niederlassungen gewesen sein muß. Und noch jezt geht der Weg um ihre ganze östliche Spitze durch lauter gut angebaute Felder, und fast überall erblickt man anmuthige Landsitze.

Nahe bei Tain stehn die Mauren einer Kapelle des heiligen Duthac oder Duffus, der als Bischof zu Roß 1249 starb, und seiner großen Frömmigkeit wegen unter die Heiligen versezt wurde. Die Kapelle ward im Jahre 1427 zerstört. Es war eine unversöhnliche Feindschaft zwischen einem Laird von Freswick und einem Mackay von Creigh entstanden. Freswick ward angegriffen, überwunden und genöthigt nach der Kapelle zu fliehn, die damahls ein berühmter Zufluchtsort war. Allein sein unversöhnlicher Feind steckte das Gebäude

bäude an, und Freswick mußte in dem Flammen umkommen.

Thomas, Bischof zu Roß, legte 1487 zu Tain eine Stiftskirche von einen Dechant, elf Kanonikern und drei Singknaben an. Das ganze Gebäude ist noch ziemlich unversehrt, vorzüglich das östliche Fenster, welches einen prächtigen Beweis von der gothischen Bauart und den damaligen Zeiten abgiebt.

St. Bar, Bischof von Caithneß, baute im elften Jahrhundert ein Bethaus zu Dornoch, und Sir Patrick Murray ein Kloster von Trinitariern im Jahre 1271 ebenfalls daselbst auf. Bald nachher legte auch Gilbert Murray, Bischof von Caithneß, den Grund zur Kathedralkirche seines Sprengels, deren Reste noch beweisen, daß ihre alte Pracht dem Endzwecke völlig angemessen war. Sie hatte ein ähnliches Schicksal mit der Kapelle des heiligen Duffus, aber in einem merkwürdigern Kriege.

Ein Graf von Caithneß hatte den Entwurf gemacht, die Familie von Sutherland auszurotten, um ihre Besitzungen an sich zu bringen. Einen einzigen Knaben ließ er als Erben am Leben, und maaßte sich, um seinen Absichten einen Deckmantel zu geben, der Vormundschaft über denselben und Verwaltung seiner Güter an. Die Murraye, welche die vornehmsten Oberhäupter in Sutherland waren, wollten nicht zugeben, daß ihr Herr in

den

den Händen des Grafen von Caithneß bliebe, und entführten ihn auch wirklich, wobei sie erklärten, daß sie dem Grafen von Caithneß nicht weiter als Protektor von Sutherland gehorchen würden. Da sie sich aber vor seiner Rache fürchteten, so bevestigten sie das Schloß und die Stadt Dornoch. Der Graf von Caithneß schickte seinen Sohn mit einem zahlreichen Kor gegen sie ab, und Dornoch ward belagert. Die Murraye vertheidigten sich einige Tage mit großem Muthe, allein ihre Feinde drangen in einige Winkel der Stadt ein, und waren so grausam, sie in Brand zu stecken, wobei die Stiftskirche mit in den Flammen aufgieng.

Zu Bischof Murrays Zeiten landeten die Dänen ungefähr um das Jahr 1260 auf dieser Küste, wurden aber geschlagen, und nach ihren Schiffen zurückgetrieben. Ein Bruder des Bischofs blieb im Treffen und soll in einem steinernen Sarge über der Erde nahe beim Taufsteine in dem östlichen Flügel der Stiftskirche hingelegt worden sein. Auf dieser Stelle fand ich in lockerer Erde eine schön gehauene Figur eines Kriegers, die vielleicht diesen Anführer vorstellen soll und nach der Gewohnheit der damahligen Zeiten auf den Deckel des Sarges gelegt worden war. Das Denkmahl ausser der Stadt, Thanescroß genannt, soll zum Denkmahl des erwähnten Sieges errichtet worden sein; allein es ist von allen

Obe-

Obelisken verschieden, die sich auf ähnliche Begebenheiten bezogen.

Eben so sehr ist es von den Denkmälern zu Aberlemni und Tarbetneß verschieden, da ihm die glänzenden Zierathen fehlen, womit diese sich auszeichnen. Ein großer Kreis am obern Ende ist durchgehöhlt und macht inwendig ein Kreuz; der Pfeiler selbst ist ganz eben, und hat blos in einer Einfassung auf der einen Seite das Sutherlandische und auf der andern das Wappen der Grafen von Caithneß. Vielleicht diente es daher zum Grenzstein, oder zum Denkmale eines Bündnisses zwischen den Herrn dieser feindseligen Grafschaften, wie dies ähnliche Denkmäler zu beweisen scheinen. Das Königskreuz zu Stanemore auf der Grenze von Cumberland hatte auf der einen Seite das Wapen Königs Wilhelm von England und auf der andern Seite das Wapen Malcolms, Königs von Schotland, und ward als ein Grenzstein zwischen beiden Reichen und bei Gelegenheit des Friedens errichtet, den beide Monarchen gegen das Ende des elften Jahrhunderts mit einander schlossen.

Die Familie von Sutherland hatte eine Nebenkapelle in Golspie, welche dem heiligen Andreas gewidmet ward. Nahe bei der Stelle, auf welcher sie stand, liegt ein merkwürdiger Obelisk, auf dem die Figuren deutlich, aber auch weit gröber ausgedrückt waren, als auf den zulezt beschriebenen

Denkmalen. Gleich unter den wilden Zierathen, welche gewöhnlich oben angebracht sind, erblickt man ein unförmliches Elephanten ähnliches Thier. Diese Hieroglyphe muß eine besondre Anspielung gehabt haben, weil sie sich auf verschiednen von diesen Steinen besonders auszeichnet. Auf dem Obelisk zu Golspie legt sich dies Thier über einen Mann mit einem Kreutze in der einen, und einem Messer in der andern Hand, womit er ein Bären ähnliches Thier anzugreifen scheint. Das Messer zeigt zugleich auch auf einen Fischkopf, der vom Lachse zu sein scheint, und vielleicht soll dies blos die Wichtigkeit andeuten, worin schon damals der Lachsfang gehalten wurde. Zwei Kreise, Zepter und andre Sinnbilder, die denen zu Aberlemni etwas ähnlich sind, werden sich wohl nie erklären lassen. Ich habe vorhin anzuführen vergessen, daß auf den schönen Resten zu Tarbetneß einige von diesen Kreisen aus Schlangen bestehen, die sich mit den Köpfen berühren, und ihre Schwänze um einander gewickelt haben. In dem eingeschlossenen Raum sind verschiedne Zierathen befindlich. Vielleicht soll dies ein bekanntes Sinnbild der Ewigkeit sein, und den immerwährenden Ruhm des Helden ausdrücken, zu dessen Ehren dies Denkmal errichtet ward.

Der Kalkbruch überhalb Brora giebt zu vielen Nachforschungen Anlaß. Die Mannigfaltigkeit der Muscheln, die mitten im Gestein enthalten sind,

sind, ist ausserordentlich schön, und viele sind sehr von allen Arten verschieden, die jezt auf unsrer Küste gefunden werden. Oft fallen die Muscheln aus den zerbrochenen Felsenstücken heraus, und lassen hübsche Eindrücke darin zurück. Viele steile Anhöhen auf den Ufern am Flusse Brora sind ebenfalls voller Muschelschaalen.

Der Theil von der Küste von Sutherland, welcher sich zum Ackerbau schickt, ist nur sehr schmal, und wird von hohen schwarzen Gebirgen eingeschlossen, die fast auf der Küste selbst anfangen, und allen Zugang in das Innere des landes zu verbieten scheinen. Meine Neugierde verleitete mich, die erste Kette dieser Berge zu untersuchen, und ich war so glücklich, einen Herrn zu Kintradwell anzutreffen, der auf der Jagd so tief in die Gebirge und Wälder gerathen war, und mich einige Tage zu begleiten versprach.

Wir waren einige Meilen auf ungemein schroffen Wegen längst den felsichten und waldichten Seiten des Flusses Brora fortgewandert, als wir die herrlichen Ruinen eines großen runden Thurmes auf einer nahe bei Achir na Kyle liegenden Anhöhe zu Gesichte bekamen. Ich fand bald, daß dies ein vollkommenes Beispiel der Bauart war, die ich aufsuchte. Er hat eine reitzende lage auf dem Gipfel eines hohen Felsens, einigen anmuthigen Gehölzen gegenüber. Dabei sind vortrefliche Weiden. Um die steile

Anhöhe herum, welche über den Brora hinaus-hängt, stürzt sich dieser Fluß mit einer Menge unregelmäßiger Wasserfälle über sein felsichtes Bette. Die Zimmer innerhalb der Mauren des Thurmes haben eine ovale Gestalt, und sind noch ziemlich unversehrt. Sie sind ungefähr acht Fuß lang, vier Fuß weit und sechs Fuß hoch. Die untern dienen noch jezt den Ziegen bei ungestümen Wetter zur Zuflucht, und da man gar keinen Schutt darin antrift, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe von den Ziegenhirten von Zeit zu Zeit weggeräumt worden. Die Treppe nach dem ersten Stockwerke hinauf ist regelmäßig und bequem, und die Zimmer bekommen ihr Licht von der innern Seite. Ein Beweis, daß der Hofplaz innerhalb dieser Thürme nie ganz verdeckt war. Die Thür geht über die steile Anhöhe am Flusse, und ist völlig sechs Fuß hoch. Die nämliche Höhe hatten vermuthlich alle Thürme dieser Art, ehe sie mit Schutt ausgefüllt wurden. In eine Kammer konnte man einige Schritt weit gehen, und diese war neun Fuß hoch. Vermuthlich hatte der Herr des Thurms seine Wohnung darin gehabt. Der ganze Bau scheint mir so schön eingerichtet zu sein, daß es nicht leicht zu begreifen ist, wie ein Volk, das weder in Holz noch Eisen arbeiten konnte, besser für seine Vertheidigung hätte sorgen können. Der Saal in diesem Thurme hat ungefähr zwanzig Fuß im Durchmesser.

messer. Nach der Menge Ruinen zu urtheilen, muß dieser Thurm sehr hoch gewesen sein. Vielleicht hatte er noch ein drittes Stockwerk. Jezt sind die Mauren über funfzehn Fuß hoch. Diese Art Gebäude waren in den hiesigen Gebirgen ziemlich zahlreich; denn überhaupt trift man fast an allen Stellen, wo die Wälder etwas eben sind, und wo es gute Weiden giebt, Reste von kreisförmigen Thürmen an.

Ich besuchte noch zwei andre, die aber nicht mehr kenntlich waren, und man erzählte mir von einem dritten, der noch weit vollständiger sein sollte, allein die Wege durch die wilden Einöden der Gebirge waren zu fürchterlich, als daß ich mich hätte dahin wagen sollen. Ohnehin hatte mich diese kurze Ausflucht schon hinreichend überzeugt, daß alle diese Gebäude nach einem Plane aufgeführt waren, und, daß in sehr alten Zeiten die angesehnsten Familien eines rauhen Volkes ihren Sitz darin hatten. Nahe bei diesen Thürmen giebt es fast durchgehends einige Cairns, oder Steinhaufen, die aber nicht zu Denkmälern verstorbener Helden, sondern zu einer Art von Verschanzungen dienten, in welcher ein bis zwei ovale Zimmer befindlich sind, welche den beschriebenen Zimmern in den Thürmen ähnlich sind. Vermuthlich dienten diese Verschanzungen den Unterthanen der Familien, die in den Thürmen ihren Sitz hatten, zur Zuflucht in Gefahren. Ein

Hirtenjunge zeigte mir den Weg in eines von den Zimmern, wohin man durch einen langen engen Gang auf der Seite des Cairns kam. Er kroch auch in ein unterirdisches Loch, welches auf einem grünen Absatze des Berges einen Ausgang hatte, allein ich wagte es nicht, ihm in dasselbe zu folgen. Er sagte mir, daß es unten ein ähnliches Zimmer gebe, worin zehn bis zwölf Leute schlafen könnten, welche vermuthlich für die niedere Klasse von Leuten bestimmt waren, da ihre gewöhnlichen Wohnungen aus zu vergänglichem Stoffe bestanden, um bis auf unsre Zeiten sich zu erhalten. Den wahren Endzweck dieser Gebäude kann man auch aus den Handmühlen und Rehknochen abnehmen, die man noch darin antrift, und welche beweisen, daß sie Wohnungen der Vornehmen und keine Tempel waren. Auf unserem Wege sahn wir blos felsichte und öde Berge, auf welchen eine unverbesserliche Unfruchtbarkeit zu herschen schien.

Loch Brora ist ein hübscher See, der seine Entstehung dem Flusse zu danken hat, welcher sich im Grunde eines fruchtbaren Thales ausbreitet. Ueber denselben hängt die felsichte Vorderseite des hohen Berges Crag-Carril hervor, der oben auf dem Gipfel noch jezt Spuren von Befestigung hat. Dieser Berg war schon lange als ein Aufenthalt von Adlern bekannt, allein jezt ist er der Zufluchtsort von allen Arten von Vögeln. Von

dem

dem gegenüberliegenden Bauerhofe Kil-calum-Kil macht er einen prächtigen und malerischen Anblick.

Nahe bei Carril giebt es einige fruchtbare Felder, die von einem steilen Berge begränzt werden. Aus einer Kluft in der Mitte des Berges rauscht ein Strom hervor, der unter einer natürlichen Felsenbrücke fortläuft, den Felsen herabstürzt, und einen milden und prächtigen Wasserfall macht. Das Geräusch des Stroms, das aus einer hohen und tiefen Höle wiederhalt, die von Sträuchen und mosichten Bäumen überschattet wird, auf welchen wilde Vögel ihre Nester machen; das Murmeln des Baches, welcher unten um kleine Felsen wegrollt, und der entfernte Anblick der Hallen und Denkmäler alter Helden, erregen eine mächtige Erinnerung der Bilder aus Ossians Gesängen. Hier sang Carril, dessen Name noch durch diese Gegend erhalten ist, seine wilden Kriegslieder; hier ergoß sich zwischen den Stimmen der Felsen und den glänzenden Wasserfällen der Ton seiner zitternden Harfe. — — Allein die Harmonie und Freude des Gesanges sind entflohn; die Hallen der Berühmten liegen öde und verlassen zwischen den Felsen, die den Ton der Harfe nicht mehr wiederhallen, zwischen den Strömen, die unbekannt und unbemerkt dahinmurmeln.

Als ich das Ufer von Helmisdale beſuchte, fand ich zu meinem groſsen Misvergnügen die See ſo ſtürmiſch, daſs ich das Vorgebirge in einem Boot nicht umfahren konnte, deſſen fürchterliche Klippen mir ſonſt gewiſs einen herlichen Anblick gewährt haben würden. Ein ſtarker Regenguſs, durch welchen die Berge ein neues und prächtiges Anſehn bekamen, hielt mich dafür einigermaſsen ſchadlos. An vielen Stellen, wo man kein Waſſer bemerkt hatte, rollten jezt eine Menge kleiner Ströme von den Abgründen in ſchroffen Kanälen herab, die von vorigen Regenfluthen ſchon ausgehöhlt waren, und machten verſchiedne heftige Waſſerfälle, die wegen ihrer Höhe und Wildheit vielleicht vielen beſtändigen Waſſerfällen vorzuziehn waren. Auf dem Gipfel des Ords ſah ich den merkwürdigſten unter allen. Eine Menge kleiner Bäche, die von den höhern Theilen dieſer groſsen Bergkette herabrollten, vereinigten ſich in einen Kanal, in welchem ſie mit ungeheurer Schnelligkeit fortrollten, und ſich von einem der höchſten und ſteilſten Felſen weit ins Meer hinein herabſtürzten. Der Felſen ſelbſt war wenigſtens ſechshundert Fuſs hoch. Der Strom hatte das Anſehn einer weiſſen krummen Säule, die aber in beſtändiger Bewegung war. Der Schaum und Staubregen am Fuſse derſelben ſtieg zu einer beträchtlichen Höhe empor. Ein kleines Fahrzeug hätte zwiſchen dem Felſen und dem Fuſse der Waſſerſäule wegſegeln können.

Der

Der Anblick dieser ungeheuren Klippen ist überhaupt äußerst prächtig, und die Aussicht von Knacknanan, deren Hr. Pennant erwähnt, ist in der Ferne ebenfalls herrlich. Als ich die Berge von Morven und Skaraben sah, zogen viele verschieden gestaltete Gewölke um sie weg, die ihre Größe und erstaunliche Höhe in ein deutlicheres Licht sezten.

Als ich auf die Ebenen von Caithneß kam, war ich so glücklich, Hrn. Sinclair von Scotscalder anzutreffen, der mich nachher auf meiner Reise begleitete, und mir viele Bequemlichkeiten darauf verschaffte.

Es giebt in einem Bache zwischen den Felsen nahe an der Küste von Clythneß einen romantischen Wasserfall, und von einer nahe gelegenen Klippe erblickt man eine hohe und dünne Felsensäule, die sich einem glatten und hohen Berge gegenüber aus dem Meere erhebt.

Die Felsen beim Schlosse Oldwick sind besonders wild und fürchterlich, und ragen mit ihren gigantischen Gestalten weit ins Meer hinaus. Viele davon sind ganz ausgehöhlt, und machen herrliche Lagen, durch welche das Meer sich mit großem Ungestüme drängt.

Das Schloß Oldwick muß ungemein alt sein. Es besteht aus einem viereckigten Thurme, der mit Mörtel aufgeführt und sonst völlig so eingerichtet ist, wie die vorhin beschriebenen runden

Thürme. Es giebt in der Mauer selbst kleine Kammern, und von den untern Zimmern gehn nach den obern kleine Treppen hinauf. Man kann hieraus die Dicke der Mauren abnehmen. Die untern Zimmer gehn auf den Platz in der Mitte des Thurms oder die Halle, auf welchen man keine Spur von Abtheilung entdecken kann. An der Aussenseite bemerkt man keine andre Fenster, als einige kleine viereckigte Oefnungen, die zu Gucklöchern gedient zu haben scheinen.

Die obern Theile der Mauer bestehn aus dünnen platten trocknen Steinen, die mit wenig oder gar keinem Mörtel an einander gefügt sind. Dies Schloß scheint daher eines der ersten Probestücke vom Festungsbau der Einwohner gewesen zu sein, nachdem sie den Gebrauch eiserner Werkzeuge und des Kalkes hatten kennen lernen, welcher den Erbauern der runden Thürme in den Sutherlandschen Einöden gewiß unbekannt war.

In den innersten Gegenden von Caithneß und längst der Küste giebt es noch viele Reste von runden Thürmen, in welchen man noch zu einigen Kammern kommen kann. Doch giebt es keine darunter, die so unversehrt wären, als die auf den Sutherlandschen Bergen, da hier der Zugang zu ihnen leichter ist, und man daher von Zeit zu Zeit Steine wegführen konnte, wodurch sie jezt das Ansehn unförmlicher Steinbrüche bekommen haben.

Dr.

Dr. Mac-Pherson behauptet in seinen schottischen Alterthümern, daß die Caledonier, Pikten oder alten Schotten keine erweißliche Gebäude von Stein gehabt hätten. Ich kann ihm zwar hierin nicht Beifall geben, allein die beschriebenen Gebäude rühren vermuthlich von den Dänen her, die in Schotland ungefähr um das Jahr 860 einfielen. Es ist daher gar kein Wunder, daß die Ruinen solcher ohne allen Mörtel aufgeführter Gebäude blos ein unförmlicher Steinklumpen sind, sondern man muß sich vielmehr wundern, daß überhaupt noch etwas davon übrig ist. Es ist schon wenigstens sechs bis sieben hundert Jahr her, daß sie bewohnt wurden, indem die Dänen das feste Land von Schotland im Anfange des elften Jahrhunderts verließen. Allein vielleicht nahmen die schottischen Oberhäupter nach dem Rückzuge der Dänen eine Zeitlang ihre Wohnung darin, und vermuthlich wurden sie erst verlassen, als die Einwohner des nordlichen Schotlands lernten, in Holz und Eisen zu arbeiten. Die weitläuftigen Reste einiger dieser starken Thürme sind noch jezt deutliche Beweise der Macht der alten Oberhäupter und des Gehorsams ihrer Unterthanen.

Man erinnert sich bei diesen Gebäuden oft des Muschelfestes und andrer Gegenstände aus Ossians Gedichten, allein ich weiß nicht, wie ich die glänzenden Waffen der Helden und "Stahl

der

der gegen Stahl klingt„ in einen Zeitraume antreffen kann, in welchem man bei den Wohnungen der Oberhäupter noch keinen Hammer und keine Kelle gebrauchte.

Das Schloß Braal ist ein sehr altes Gebäude, und hat in seinem Bau mit dem von Oldwick viel ähnliches, jedoch verdient es vor diesem noch den Vorzug. Die Kammern in der Mauer sind durchgehends mit glatten Steinen ausgesezt, und rund umher, die Oefnungen ausgenommen, wodurch man in die Halle kömmt, sind Bänke zum Sitzen angebracht. Ausserdem hat jede Kammer ein Fenster, das nach dem Felde zu geht. Die Treppen sind geräumiger, und das ganze Gebäude ist mit Kalk gemauret. Braal ist vermuthlich weit älter als das Schloß Freswick, und die Bauart dieser Schlösser nahm mit jedem Jahrhundert zu, so daß Guernigo, Sinclair und Akirgal, die im vorigen Jahrhunderte gebaut wurden, wirkliche Paläste im Vergleiche mit Oldwick, Braal und Dilred sind.

Die Gegend um Braal ist fruchtbar und anmuthig. Einige alte Bäume stehn um das Schloß herum, und zeichnen sich desto schöner aus, da der Boden umher durchgehends unbeholzt ist. Der Thurm selbst steht auf einer Anhöhe am Flusse Thurso, in welchem es einen Ueberfluß an Lachs giebt. Ein weitläuftiger Strich Gartenland ist mit hohen Mauren eingefaßt, und in demselben

giebt

giebt es einige hübsche Gänge von Fruchtbäumen, die eine Menge Aepfel, Birnen und Kirschen tragen. Im zwölften Jahrhunderte wohnten hier zuweilen die Grafen von Caithneß, und der Bischof hatte ein Haus in der Nähe. Braal liegt vier bis fünf Meilen höher hinauf als Thurso, und weiter hinaus giebt es öde morastige Striche, mit untermischten steinigten Feldern. Zuweilen liegen die Felsenstriche ganz unbedeckt, und von ihnen gehn wieder langweilige krumme Fußsteige über die Heide, um den Mooren und rauhen Stellen auf den Bergen auszuweichen; denn nahe beim Schlosse Dilred, welches zwölf bis funfzehn Meilen von der Küste liegt, fängt das Land an, bergicht zu werden.

Dilred hat eine sehr merkwürdige Lage. Es steht auf dem Gipfel eines steilen runden Felsen, der sich fast senkrecht von den schroffen Ufern des Thurso erhebt, und über denselben hinaushängt. Man muß auf allen Seiten hinauf klettern, jedoch scheinen auf der einen Seite einige Stuffen eingehauen zu sein, die aber sehr gefährlich zu besteigen sind. Gegenüber liegen einige sehr rauhe und malerische Felsen, welche den Fluß eine beträchtliche Strecke auf beiden Seiten einschränken. Auf dem Gipfel eines benachbarten steilen Berges ist ein mit einer Mauer umgebener Begräbnißplatz, auf welchem ich viele mit Moos bewachsene Leichensteine antraf.

In den ebenen Theilen von Caithneß giebt es schöne Pachthöfe mit guten Kornfeldern, die einige Meilen lang ununterbrochen fortlaufen.

Die Gegend um einen hübschen See nahe bei Watten, war vorzüglich anmuthig. Zwei Meilen von Watten liegt auf einer moorichten Heide nach der Küste zu ein vollständiges rundes Fort von Erde und Torf, das seine Erhaltung vermuthlich dem Umstande zu danken hat, daß man keine Steine darin fand. Es besteht aus zwei dicken gut aufgeführten Wällen, die zwei völlig konzentrische Kreise ausmachen. Zwischen beiden Wällen giebt es einen tiefen Wassergraben, der zwar mit Grase und Schilf an einigen Stellen ziemlich angefüllt ist, aber doch nur beim Thore, auf welches ein Erddamm zuführt, den Zugang verstattet. Der äußere Wall hat dreihundert Schritte im Umkreise. Der innere Wall schließt eine Fläche ein, die fünf und siebenzig Fuß im Durchmesser hat. Vielleicht rührt die Festung von den nordischen Kriegern her, die sie bei einer ihrer Streifereien in Schotland aufwarfen, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen, bis sie dieselbe ruhig nach ihren Schiffen schleppen konnen. Denn die festen Plätze der Einwohner waren selbst in den ersten Zeiten von Stein. Gerichtshöfe, wozu oft die Druidenkreise dienten, können es nicht gewesen sein, weil es sonst überflüssig gewesen wäre, sie so sehr zu befestigen. Am Fuße

des

des äußern Walles iſt eine regelmäßige Hecke von Zwergbäumen und Büſchen angebracht, die aber ihre Entſtehung gewiß erſt neueren Zeiten zu danken hat. Vielleicht hatte der Urheber davon aus Liebe für Alterthümer blos die Abſicht, das Vieh von der Zerſtörung dieſes Feſtungswerks abzuhalten.

Auf den Anhöhen tief im Lande, die jezt noch unbebaut ſind, ſtehn viele grobe Obeliſken. Auf einem einige Meilen von der Küſte entlegenen Berge bemerkte ich eine ſonderbare Samlung hübſcher dicker gehauener Steine, die vier bis ſechs Fuß hoch und in ordentlichen Reihen ſechs Fuß von einander aufgeſtellt waren. Es waren zwanzig Reihen, wovon jede aus zwanzig Steinen beſtand. Man behauptet, es ſei auf dieſem Platze eine Schlacht vorgefallen, und die Steine ſollen die Zahl der Gebliebenen andeuten. Allein, wenn dies anders überhaupt ein Begräbnisplaz iſt, ſo müſſen die Alten ſehr aufmerkſam auf die Gleichheit der Denkmäler geweſen ſein, weil man auf den Steinen kein Unterſcheidungszeichen antrifft. Vielleicht erkannten ſie jedes Grab an der Zahl des Steines. Der jezt beſchriebene Berg hat den paſſenden Nahmen: der Berg der vielen Steine.

Von hier geht ein angenehmer Weg längſt der nordlichen Küſte nach dem Vorgebirge Dungsby, auf welchem man ſehr fruchtbare und gut

gut angebaute Felder antrift. Die orkadiſchen Inſeln machen unten am Horizonte einen reizenden Anblick. Einige davon liegen ſo nahe, daß man die felſichten Vorderſeiten der Vorgebirge deutlich erkennen kann, an welchen ſich die Gewalt der Ströme aus dem atlantiſchen Meere bricht. Einige fallen nur ſchwach ins Auge, und die Berge der entfernteſten ſcheinen ſich faſt im Meere zu verliehren.

Den drei und zwanzigſten Junius gieng ich von Rater nach Thurſo ab. Der Weg läuft verſchiedne Meilen über eine breite ſandichte Fläche, in deren Mitte ſich ein Berg befindet, unter welchem man bei genauer Unterſuchung Reſte einiger Bauerhäuſer antrift.

Die benachbarten Felder ſind ſehr eben, und ich bemerkte, daß noch jezt der Sand darauf herumtrieb, welcher vermuthlich bald mehr fruchtbares Land verderben wird, wenn man nicht noch zeitig genug auf Mittel fällt, ihm Einhalt zu thun. Ich muß hier deswegen eine merkwürdige Stelle aus Hrn. Pennants Werke anführen, welche auf dieſen Umſtand Bezug hat.

"Ich bemerkte verſchiedentlich auf den öſtlichen Küſten von Schotland den elenden Zuſtand, worin weitläuftige und fruchtbare Felder durch den Flugſand verſezt waren. Das Kirchſpiel Furvie in der Grafſchaft Aberdeen iſt jezt dadurch auf zwei Bauerhöfe herabgeſezt, wodurch die

Familie

Familie von Errol jährlich über fünfhundert Pfund Sterling verlohr, wie der Eid beweist, welchen der Verwalter im Jahr 1600 vor dem hohen Gerichte ablegte, welches den Gehalt des Geistlichen bestimmen wollte. Jezt sieht man hier keine andre Gebäude, als blos einige Reste der Kirche.

Das Gut Coubin nahe bei Forres giebt einen zweiten traurigen Beweis ab, welches ehemals drei hundert Pfund des Jahrs eintrug, und jezt ganz mit Sand überschwemt ist. Noch 1769 hatte diese Ueberschwemmung bei starkem Winde ihren Fortgang, der überhaupt so schnell ist, daß ein Apfelbaum in einem Jahre so weit mit Sand bedeckt ward, daß blos sein Gipfel hervorragte. Das Unglück fing vor ungefähr neunzig Jahren an, und ward dadurch verursacht, daß man einige Bäume fällte, und den Sandschilf *) ausrottete, der auf den Sandwegen wuchs. Man sah den Umstand für so wichtig an, daß im funfzehnten Jahre der Regierung Georgs des zweiten die Ausrottung dieser nüzlichen Pflanze durch eine Parlamentsakte verboten ward.

Die Holländer sind ihre Erhaltung vielleicht zum Theil dem Umstande schuldig, daß sie diese Pflanze auf ihren Sandbänken säen. Die Sandhügel

*) Arundo arenaria L. heißt auch seines Nutzens wegen schon Flugsandrohr.

hügel auf einem Theile der Küste von Flintshire in dem Kirchspiele von Llanasa sind von Natur damit bedeckt, und werden dadurch blos auf ihrer Stelle erhalten. Diese Pflanze giebt uns also ein deutliches Mittel an die Hand, den Sandfluthen Einhalt zu thun. Eine einzelne Pflanze giebt dem Sande Festigkeit, der sich in einem kleinen Hügel um dieselbe aufhäuft. Almälig werden diese Hügel immer größer, so wie die Zahl der Pflanzen zunimt, und auf diese Art entsteht so gar oft ein Damm, der dem Ungestüm des Meeres Einhalt thun kann. Die Pflanze selbst hat steife zugespizte Blätter, und wird anderthalb Fuß hoch. Die Wurzeln kriechen umher und gehn zugleich sehr tief in ihr sandichtes Bette; der Halm trägt eine fünf bis sechs Zoll lange Aehre, fast wie Roggen, und die Saamen sind klein, braun und rundlich.„

Thurso liegt am Ende eines geräumigen Meerbusens gleiches Namens, der auf der Nordostseite durch das Vorgebirge Dunnet und auf der Westseite durch ein zweites starkes Vorgebirge eingeschlossen wird. Er machte eine geräumige, und überhaupt ziemlich sichere Rhede; allein beim Nordwestwinde geht ein starker Wellenschlag gegen das Ufer. Der Hafen entsteht blos dadurch, daß die See in den Kanal des Flusses tritt, an dessen Ufer die Fahrzeuge sich dicht anlegen, um ihre Ladung einzunehmen. Die hiesige Ausfuhr besteht

haupt-

hauptsächlich in Getreide, Hafermehl, Lachs, Hering und andern Landesprodukten, wogegen Holz, Eisen, Wein, Salz, Zucker, Kleidungsstücke wieder eingeführt werden.

Man sagte mir, daß jährlich aus Caithneß vierzig tausend Boll Getreide ausgeführt würden.

Die jetzige Kirche zu Thurso war in alten Zeiten die Kapelle des Bischofs von Caithneß. Es ist ein großes stattliches Gebäude, aber ohne Zierathen. Die Abtheilungen der gothischen Fenster sind plump und häßlich, und kommen denen an der Kirche von Tain keinesweges bei. Das Schloß, in welchem die Bischöfe wohnten, stand auf einem felsichten Berge westwärts von der Stadt, und die Reste der Mauren beweisen, daß es stark und fest gebaut war. Es scheint in der Dicke der Mauer ein ähnliches Zimmer gewesen zu sein, wie die im Schlosse Braal; allein alles ist so verfallen, daß keine genaue Beschreibung dabei statt findet.

Das Vorgebirge, welches sich nordwärts in das Meer von Scrabster erstreckt, ist voller fürchterlicher Hölen. In einer großen Entfernung von den Felsen sind tiefe Gruben auf dem Anger, die wie Brunnen aussehn, und an deren Rande man unten das Meer toben höret. Zuweilen sieht man im Abgrunde so gar den weissen Schaum des Wellenschlages.

Verschiedne dieser unterirdischen Gewölber öfnen sich nach dem Meere in große Hölen mit einem hohen Eingange. Nicht weit von den Hauptfelsen giebt es einige große vom Meere umflossene Felsenmassen, die sich wie Säulen erheben, und an vielen Stellen so gespalten sind, daß die Seevögel darin einen sichern Aufenthalt finden.

Ich habe kaum nöthig anzuführen, daß bei jetziger Jahrszeit der Tag fast in einem fortdauret. Ich habe den Versuch um Mitternacht gemacht, und gefunden, daß es noch immer helle genug war, um lesen und schreiben zu können.

Da ich den Entschluß gefaßt hatte, über den gebirgigten Theil von Strathnaver nach Roßshire zu gehn, so sahe ich mich genöthigt, meine Pferde längst der Ostküste bis nach Tain zurück zu schicken. Große Pferde können wegen der ausserordentlichen Rauhigkeit der felsichten Heiden, wegen der beschwerlichen Fußsteige zwischen den Bergen, wo man oft zu klettern hat, und wegen der gefährlichen Beschaffenheit der Sümpfe und Moräste nicht gut fortkommen. Ausserdem ist es nicht möglich, Hafer und Heu in den Wüsteneien mit zu schleppen, gutes Gras trift man nur selten an, und anderes Futter ist fast gar nicht zu bekommen. Alle, welche nach den entferntern und ödern Gegenden von Strathnaver reisen wollen, müssen sich mit den dauerhaften Kleppern (pon-

(ponces) *) der dortigen Gegenden verſehn, eine Art, die vermuthlich von den orkadiſchen Inſeln herkömmt. Da dieſe das Klettern auf Felſen und das Springen von einem Hügel auf den andern in Moräſten gewohnt ſind, ſo ſchicken ſie ſich zu dieſer Reiſe ſehr gut. Herr Sinclair von Scotscalder war ſo gütig, mir ein Paar davon zu leihen. Er verſchafte mir auch einen Wegweiſer, der engliſch und hochländiſch ſprechen konnte.

Bei dem Landſitze dieſes Herrn, ungefähr fünf Meilen von Thurſo, fand ich einige Zuſchläge von Holz, die ziemlich gut fortzukommen ſchienen. In den Gärten zu Weſtfield, einem einige Meilen von dem vorigen gelegenen Landgute, giebt es einige gute Bäume. Hauptmann Dunbar, der Beſitzer davon, hat neulich am Ende eines Sees auf ſeinem Gute vortreflichen Mergel entdeckt, wovon man die glücklichen Wirkungen ſchon an dem Wohlſtande der benachbarten Höfe und an der Fruchtbarkeit ſeiner Felder ſpüren kann.

Das Haus zu Weſtfield beſteht aus einem viereckigten Thurme, ungeachtet es ein neues Gebäude iſt, und hat ſchöne groſſe Zimmer.

*) Dieſe Pferde ſind nur wenig gröſſer, als die oeländiſchen, ungemein rauh bewachſen, und faſt alle dunkelgrau. Bei Edinburg, wo man Knaben gröſtentheils darauf reiten läßt, bekommen ſie ſelbſt mitten im Winter kein anderes Futter, als was ſie auf der Weide finden. Ueb.

Das Dach ist flach, und verschaft eine vortrefliche Aussicht über die anmuthige Gegend umher.

Am 23sten Junius fand ich noch im Kirchspiel Rae einen Landmann säen, der mich versicherte, daß dies die gewöhnliche Saatzeit wäre, und er sicher wetten wollte, so früh einzuernten, als irgend ein Landmann in Schotland. Der Boden war dort auch wirklich besonders warm, trocken und sandicht, und das Korn liegt selten über sechs Wochen, bis es zur Ernte reif ist. Der Sommer ist hier also noch weit kürzer, als in Sibirien, wo man zum pflügen, säen und ernten nur neun und funfzig Tage braucht.

Zu Rae lernte ich den Prediger, Herrn Pope, kennen, der sich durch seine Beschreibung schottischer Alterthümer in Herrn Pennants Reisen bekannt gemacht hat, und mir viele gute Nachrichten ertheilte.

Ein kurzer Weg führte mich nach Sanside, einem geräumigen Landsitze auf einem felsichten Berge, den aber der Besitzer mit ausserordentlicher Mühe eben machen läßt. Man sieht, daß die Lage desselben in vorigen Jahrhunderten gewählt worden, indem der Boden von Natur unfruchtbar ist. Der Besitzer, Herr Innes, sucht aber der Gegend mit jedem Tage eine bessere Gestalt zu geben. Seine Koppeln von gesäetem Grase (einer in hiesigen Gegenden neuen Erscheinung) liefern das vortreflichste Heu, und tausende von

jungen

jungen Tannen wachsen in weitläuftigen Zuschlägen empor.

Die Küste macht hier viele kleine Buchten, die immer mit den Thälern in Verbindung stehn, welche sich zwischen den Ketten von Bergen durchschlängeln. Der Strand an den Buchten ist ziemlich eben, und besteht aus Kieseln, Muscheln und Sand, mit einigen zerstreuten Felsen. Allein die Seiten der Berge sind da, wo sie ins Meer vorlaufen, ausserordentlich hoch, steil und schrof. Oft theilen sie sich in große Felsenstücke, die bald das Ansehn von Piramiden haben, bald sich wie völlig senkrechte und vom Meere umflossene Säulen erheben. Bei einigen sind die Klüfte so groß, daß man durch sie hinsegeln kann. In diesen fürchterlichen Zellen finden die Seevögel selbst bei Winterstürmen einen sichern Aufenthalt. Einige der größern Klippen sind mit Gras bewachsen, und man ging verschiedentlich damit um, sie mit Ziegen und Schafen zu besetzen, wodurch der Anblick unstreitig noch romantischer werden würde.

Die Gastfreiheit auf dieser Küste ist fast eben so ausserordentlich, als die Landschaften selbst; denn blos der Name eines Fremden berechtigt einen zu den größten Höflichkeiten und Freundschaftsbezeugungen.

Am 26sten Junius erreichte ich Strath-naver. Ich kam verschiedne Meilen über rauhe Heiden,

auf welchen durchgehends so tiefe Furchen waren, daß unsre Pferde beständig steigen mußten.

Die Heide ist oft felsicht, und scheint überhaupt nicht leicht urbar gemacht werden zu können. Den Nachmittag kamen wir um einen steilen Berg in Strath-hallad-dale, in welchem uns bald ein Landsitz des Herrn Mac Kay zu Gesichte kam, der mit den rauhen Szenen auf unsern Wegen einen herlichen Gegensatz machte. Er liegt am Ausflusse eines sanften Flusses auf einer Anhöhe, von welcher man eine weite Aussicht über das Meer hat, und stößt an eines der anmuthigsten Thäler des bewohnbaren Theiles von Strath-naver, das zwar nur schmahl ist, aber sich einige Meilen lang auf beiden Seiten des Flusses zwischen den Gebirgen durchschlängelt. Es wächst darin schönes natürliches Gras, das eine hinreichende Höhe erhält, um gemäht werden zu können. Der Boden wird mit wenig Mühe bestellt. Man sinnt hier sehr auf Verbesserungen im Landbau, und hat darin auch schon beträchtliche Schritte gethan. Auf den Bergen ist der Boden eben so felsicht und so voller Wurzeln und Sträuche, daß sich die Arbeit, es auszubrechen, nicht bezahlt macht.

Am Thale scheint die Luft warm genug zu sein. Der Anblick der Gärten war über alle Erwartung anmuthig, da man auf einem Flecken, der mit so unfruchtbaren Ketten felsichter Berge

umgeben

umgeben ist, unmöglich so herrliche Blumen und vortrefliche Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen erwarten kann, die hier so gar eben so früh reif werden, als zu Edinburgh. Selbst Melonen und Gurkenbeete und noch viele andre Dinge trifft man hier an, die zu einem üppigen Tische gehören.

Einige Meilen dem Fluß hinauf liegen auf der Seite eines Berges verschiedne Cairne. Auf einer Anhöhe bemerkte ich ein hübsches ungefähr acht Fuß hohes Monument, und auf einer andern ein Kreuz; beide haben aber keine Inschriften.

Von einen benachbarten Berge erblickte ich die höchsten Gebirge von Strathnaver, die sich in den Wolken zu verliehren schienen. Die entferntesten nahmen fast eine völlige himmelblaue Farbe an, und dies ist immer ein Beweis, daß Berge sehr hoch sind.

Den 27 Junius sezte ich meinen Weg längst der nordlichen Küste westwärts fort. Von Strathhallad-dale blieben die Wege noch immer gleich holpericht. Nach einer Reise von sechs bis acht Meilen kömmt man nach dem Meerbusen Strathy, wo ein gestrandetes Fahrzeug lag, das zu weit auf den Strand geworfen war, um wieder abgebracht werden zu können. Da es auch hier kein Holz giebt, um einen ordentlichen Stapel zu machen, so sucht man jezt einen kleinen Bach dahin zu leiten, der es almählig in die See heben kann.

Ungefähr vier bis fünf Meilen weiter westwärts öfnet sich ein andres Thal nach dem Meere zu, welches Armis-dale genannt wird, und aus einer wilden Einöde besteht, die sich mit den wildesten Felsen auf der Küste endigt. Der Boden ist durchgehends rauh uud unfruchtbar, und das Thal selbst unbewohnt. Die Gegend nimmt hier immer ein wilderes und traurigeres Ansehn an. Die schroffen Gipfel der Berge, welche über das Thal herabhängen, erregen einen Schauder, wenn man in dasselbe kommt. Die Fußsteige werden rauher, und jeder Gang zwischen den Bergen liegt so voller Steine, daß dadurch das Reisen ungemein erschwert wird. Der beste Weg, den unsre Führer auf eine Strecke von einigen Meilen nehmen konnten, war im Kanale eines Baches, dessen Bette gewiß nicht sehr eben war. Rund um sich erblickte man nichts als eine Felsenwüste. Wir kamen endlich auf diesem Wege an die Küste, wo wir einen kleinen Strich grüner Felder um einige Fischerhütten erblickten, und die bei aller ihrer Armseligkeit doch nach einer solchen Reise viel angenehmes hatten. Sie gehörten vermuthlich zu dem nahe liegenden Schlosse Boorve, einer alten Festung auf dem Gipfel eines länglichten Felsens, der sich aus dem Meere erhebt, und blos durch eine sehr schmale Erdzunge mit den Felsen auf dem festen Lande zusammenhängt. Die Felsen sind hier ungefähr hundert

und

und funfzig Fuß hoch, und vorzüglich der, auf welchem das Schloß steht. Der Plaz um das Gebäude beträgt über zweihundert Fuß im Gevierte. Durch diesen Felsen geht eine Durchfahrt, die über zweihundert Fuß lang ist, wie ein großer Bogen oder Gewölbe, wodurch ein Boot rudern kann. Die Durchfahrt ist so lang, daß man beim Hineinkommen zweifelt, einen zweiten Ausgang zu finden. Ueberhaupt ist dies vielleicht einer der merkwürdigsten natürlichen Bogen, in der bekannten Welt.

In dem Thurme soll sich ehemals Thorkel, einer der berüchtigsten Seeräuber im zehnten Jahrhundert, dessen Torfäus erwähnt, aufgehalten haben. Der Thurm ward nachher im Jahre 1555 von dem Grafen von Sutherland belagert und zerstöret.

Auf der Küste giebt es hier eine Menge felsichter Inseln, wovon einige eine beträchtliche Größe haben. Von dem Vorgebirge jenseits des Schlosses Boorve kann man sie alle bis an den Firth von Tongue übersehn, welches auf der Ostseite dem Meerbusen von Far bedeckt. An diesem Meerbusen liegen viele gute Häuser und Aecker. Am Ende desselben steht eine Kirche und bei derselben ein gut ausgehauenes Denkmal mit einem Kreuze, das der Aehnlichkeit wegen mit dem von Aberlemny und Tarbet-neß aus einem Zeitalter zu sein scheint.

Nahe bei der Kirche von Far giebt es ein erträgliches Wirthshaus, wo wir Futter für unsre Pferde und alle mögliche Bequemlichkeit fanden.

Wir nahmen hier unsern Weg landeinwärts, ob es gleich unsre Absicht war, uns längst der nordlichen Küste zu halten. Wo es keine ordentliche Wege giebt, muß man freilich alle Umwege nehmen, welche die Klugheit den Wegweisern eingiebt, um die Moräste und Brüche oder die steilen Gebirge zu vermeiden. Wir kamen auf diesem Umwege über eine kleine angebaute Ebene, die von einem Bache gewässert ward, an dessen Ufern Hütten und Bäume standen; allein als wir ein Paar Meilen die benachbarten Anhöhen hinaufgekommen waren, zeigte sich die Natur wieder in ihrer völligen Wildheit, und wir mußten uns durch traurige Einöden zwischen lockern Steinen durcharbeiten, zwischen welchen man oft kaum Raum genug fand, den Fuß hinzusetzen.

Am Abend ging unser Weg längst dem Ufer eines Sees hin, und war hier zwar auch steinicht, aber dennoch angenehmer als die Gegend mitten zwischen den felsichten Bergen. Eine Menge dick mit Holz bewachsener Inseln bedeckte die Fläche des Wassers, auf welcher sich die hohen Berge von Ben-lugal spiegelten, welche einen vortreflichen Hintergrund auf diesem Gemählde ausmachten. Vom See schlugen wir uns nordwärts durch ein steinichtes enges Thal nach dem

Meere

Meere zu. Die Bergkette auf der Weſtſeite endigte ſich in ſteile Spitzen von außerordentlicher Höhe, und von derſelben war eine große Menge Steine herabgerollt, die unſern Weg ſehr beſchwerlich machten. Andre ungeheure Maſſen ſchienen in der Höhe ganz los zu hängen, und drohten jeden Augenblick herabzufallen. Auf der andern Seite der Berge zeigte ſich aber ein anmuthiger Anblick, da man Tongue, einen Landſitz des Lord Reay zwiſchen ziemlich hohen Bäumen, und Gärten, nebſt einem Dorfe und einer Kirche erblickte. Die angebauten Felder, welche oben mit einem friſchen Grün bedeckt waren, erſtreckten ſich bis an die Ufer des Firth, an deſſen Mündung es viele Inſeln giebt. Einige davon ſind ziemlich groß, aber keine hat Einwohner. Zwei davon dienen zu Kaninchenwerdern, auf den übrigen giebt es verſchiedne Arten Wildprett.

Nahe am Strande, da wo das Ufer des Firth am ebenſten iſt, war ehemals ein Seehaven, welcher Strath-naver zum öffentlichen Markte diente. Der Firth macht hinter den Inſeln auch würklich einen vortreflichen Hafen. Man hatte faſt ganz vergeſſen, daß hier jemals eine Stadt lag, allein den 27 Julius 1751 fiel ein ſo heftiger Regen auf den nahe liegenden Gebirgen, daß ganze Ströme ins Thal hinabſtürzten, und eine große Lage Sand mit ſich ins Meer ſchleppten. Als dieſe neue Sandbank weggeräumt wurde, entdeckte

man

man die Ruinen der Stadt. Ganze Reihen von Gebäuden erschienen, die seit undenklichen Zeiten unter dem Sande gelegen hatten, und einen neuen Beweis von der Verwüstung des Flugsandes abgaben.

In dieser Gegend, die gewöhnlich Lord Reays Land genannt wird, giebt es verschiedne Flüsse mit Lachsen. Auf dem Naver werden ungefähr vierzehn Leute gebraucht, die in einer Jahrszeit siebenzig bis achtzig Fässer fangen. Die kleinen Flüsse Hope, Durneß, Layford, liefern zusammen nicht mehr Lachs, als der Naver allein. Dieser Lachs wird in Booten nach Findhorn gebracht, welche die Fässer dazu mitbringen, und von dort nach andere Märkten weiter verführt.

Es werden ungefähr achtzig Tonnen Kelp des Jahrs auf dieser Küste gemacht.

Auf dem Wege von Tongue kam ich bei einem alten viereckigten Thurme vorbei, der Barcastle, oder Castle-varrich genannt wird, und auf einem schroffen Berge steht, von welchem man eine Aussicht über den Firth bis ans Meer hat. Wir blieben die Nacht in Ribby-dale, einem romantischen offenen Thale, welches von schroffen und hohen Bergen eingeschlossen ist. Ein großer heller Bach schlängelt sich durch das Thal zwischen Bäumen von verschiedner Größe hindurch. Rund umher findet das Auge prächtig wilde Gegenstände; auf der einen Seite erstrecken sich felsichte

Heiden

Heiden bis an den Berg Ben-hope, auf der andern erblickt man die dunklen und fürchterlichen Anhöhen, die sich jenseits Tongue erheben. Nordwärts geht ein steiler Weg nach der Anhöhe hinauf, auf welcher das Schloß Bar steht, auf der Südseite hingegen erhebt sich der hohe Ben-Lugal in aller seiner Pracht. Er bekömmt von der Seite des Thales gleich eine fast unabsehliche Höhe, und besteht auf dieser Seite blos aus einer Menge-Felsen, zwischen welchen man einige Bäume und Gesträuche und zerstreute grüne Plätze erblickt. Einige unregelmäßige Striche Holz die unten am Ende des jähen Abhanges zerstreut sind, umgeben seinen ungeheuren Fuß und erstrecken sich bis unter die sanftern Schönheiten des Thales, wodurch die Landschaft ungemein prächtig und anmuthig wird. Den folgenden Morgen machte ich mich nach dem berühmten Thurme Dun-Dornadilla auf den Weg, welcher über den Berg Ben-hope ging. Der gerade Weg lief eigentlich zwischen den Bergen Benlugal und Ben-hope durch, allein meine Wegweiser hielten ihn nicht für sicher, da die häufigen Regengüsse von den Bergen den Boden ganz morastig gemacht hatten. Wir waren so gar genöthigt, noch einen neuen Wegweiser mitzunehmen.

Der Gipfel des Berges Ben-hope theilt sich oben in zwei Spitzen, zwischen welchen wir unsern

Weg

Weg durch nehmen mußten. Wir stiegen vom Thale auf den Berg gerade hinauf, und einige Zeit lang blieb der Abhang ziemlich gut, allein man mußte den Fußsteigen zwischen den großen hervorragenden Felsenklumpen folgen. Runde Steine und mit Heide bewachsene Hügel füllten den Zwischenraum aus. Je steiler der Berg ward, desto unebener wurden auch die Wege, allein unsre Klepper marschirten ganz gleichgültig darauf fort. Ich wollte absteigen, allein meine Führer widerriethen es mir, weil ich noch genug würde klettern müssen. Ich glaubte zwar, daß sie die Sache übertrieben, da ich mir kaum einen schlechtern Weg denken konnte, allein in weniger als einer Stunde ward ich von der Wahrheit ihrer Angabe überzeugt.

Die großen Klüfte, welche die Regengüsse im Winter ausgehöhlt hatten, waren so häufig und unregelmäßig, daß man ihnen unmöglich ausweichen konnte. An vielen Stellen war die Erde ganz weggespült, so daß man bloß den nackten Felsen sah, an andern bestand sie aus einem nicht zu ergründenden Schlamme. Wo der Abhang etwas ebener und nicht felsicht oder morastig war, fand man hohe und dichte Heide, so daß man auf jedem Schritte neue Mühe fand, durchzukommen. Die Klepper folgten uns von selbst nach und hielten genau Schritt mit uns, wir mochten uns durch das Gesträuch durcharbeiten, oder klettern, oder springen.

Zuweilen war der Berg so steil, daß wir lange Seitenwege machen mußten. Jedoch war diese Mühe nicht ganz ohne Vergnügen, indem bald mosichte Felsen über unsern Häuptern hingen, und bald sich wieder düstre Höhlen vor uns öfneten; bald wieder der Anblick in die Tiefe uns ergötzte. Um Mitag kamen wir auf eine ebene Stelle, wo wir grüne Kräuter und grobes Gras antrafen, und unsre Pferde weiden ließen. Dies schien die gewöhnliche Stelle zu sein, wo sich müde Reisende erfrischen. Sie ist blos an der Südostseite offen, sonst aber ganz vom Berge eingeschlossen. Der Tag war ziemlich heiter und die Luft warm, aber hier augenscheinlich reiner, so daß das Auge auch hier weit heller sehn konnte.

Der Anblick des nordlichen Meeres voller zerstreuter Inseln, die ungeheuren Klippen, die an den steilen Küsten hervorragen, nahm sich von dieser Höhe vortreflich aus. Ein Umstand erregte meine Bewunderung nicht wenig. Ich hatte den Abend vorher eine Zeichnung vom Firth von Tongue, von Bar-castle aus gemacht, und folglich genau darauf gemerkt, wie sie sich ausnahm, und fand jezt, daß nach einer Reise von einem halben Tage die Entfernung kaum zugenommen zu haben schien, und sich jeder Theil des Prospects eben so deutlich zeigte. Die Aussenlinien der Gebäude zu Tongue konnte man so genau erkennen, daß man hätte glauben sollen, man würde in einer halben Stunde hinunterkommen können.

So bald wir glaubten, daß sich unsre Pferde genug würden erfrischt haben, sezten wir unsre Reise den Berg hinauf fort, und kamen bald in

die Wolken, welche seinen Gipfel umschwebten. Anfänglich benahm uns blos der Nebel die Aussicht, aber bald nachher fühlten wir merkliche Kälte, so wie wir fortgingen. Als uns der Horizont auf der andern Seite zuerst erschien, kamen plötzliche Windstöße zwischen die Klippen, in welche sich der Gipfel des Berges theilt, und trieben die Wolken so lange im Winkel herum, bis sie sich in Regen und Flocken auflösten. Es ward dabei merklich kalt, und der Wind sehr durchdringend. Wir beschleunigten unsre Schritte, um über den höchsten Theil unsers Weges zu kommen, und kamen bald wieder in einen mildern Himmelsstrich.

Wir hatten eine weite Aussicht vor uns her, allein alles war außerordentlich wild und öde. Die Berge zeigten nichts als Heide und Felsen, zwischen welchen ungestaltete Seen und Pfuhle, die von ungeheuren Anhöhen überschattet wurden, die Wildnis in ihrer traurigsten Gestalt zeigten. Allein ungeachtet dieser düstern Aussicht mußten wir doch in diese öden Gegenden hinabsteigen.

Am Abhange des Berges fanden wir anfänglich ziemlich festen Boden. Die Felsen waren ziemlich eben und mit festen Rasen verknüpft, und da wir den ebensten Striche leicht folgen konnten, so legten wir eine große Strecke in kurzer Zeit zurück. Allein wir kamen nur zu bald an das Ende dieser guten Bahn, und stießen auf einen fürchterlichen Moor, über welchen erbärmliche Fußsteige führten. Oft zitterte und schwankte der Boden unter unsern Füßen, und bei jedem Schritte sprang das Wasser in kleinen Strömen hervor, so daß wir alle Augenblicke befürchten mußten, unterzusinken.

Einer

Einer von unſern Kleppern brach auch wirklich durch und ward nicht ohne viele Mühe herausgebracht. Die Schilfbänke waren unſre größte Hülfe, da ihre durcheinander geflochtene Wurzeln die Oberfläche feſt machte. Wo ſie aber weit aus einander ſtanden, ward unſre Lage wirklich beunruhigend, hauptſächlich da wir von allen Wohnungen, Adlerneſter ausgenommen, entfernt waren.

Nach einem Marſche von einer Stunde kamen wir aus dieſem Sumpfe auf eine feſte Anhöhe, und von dieſer auf den Rücken eines Berges mit welchem ſich der Abhang vom Benhope und zugleich Strathmore endigt. Wir erblickten von hieraus Dun Dornadilla, worüber wir bald unſre ausgeſtandnen Beſchwerden vergaßen. Es ſteht an dem Ufer eines anmuthigen Fluſſes, welcher das Thal durchſchneidet. Das Grün des Thales und hin und wieder aufwachſendes Getreide machten einen reizenden Anblick in dieſer fürchterlichen Wildniß, welcher durch eine einſame Hütte auf der beſten angebauten Stelle noch erhöht ward. Rund umher hörte man das Geräuſch von Bächen, die in ihren tief ausgehölten Felſenbetten herabrollten. Maleriſche hohe Berge begränzten die Ausſicht, wovon der höchſte über ſeine ſteilen Seiten herabhing, und dem Thale mit ſeinem Falle den Untergang drohte.

Nach der Beſchreibung eines Ungenannten in Pennants Reiſen durch Schotland erwartete ich mehr, beſonders in der Bauart des Thurmes, der aber andern runden Thürmen und vorzüglich dem zu Glen-ely völlig ähnlich iſt.

Ich ſehe nicht den geringſten Grund, warum einige dieſe Thürme für gottesdienſtliche Gebäude

haltn wollen. Sie sind völlig zu sichern und bequemen Wohnungen eingerichtet. Die innere Mauer eines jeden ist durchgehends senkrecht, so daß man auf keine Art vermuthen kann, daß sie nach Art der Kammern in den Cairnen oben zusammenschlossen. Wahrscheinlich hatten sie aber besondre Dächer von Holz, da die Kreise von Steine, die man auf einer gleichen Höhe auf der innern Seite antrift, vermuthlich dazu dienten, den Enden der Balken Haltung zu geben. Die Muthmaßung, daß die Erbauer den Gebrauch des Eisens nicht kannten, beweist nichts gegen diese Meinung, da die leztern Reisen nach der Südsee uns gelehrt haben, daß man nicht allein Balken und Bretter schneiden, sondern so gar schönes Schnizwerk ohne metallene Geräthschaften machen kann. Von welcher Art das Dach aber auch sein mochte, so ist so viel gewiß, daß es nicht über den ganzen Raum des Gebäudes sich erstreckte, weil sonst die Hallen dunkel und unangenehm geworden wären. Und da noch jezt die Zimmer uud Gänge in den Mauren Fenster nach innenzu haben, so würden auch diese überflüssig gewesen sein, wenn kein Licht hätte hineinfallen können. Vielleicht kam durch diese Oefnungen der Wind in Wirbeln und machte des Nachts die Harfentöne, welche die alten Schotten als Vorbedeutungszeichen ansahn, und worauf in Ossians Gedichten oft angespielt wird. Einige von den viereckigten Fenstern gehn nicht ganz durch in die Kammern oder Gänge, sondern dienten zu einer Art von Schränken, worin vielleicht Trinkmuscheln oder andre schäzbare Geräthe aufbewahrt wurden.

Der

Der Grund, warum Dun Dornadilla keine Festung gewesen sein soll, weil es nämlich von einem nahe liegenden Berge bestrichen werden kann, ist nicht von Bedeutung, da Pfeile von einer benachbarten Anhöhe keine Wirkung haben konnten, und diese nicht so nahe liegt, daß man große Steine hätte in die Festung werfen können. Mir deucht, daß es zu diesem Endzwecke auf der besten Stelle in diesem weitläuftigen Thale liegt, da es weit genug vom Flusse ist, um vor Ueberschwemmungen sicher zu sein, und gegen den Nordwind von dem oben erwähnten Berge gedeckt wird.

Dies ist noch unter allen runden Thürmen vermuthlich der, welcher sich am meisten erhalten hat, und scheint blos durch die Zeit gelitten zu haben, da er von Menschen so entfernt ist. Ich sah einige näher an der Küste von Strathnaver, allein diese waren ganz zerstört, da sie Stof zu andere Gebäuden hergegeben hatten. Dun Dornadilla soll nur sieben Meilen von der nordlichen Küste liegen, allein man braucht vom Ende des Firth von Tongue eine lange halbe Tagreise dahin. Das Thal öfnet sich einige Meilen weiter hinab in den Loch Eribol, einen sichern und weitläuftigen Hafen, der vielleicht blos dem Meerbusen von Cromarty unter allen schotischen Häfen weicht.

Der höchste Theil der Mauren von Dun Dornadilla ist nicht über dreißig Fuß hoch, aber vermuthlich höher gewesen, denn die Thür, welche über sechs Fuß hoch gewesen sein muß, war zur Hälfte mit Schutt angefüllt, der von oben herabgefallen war. Das Gebäude hat beinahe hundert und funfzig Fuß im Umkreise, und der innere Plaz

etwa fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser. Es giebt drei verschiedne Reihen Zimmer und Gänge in der Mauer. Ich stieg verschiedne Treppen vom ersten Stockwerke zum zweiten hinauf, aber die zum dritten schien zu enge zu sein, weil vermuthlich viele von den Steinen eingefallen waren.

Der Thurm selbst hat den Namen von einem Könige, den unsre ersten Geschichtschreiber Dornadilla nennen. Er soll ein großer Jäger gewesen sein, die ersten Jagdgesetze eingeführt und acht und zwanzig Jahre in Friede und Ueberfluß regiert haben. Er starb zweihundert und drei und dreißig Jahre vor Christi Geburt.

Dies Thal, das von seiner Größe den Nahmen Strath-more hat, heißt auch Strath-Arindal. Bischof Stillingfleet sucht darzuthun, daß Arindal, der Nahme des Thales, und Dornadil, der Name des Thurms, eigentlich einerlei sind, und daß beide von dem tapfern Krieger den Namen haben, der sich in dem Thale aufhielt, und den Thurm baute. Es giebt noch jezt ein bekanntes hochländisches Lied, welches fast eben dies beweiset, und zugleich anzeigt, daß dieser Thurm dazu bestimmt war, in den Zeiten des Faustrechts Einfälle in die Ebenen von Caithneß zu erleichtern.

Diese Zeiten, und die Menge dieser Gebäude beweisen hinreichend, daß sie nicht zu Tempeln bestimmt waren; denn sonst hätte die ganze Nation aus Priesten bestehn müssen. Daß sie immer nahe am Wasser lagen, beweiset nichts, weil dies zu häuslichen Endzwecken eben so nothwendig ist, als zu gottesdienstlichen. Ihre runde Figur bedeutet eben so wenig, da die gottesdienstlichen Kreise aus

großen

großen gleich weit von einander abstehenden aufgerichteten Steinen bestanden. Diese Steine sind viel oder wenige, und machen einen oder mehrere Kreise aus; so daß man sie von einem einfachen Kreise an, bis zu dem vollkommeren Bogentempel zu Stonehenge antrift. In den nordischen Reichen findet man ähnliche, und diese zeigen uns auch vermuthlich das Volk an, von welchem sie ihren Ursprung nahmen.

Aus diesem Thale laufen die Berge westwärts in die fürchterlichen Klippen von Edrahills über, in deren Klüfte die Natur allen Zugang verboten hat, denn wenn man nur etwas hinuntersteigt, so sieht man sich von allen Seiten mit so ungeheuren Felsen umgeben, und die schroffen Berge hängen so sehr über, daß der größte Muth dabei sinken muß. Wir schlugen uns südwärts nach Strath-more hinauf, und indem wir die benachbarten Höhen hinankletterten, fanden wir eine viele Meilen lange Ebene vor uns, die sich zwischen den Abhang der Berge durchwand. Die Weide darauf ist gut, allein oft giebt es rauhe und schroffe Stellen und viele Pfuhle dazwischen. Dies weitläuftige Feld scheint auf unsern Karten unter der Benennung von Dirry-more-foreſt bezeichnet zu sein, ungeachtet jezt kaum eine Spur von einem Baume darauf zu entdecken ist.

Auf diesen kleinen Strich sah ich zahlreiche Heerden Hornvieh. Nahe bei der Stelle, wo sie weideten, hatte der Hirte eine erbärmliche Hütte, in welche man kriechen mußte. Man konnte nicht aufrecht darin stehn, und der ganze Vorrath darin bestand aus einem Bette von Stroh, einer Flasche

Milch und einigen Stücken Brodt. Mir kam diese Hütte um desto trauriger vor, da sie so weit von andern menschlichen Wohnungen entfernt war.

Diese Weiden werden auf der Ostseite von einem ausserordentlichen rauhen Meere eingeschlossen, der sich bis an den großen See erstreckt, welcher Loch-Loyal genannt wird. Die Heide, die hier fast die Höhe vom Gesträuche erreicht, macht den Weg ungemein beschwerlich, und da das Meer ebenfalls an einigen Stellen sehr unsicher war, so hielten wir es für besser, grade auf den See zuzugehen, dessen Ufer uns einen bequemen Weg anbot, ungeachtet es auch voller Steine lag. Einige große Inseln auf dem See, die mit einem weit lebhafteren Grün bedeckt waren, als die Felder an seinen Ufern, verschönerten den Anblick des Wassers, welches sich nach einer Strecke von etlichen Meilen hinter den nordlichen Bergen verlohr.

Verschiedne Meilen nach Südosten erstreckt sich Loch Naver, ein hübscher sieben bis acht Meilen langer See, aus welchem ein Fluß in den Meerbusen von Far fällt, auf welchem Lachse bis an die Ufer des Sees steigen. Der hohe Berg Cliberg erhebt sich auf der Westseite des Sees, und schüzt den benachbarten Boden vor rauhen Winden. Auf dem Berge selbst giebt es gute Weide, und um denselben trift man zerstreute Wälder von Birken und Haseln an, in welchen sich wilde Ziegen und Rehe aufhalten. Ehemals war auch ein Ueberfluß von Tannen darauf; allein jezt sieht man bloß vermoderte Reste von ihnen auf dem Boden. Die ebenern Theile des Berges sind voller Hornvieh und Schafe, die zu einigen Bauerhöfen am

Ufer

Ufer des Sees gehören. Dies scheint einer der angenehmsten Theile von Strathnaver zu sein. Vom südwestlichen Ende des Sees sind nur einige Meilen bis Mouasdale, einem auf einer schönen Ebene belegenen Dorfe. Diese Ebene wird durch einen kleinen Fluß gewässert, der sich in verschiedne Zweige theilt. Die Rasen an seinen Ufern sind dicht mit fettem Grase bewachsen; der benachbarte Acker scheint von Natur fruchtbar zu sein, und zum Anbau nicht viel Mühe zu erfordern.

In dem Wirthshause, wo wir übernachteten, fanden wir allerhand Erfrischungen, und bald wird man sich auch ein Federbette zur Bequemlichkeit der Reisenden anschaffen, allein ich mußte noch auf Heide schlafen. Die Wirthin glaubte, daß ich vortreflich schlafen würde, weil der Schilf, aus welchem mein Küssen bestand, eigenhändig von ihr den Abend aus dem Moore war geholt worden. Buchanan und Smollet rühmen das Heidebette sehr, indem man sehr weich darauf liegen soll, weil die Hochländer die Wurzeln sehr geschickt nach unten zu legen wissen, daß bloß der weiche Theil des Krautes oben bleibe. Ausserdem schreiben sie dem Kraute selbst eine erquickende Kraft zu. Allein ich glaube, daß bei Arbeit ein nicht verzärtelter Körper auf jedem Lager Schlaf findet. Mir kam das Heidebette sehr unbequem vor, und ich war hier noch wegen meiner Lage beim Heerde dem Uebel ausgesezt, daß durch die Oefnung, die zugleich zum Fenster und Schorstein diente, der Regen häufig auf mich einschlug. Am nächsten Morgen sah ich zu meiner Verwunderung die benachbarten Berge mit Schnee bedeckt, ein um Johannis aus sehr

ungewöhnlicher Anblick. Der Wind von den Bergen ertheilte der Luft dabei eine wahre Winterkälte.

Von Mouas-dale kamen wir wieder über sehr unangenehme und unsichere Moore; allein nachdem wir einen öden Berg überstiegen hatten, trafen wir einige Meilen lang einen guten Weg an, der auf den Ufern eines Baches fortläuft. Der nächste Berg, ungefähr neun Meilen von Mouas-dale, besteht fast aus kahlen Felsen. Auf dem Gipfel desselben giebt es eine Piramide von rauhen Steinen, welche hier den halben Weg nach Larg anzeigt. Hier pflegen Reisende sich sonst etwas auszuruhn, allein der Wind und Regen trieben uns weiter. Als wir das benachbarte Thal erreichten, ward das Wetter heiterer. In der Mitte eines schönen grünen Platzes, der von einem Bache umgeben ist, liegt ein viereckigter Berg von Erde und Steinen, der mit Rasen bedeckt ist und Lord Reays Tisch heißt. Ein Sofa von dem nämlichen Stoffe ist in gehöriger Entfernung um den Tisch geführt, und am einen Ende desselben eine Art von großem Stuhle angebracht, der wahrscheinlich einen Vorzugsplaz ausmachen sollte. Da das ganze Werk noch ganz unversehrt ist, so ist es vermuthlich erst in diesem Jahrhunderte zur Bequemlichkeit der Familie des Lord Reays angelegt, wenn sie auf ihrer Reise von ihrem Sitze zu Tongue nach Süden hier vorbeikommen. Wir speisten hier eine Stunde, da unsre Klepper hier auch vortrefliche Weide am Ufer des Baches fanden.

Acht bis zehn Meilen weiter war das Land nicht mehr so bergigt und rauh, und viele Felder würden den Anbau reichlich belohnen, wenn man das Wasser

aus

aus denselben wegschafte. Um die Bäche giebt es schönes Gras. Es würden sich hier eine Menge Einwohner ernähren können, und es ist Schade, daß die Eigenthümer nicht mehr Fleiß zur Bevölkerung dieser Gegend anwenden. Die Berge hingegen werden nicht leicht bebaut werden können, da sie zu unfruchtbar und felsicht sind, und in den meisten Gegenden von Strathnaver sind die Moräste in den Thälern zwischen denselben zu tief, um jemals bewohnt werden zu können, und blos Erdbeben oder Ausbrüche feuerspeiender Berge werden sie in der Zukunft wohnbar machen.

Wir erblickten von hieraus die schön besezten Ufer von Loch-shin, nebst dem Dorfe und der Kirche von Lary, bei welchem die gebahnten Wege wieder anfangen, deren Mangel auf einer Strecke von hundert Meilen unsre Reise sehr erschwert hatte.

Ich bin überzeugt, daß die meisten innern Theile von dieser Gegend auf den schottischen Karten sehr unrichtig angegeben sind, und daß die Namen vieler Plätze entweder ganz fehlen, oder doch weit von ihrer eigentlichen Stelle entfernt sind. Ich hatte Dorrets Karte bei mir, und fand, daß die Entfernungen auf der östlichen und nordlichen Küste so genau angegeben sind, daß man genau darnach die Zeit bestimmen konnte, in welcher man einen Ort erreichen würde. Allein die Entfernung von Mouasdale, die auf der Karte etwa vier bis fünf Meilen beträgt, wird auf achtzehn geschäzt, und wir brachten auf der Reise dahin fast einen ganzen Tag zu.

Loch-shin ist ein angenehmer und ziemlich großer See, der sich zwischen den Bergen durchschlängelt. Die Hölzungen erstrecken sich an vielen

Stellen

Stellen bis an das Wasser. Er soll zwanzig Meilen lang sein, allein man kann nur einige Meilen davon übersehn. Nahe bei der Kirche von Larg macht der Loch-Shin auf beiden Seiten einer Insel zwei breite Wasserfälle, und macht bald darauf, da seine Ufer sich verengern, einen Fluß gleiches Namens, der mit großer Schnelligkeit seinen Lauf in den See Dornoch nimmt. Ungefähr zwei bis drei Meilen von seinem Ausflusse macht der Shin einen hohen und prächtigen Wasserfall, indem er sich von einem hohen Felsen herabstürzt, der quer über denselben hinläuft. Das Geräusch dieses Wasserfalls wird in einer großen Entfernung gehört. Der Weg dahin geht durch ein Birkenholz, und ist voller Felsen und Dornsträuche. Man muß sich blos nach dem Geräusche richten, indem kein Weg unter den Bäumen zu sehn ist. Der Fall ist so heftig, daß man mir versicherte, einige Waghälse wären zwischen dem Felsen und Strome herum gegangen, welches mir aber ohne die äußerste Gefahr nicht möglich schien.

Von der Fähre zu Invershin hatte ich eine vortrefliche Aussicht über den Firth von Dornoch, an dessen Ufern man eine Menge Bauerhöfe und alle Spuren eines thätigen Fleißes entdeckte. Die Fähre, die hin und her segelnden kleinen Schiffe, und die bei ihrer Befrachtung beschäftigten Leute, die Fischer bei ihren Netzen, und die herrlichen Aussichten in Roßshire machten einen vortreflichen Gegensaz mit den öden und unfruchtbaren Gegenden, durch welche ich eben gekommen war.

Am dreißigsten Junius hielt ich mich zu Dun-Allishaig, einem runden Thurme auf dem südlichen Ufer des Firth, auf. Dies ist ein prächtiges Gebäude

in

in seiner Art. Die Mauer ist zwölf Fuß dick. Im untern Stockwerke trift man vier Kammern mit engen Zwischengängen an. Ungefähr neun Fuß vom Boden ragt auf der innern Seite ein Kreis von Steinen hervor, der breit genug ist, um ganz um diese Seite des Gebäudes gehn zu können. Eine Stuffe höher öfnen sich vier Thüren in das zweite Stockwerk, dessen Zimmer durch eine enge Treppe mit denen im untern Stockwerke in Gemeinschaft stehn. Der innre Hof hat sieben und zwanzig Fuß im Durchmesser. Jezt ist kein Theil der Mauer über sechszehn Fuß hoch. Die benachbarten Einwohner sagten, es wäre der Thurm des Fingal, und erzählten wunderbare Dinge von der Stärke dieses Helden.

Zwischen Dun-alishaig und Tain giebt es einige Denkmalsteine, wovon sieben besonders berühmt, und über den Gräbern sieben norwegischer Prinzen errichtet sein sollen, die sich mit vornehmen Kaledoniern durch Heirathen verbunden und sich unter ihnen niedergelassen hatten, allein in bürgerlichen Kriegen ihren Tod fanden. Diese Obelisken sind aber gewiß zu verschiednen Zeiten errichtet; einer davon zu Cariblair scheint vorzüglich alt zu sein. Es ist ein roher ungefähr zwölf Fuß hoher Stein, mit einigen mathematischen Figuren und einem Fische über denselben, der auf einem runden aufgeworfenen Hügel steht. Ein zweiter Obelisk zu Edwarton, einem anmuthigen Dorfe, stellt einen Reuter zu Pferde in ziemlich guter erhabener Arbeit vor. Ueber demselben befindet sich ein Kreuz in einem regelmäßigen Kreise.

Von Edwarton ritt ich sechs Meilen nach Tain, wo sich meine Reise durch Caithneß, Sutherland und Strathnaver endigte.

Ich eilte von hieraus auf bessern Pferden nach Hause. Bei der Stadt Cromarty ging ich über den Firth. Die Stadt liegt unter dem südlichen Vorgebirge. In derselben wird jezt eine ansehnliche Seilmanufaktur und eine Brauerei angelegt, die gut fortkommen sollen. Auf dem Vorgebirge, welches den Meerbusen deckt, giebt es einige schöne Hölzungen, durch welche Hr. Roß, der ein hübsches Landhaus in der Nähe der Stadt besizt, schöne Gänge hat hauen lassen, von welchen man eine vortrefliche Aussicht über die schroffen Felsen längst der Seeküste und auf der andern Seite über die reichen Ufer des Firth hat, die sich bis Dingwall erstrecken.

Von Cromarty bis zur Fähre von Arbersien ist der Weg nur kurz. Von Arbersien konnte ich Fort George, eine neue Festung sehn, die nach der Empörung im Jahre 1745 angelegt ward, um die Einfahrt in den Firth von Inverneß zu sichern, und bei einer künftigen Empörung zum Waffenplaze zu dienen. Die Unkosten, die es verursachte, waren unermeßlich. Bei dem gegenwärtigen veränderten Zustande der Sachen, dient es blos zu einem Denkmale jenes unruhigen Zeitpunkts.

Bemerkungen

auf

einer Reise

durch

einen Teil Schwedens

im Jahr 1780

von

Johann Georg Büsch, Prof.

Digitized by Google

Ich gieng in Gesellschaft eines jungen Freundes, der vorhin als Eleve meines Instituts bei mir gelebt hatte, den 1sten August 1780 zu Elsenör über den Sund, damals nur in der Absicht, bis Gothenburg und an den berühmten Wasserfall bei Trollhätta zu gehen, um teils eine dort schon ausgeführte Arbeit zu sehen, teils den mir schon lange bekannten Entwurf zu deren völligen Ausführung auf der Stelle selbst zu beurteilen. Von Helsingburg gieng ich indessen noch etwas südwärts nach Landscrona, einer von denen wenigen Schwedischen Städten, die jezt in einer ins Auge fallenden Aufnahme sind. Diese Aufnahme hat sie der Betriebsamkeit einiger ihrer Bürger, insonderheit des Herrn Directors Gidrloff zu danken, welcher dort verschiedene Manufacturen in Gang gesezt hat und darin erhält. Es entsteht daher hier eine neue Stadt neben der alten, welche noch ganz das schlechte Ansehen andrer kleinen Schwedischen Städte hat. Bei ihrer jetzigen Aufnahme sucht man der See einen von derselben sonst überschwemmten Platz abzugewinnen. Zu dem Ende sind eine Anzahl Pumpwerke angelegt, die durch leichte Windmühlen, jede mit sechs Flügeln, getrieben werden. Es war mir sehr leid, sie bei der trocknen und stillen Witterung nicht im Gange

zu sehen, und mich von ihrer Wirkung, die man mir sehr hoch anrühmte, durch den Augenschein überführen zu können. Es wird mir doch schweer anzunehmen, daß die Trockenhaltung dieses kleinen Platzes nicht viel wolfeiler durch andre Schöpfwerke, die wir hier kennen, und welche in Schweden nicht bekannt zu sein scheinen, bewirkt werden könnte. Dieser Plaz hat den einzigen brauchbaren Hafen, den die Crone Schweden am Sunde besizt. Auf der Insel, die ihn deckt, ist ein Fort sehr gut angelegt, aber noch nicht vollendet. Man war in Dänemark sehr aufmerksam auf diese Arbeit, und dort hieß es, daß der König eine Galeeren-Flotte hier unterhalten wollte. Aber es fehlte noch viel an der Vollendung des Havens zur nöthigen Sicherheit, und die Ausführung eines solchen Vorsatzes mag man sich noch sehr weit hinaus gedenken.

Der Teil Schonens von Landscrona bis an die Hallandische Grenze ist noch nicht der fruchtbarste. Er hat hin und wieder viel Sand, aber gar keine Heiden, die einen Teil Hallands unfruchtbar und unangenehm machen, bis die Felsen ihren Anfang nahmen. Diesen Anfang sahen wir bei Laholm in dem Flusse, der über dieselben herstürzt. Von hier an bin ich über siebenzig Schwedische Meilen durch Halland, Westgothland, Smoland und Bleking gereiset, ohne daß wir diese Felsen auch nur auf eine Meile weit verlohren hatten. Die

Felsart

Felsart ist überall ein grauer Granit. Nur in Einer Gegend, nemlich an der prächtigen Felsenwand, die den grossen Wenner-See im Süden einschließt, sah ich einen Gneiß auf dem Granit aufgesezt. Ich bin gewiß, daß die Naturforscher in diesen Gegenden sehr viele Bestättigungen der neuen Meinungen in der Litho- und Geogonie, aber auch viele Gründe und Veranlassungen zu näheren Bestimmungen derselben finden würden. Keiner dieser Felsen ist sehr hoch. Ich habe auf dieser ganzen Reise keinen Felsenberg, dem ich nach dem Augenmaaß über 200 Fuß Höhe beilegen mögte, gesehen. Dies aber habe ich sehr deutlich bemerkt, daß diese Felsart so gut, wie andre, ihre Lagen oder Schichten hat, wenn sie gleich dem ersten Anblick nicht so sichtbar sind. Sie ist auch sehr zum Verwittern und Brechen geneigt. Doch schien dieß insonderheit davon abzuhängen, wenn Sonne und Nässe auf die Berge seitwärts trafen. Die Natur kann nicht leicht einen wildern Anblick, als zwischen Warberg und der nächsten Station Backa haben. Diesseits Backa fuhren wir längst einem langgestreckten Felshügel, von welchem ungeheure Trümmer herabgeschossen waren, und die Felswände selbst noch immer neue Trümmer fallen zu lassen droheten. Jenseits Backa aber kamen wir in ein schönes Tahl, das ostwärts von einer langen Felsenwand eingeschlossen war, welche zwar schräg aber ganz glatt abgeschnitten erschien,

keine Risse und am Fuß keine Trümmer hatte. Aber man sahe doch deutlich, daß die Lagen des Gesteins sich nach dieser Seite herstreckten, und in dieser glatten Fläche endigten. Ich habe dieß in mehreren Gegenden bemerkt. Ganz ähnlich ist sich diese Felsart nicht. Herr Thunberg, ein Mann, von dem ich noch viel zu sagen habe, merkte mir an, daß sie bei Trollhätta viel weicher und leichter zu bearbeiten, als in Landscrona, sei. Auch formt sie sich auf verschiedne Weise. Bei Kungsbacka, Gothenburg und Bahus bildet sie sich in einzelne isolirte Felshügel, und hier ist die Gegend romantisch schön. Weiter hinauf längst der Elf und dem Wenner-See streckt sie sich in ungeheuren Felsenwänden fort. In Smoland aber und in Blecking biß in Schonen hinein zeigt sie sich auf folgende Weise. Das ganze Land ist hügelicht ohne erhebliche Berge. Zuweilen gelangt man in beträchtliche Ebenen, wo man kein Gestein bemerkt, und das Land zeigt sich fruchtbarer. So bald man aber das Gestein aus den Hügeln sich hervorheben sieht, so bedecken die Trümmer desselben das Feld überall, und machen es für jede Cultur, als die durch das sogenannte Swedja, schwenden oder Brennen des darauf wachsenden Holzes, unbrauchbar, falls man nicht einen übermenschlichen Fleiß in Wegräumung des Gesteins anwenden will. Ich werde davon bald mehr sagen.

Es ist mir sehr auffallend gewesen, so viel Holz, und noch dazu lauter Laubholz längst der ganzen Schwedischen Küste von Helsingburg bis Gothenburg hinauf wachsen zu sehen. Es ist bekannt, daß längst der Küste der Nordsee von Holland herauf bis Jütland das Holz gar kein Gedeihen hat, ohne wo Hügel und Gebäude demselben einigen Schutz vor den westlichen Winden verschaffen. Ich bin auf diesen Umstand in dieser Gegend sehr aufmerksam gewesen, und sahe freilich an sehr vielen Orten, wo das Holz in der Nachbarschaft der See sehr frisch wuchs, dasselbe durch Felsen an deren Ufer gedeckt. Aber es wuchs doch auch an sehr vielen Stellen auf höchstens eine Viertelmeile von der See sehr lebhaft, wo diese Bedeckung fehlte. Indessen waren die Versuche fast überall fehl geschlagen, die man gemacht hatte, die Wege in diesen Gegenden mit wilden Bäumen zu besetzen. Das aber gelingt ja eben so wenig in unsern mehr südlichen Gegenden, wo die Erfahrung genug beweiset, daß die wilde Baumzucht gar nicht gelingt, wenn junge Bäume nicht von ihrem ersten Auswuchs an von einander oder durch sonst geschafte Hülfe Schutz haben.

Gothenburg ist ein schöngebauter Platz, wiewol mehrenteils von hölzernen Häusern. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, daß sich mit blossem Holz nicht so gut, als mit denen Materialien

bauen lasse, welche wir in unsern Gebäuden mit einander zu verbinden gewohnt sind. Ich habe in allen einigermassen gut gebaueten Schwedischen Städten nicht solche hängende windschiefe Gebäude gesehen, als in unsern deutschen Städten, wo man mit Fachwerk bauet, und habe die innere Einrichtung dieser Häuser sehr gut gefunden. Man hat mir auch versichert, daß sie gar wol anderthalb Jahrhundert ohne einen Hauptbau sich erhalten können, welches man von keinem Hause von Fachwerk sich versprechen kann. Gothenburg ist in einer fortdaurenden Aufnahme. Da es eine geschlossene Festung ist, so bauet es sich in der Vorstadt längst der Elf westwärts an. Der Ton der Lebensart nähert sich sehr dem Englischen. Der Fremde muß sich mehr Zeit nehmen, als ich mir nehmen konnte, wenn er die Wirkung seiner Empfehlungsbriefe nach der ersten gewöhnlich kalten Aufnahme abwarten will. Doch leidet dieß grosse Ausnahmen. Ich habe die gütige Aufnahme einzelner angesehener Kaufleute äusserst zu rühmen Ursache. Man kann nicht zuvorkommender gegen Fremde sein, als es der Herr Commerzraht Baron Alström, Erbe der Sahlgreenischen Handlung ist, an den ich doch nicht einmal Empfehlungsbriefe hatte. Durch dessen Vorschub ward ich mit einem würdigen mit vieler Kenntniß und vorgängigem Unterricht zweckmässig reisenden Engländer, Herrn Pole Carew, bekannt, und aus

dieser

dieser Bekanntschaft entstand ein Entscheidungsgrund für mich, meine Reise in seiner Gesellschaft über Trollhätta noch bis Carlscrona auszudehnen.

Wir giengen zusammen längst der Elf zu Lande bis Edet fünf Meilen weit, wo der unterste Fall der Elf etwa zwölf Fuß hoch ist.

Hier ist der Ort, eine umständliche Beschreibung der grossen bisher teils ausgeführten teils blos entworfenen Unternehmungen zur Schifbarmachung des grossen Flusses Götha-Elf einzuschalten, welche den grossen Gegenstand meiner Reise ausmachten.

Wir sind von dieser grossen Unternehmung bisher in Deutschland schlecht unterrichtet. Seit mehr als dreissig Jahren erwähnen die Zeitungen desselben von Zeit zu Zeit, aber so, daß ich niemals habe gewiß werden können, ob und was an derselben ausgeführt werde, ob ich gleich durch ältere und neuere Zeichnungen von der Sache sehr deutliche Vorstellungen gewonnen hatte. Herr Hauptmann Hogrewe hat sich nicht im Stande gesehen, in seinem Versuch einer Geschichte der inländischen Schiffahrt, die er seiner vortreflichen Beschreibung der in England ausgeführten Canäle beigefügt hat, etwas richtiges darunter zu sagen. Ich habe selbst das Vergnügen gehabt, nach meiner Reise ihn mündlich zu unterrichten, wie es bis jezt noch um diese grosse Unternehmung stehe. Dieß ist um so viel weniger zu verwundern,

da man selbst in Schweden so schwankende Nachrichten davon hört. Selbst in Gothenburg sagte man mir, daß das Werk in voller Arbeit sei. Ich fand es aber ganz anders. Herr Canzler hat in seinen so vollständigen Nachrichten von diesem Reiche den Leser in der Ungewisheit von der jetzigen Lage dieser Unternehmung gelassen. Am meisten hat es mich gewundert, in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (es will mir nicht gelingen, die Stelle aufzufinden!) zu lesen, wie der Verfasser einer Biographie Schwedischer Gelehrten, der auch Polhems Leben beschreibt, diesem die Ehre beilegt, dieß grosse Werk ganz nach seinem Entwurfe, von dessen gänzlicher Mislingung ich bald mehr sagen werde, völlig ausgeführt zu haben. Auf meiner im Sommer des Jahrs 1780 unternommenen und bloß auf Dänemark abgezweckten kurzen Reise entstand mir in Copenhagen der Gedanke, mich von dieser grossen Unternehmung im Wasserbau als Augenzeuge zu unterrichten. Ich habe diesen Wunsch erfüllt. Die Reise aber wird künftig noch mehr für jeden der Sache verständigen der Mühe werth werden, wenn an das Hauptwerk Hand gelegt werden wird.

Ich muß indessen, ehe ich zur nähern Beschreibung gehe, noch etwas aus der Geographie des Landes erläutern.

Wir haben noch keine Special-Charte von Westgothland, da die Arbeiten des Landmesser Comtoirs noch nicht bis an diese Provinz gekommen sind. Aber jede allgemeine Charte von Schweden wird meinen Lesern den Ausfluß des grossen inländischen Wenner-Sees Westwärts durch einen grossen Fluß Göthа Elf und die nahe Nachbarschaft eben dieses Sees Ostwärts mit den mit dem Måler-See zusammenhängenden Gewässern, und Südwärts mit dem ebenfalls sehr grossen Wetter-See zeigen. Jener fließt Stockholm vorbei, und dieser leert sich durch den Motalafluß Norköping vorbei in die Ostsee aus. Die Charte zeigt also einen kleinen Landstrich, der nur durchstochen werden dürfte, um eine Schifahrt von der Ostsee in die Nordsee queer durch Schweden zu eröfnen. Allein so wie es jezt ist, giebt dieselbe eine Communication Gothenburgs durch jenen Fluß und den Wenner-See mit einem an Holz und Eisen sehr reichen Teile Schwedens an, auf welchem freilich Gothenburgs Handel größtenteils beruht. Der Wenner-See wird mit grossen dreimastigen den Seeschiffen ähnlichen, jedoch offenen Fahrzeugen befahren, welch etwa acht Fuß tief gehen. Die Elf hat Wasser genug, für diese Schiffe. Aber sie hat in einer Strecke von 3 Meilen von ihrem Ausfluß aus dem See vier Fälle, welche diesen Schiffen die weitere Reise unmöglich machen. Von diesen

Fällen

Fällen sind der öberste und der dritte neuerdings völlig schifbar gemacht. Der zweite, Trollhätta genannt, ist bei weitem der höchste, und die bisherigen Versuche hier eine Schiffahrt zu machen, sind ganz vergeblich ausgefallen. Der unterste ist schiffbar gewesen, aber die Schleuse ist jezt verfallen. So steht es jezt überhaupt mit der Sache, die ich bald näher beschreiben will. Mittlerweile geht der Transport der Schwedischen Produkte nach Gothenburg auf zwei Wegen fort. Ein Teil wird aus den Schiffen in Wennersborg auf einspännige Karren verladen, die am nordlichen Ufer der Elf alle Fälle vorbei dieselben bringen, da sie dann in kleinen Fahrzeugen auf der ruhigen Elf bis Gothenburg geführt werden. Zu diesem Transport werden, wie man mir sagte, tausend Pferde gebraucht, die ganz mechanisch in einem Zuge bis Edet und wieder zurück nach Wennersborg gehen, und nur wenige Führer brauchen. Mit dem andern Theile gehen die Schiffe biß an Trollhätta, und hier werden die Güter ausgeladen. Eine hölzerne Brücke drei achtel Meilen lang giebt den Weg über den rauhen Felsen des südlichen Ufers. Man sagte mir, daß sie 400000 Taler Silbermünz, das ist etwa 70000 Rthlr. Species gekostet habe. Die Crone hat die Auslage getahn, zieht aber von der Kaufmannschaft in Gothenburg eine grosse Summe, teils als Zinsen dieser Auslage, teils für die Unterhaltung. Unter-

halb

halb dieser Brücke werden die Waaren eingeladen und durch die Schleuse beim dritten Fall bis Edet geführt, wo sie wegen der Unbrauchbarkeit der Christinen-Schleuse ein zweitesmal umgeladen werden müssen. Das rohe Holz, welches die Sägemühlen zu Edet zerschneiden, wird, nachdem es oben gezeichnet, durch alle drei Fälle heruntergeflößt, und bei Edet aufgefangen.

Ich werde in meiner Beschreibung der Reise folgen, wie sie uns von dem untersten Falle in Edet bis nach Wennersborg führte. Dieser Fall ist etwa zwölf Fuß hoch, und sehr breit. Der Fels, über den der Fluß fällt, hat eine so bequeme Lage in einem fast gleichen Wasserpaß, daß man hier ganz über denselben hin zwölf grosse Sägemühlen hat anlegen können, welche alle Gothenburgischen Häusern gehören. Bekanntlich werden alle Bretter und Balken, welche der Norden dem übrigen Europa liefert, auf Sägemühlen geschnitten, die aber in Norwegen nur auf einen oder wenige Schnitte, so wie die alten in Deutschland von mir bisher gesehenen Wasser-Sägemühlen, eingerichtet sind. Man hat mir versichert, daß man sie zu Wiburg in dem Russischen Finnland auf mehrere Schnitte einzurichten gelernt habe. Es war mir also sehr unerwartet, hier Wasser-Mühlen zu sehen, welche so, wie die Holländischen Wind-Sägemühlen an einer dreimal gekröpften Stange drei Sägerahmen in

Gang

Gang seßten. Aber ich erstaunte, dort eine Herrn Arfwidson gehörige Sägemühle zu sehen, in welcher an jeder dieser drei Kröpfungen eine lange horizontal gestreckte Stange befestigt war, welche vermittelst einer hölzernen Scheibe, die sie in eine Viertelwendung seßte, noch einen zweiten Sägerahmen trieb, so daß ich in allem sechs Sägerahmen 72 Schnitte wirklich thun sah. Dieß ist, wie ich glaube annehmen zu dürfen, die stärkste Sägemühle in Europa, ja vielleicht die stärkste Wirkung nur Eines vom Wasser getriebenen Rades, das etwa zwölf Fuß breit war. Aber nicht leicht kann ein Wasserrad einen so starken Wasserschaß mit einem so vorteilhaften Fall haben. Vor einiger Zeit erfuhr ich, daß diese Mühlen abgebrannt sein, höre aber, daß sie schon wieder hergestellt worden.

An diesem Fall ist schon während der Minderjährigkeit der Königin Christina eine Fangschleuse angelegt, die den Nahmen der Christinen-Schleuse führt, aber, ich weis nicht, seit wie langer Zeit verfallen ist. Folglich stockt schon hier die Schiffahrt von und nach Gothenburg. Ich werde unten die Ursache angeben, warum man noch nicht diese Schleuse wieder in ihren vorigen Stand geseßt hat, durch welche die Schiffahrt nach schon vollführter Vollendung der Schleuse an dem zweiten Fall Akerström doch noch zwei Meilen weiter gehen könnte. Bis zu diesem Fall

und

und Schleuse liessen wir uns in einem Boote rudern. Die Gegend ist allenthalben romantisch schön und so stark, als nur irgend ein Teil Schwedens, bewohnt. Der Fall bei Akerström ist der kleinste von allen, nur einen Fuß und zehn Zoll hoch. Die Schleuse ist, wie gesagt, ganz vollendet, und eröfnet die Fahrt bis unten vor dem Trollhätta-Fall, von welchem ich hier umständlich reden werde. Doch wird es mich in einige Verlegenheit setzen, daß ich meine Beschreibung nicht mit einer Zeichnung begleiten kann, wozu eine Copie der im Jahr 1770 von Olof Arre herausgegebenen Charte, die ich schon lange besitze, und auf dieser Reise mit mir führte, sehr dienlich sein würde.

Die Götha-Elf hat ihren natürlichen Ausfluß aus dem Wenner-See im Süden der Stadt Wennersborg. Aber schon in König Carls IX. Zeiten grub man westwärts von Wennersborg einen Canal, vermuthlich ohne weitere Absicht, als um dem oft austretenden See das Wasser abzuziehen. Dieser Canal heißt der Carlsgraf. Beide Ausflüsse sind schon lange vor Trollhätta wieder vereinigt, und machen Einen Strom, der hin und wieder wol die Breite eines Canonenschusses haben mag. Auch dicht vor Trollhätta ist er noch sehr breit. Hier aber schießt er durch ein enges Felsthal fort, das sich in drei Stellen bis zur Weite eines Pistolenschusses verengt.

Der

Der ganze Fall ist 2600 Schwedische Ellen lang, und beträgt nach dem vorlängst aufgenommenen Nivellement fast sieben und funfzig Schwedische Ellen. Es ist aber eine Reihe von Fällen, zwischen welchen das Wasser nirgends zu einiger Stille kömmt. Der höchste Fall ist der zweite, und beträgt ungefähr 50 Fuß in der Höhe. Ungeachtet er nicht ganz steil abfällt, so ist er doch so heftig, daß das Wasser sich in Dünste auflöset, die in der stillen Luft des Tages, da ich ihn sah, wie eine Wolke aufstiegen und nicht wieder zum Strom zurückkehrten. Unterhalb dieses Falles erweitert sich der Strom, und hier giebt es mächtige Wirbel des Wassers, in welche sich die von oben her geflößten Holzstämme grossenteils hineinziehen, und mit Mühe und Gefahr vom Lande her durch lange Stangen in den Strom gestossen und wieder zum Fliessen gebracht werden. Unweit unterhalb dieses Falls verengt sich der Strom wieder und fällt in den lezten vier Fällen ungefähr dreißig Fuß tief herab.

Die Felsen längst diesem Fall sind, wie fast durch ganz Schweden, ein harter grauer Granit, und in dieser Gegend so rauh und schroff, als ich sie in keinem andern Teile Schwedens gesehen habe. So gut man sich auf den Wegbau im Lande versteht, so hat man doch lieber den Felsen nicht angreifen mögen, um den für Reisende und Waaren nöthigen Weg neben dem Fall zu machen,

sondern

sondern man hat lieber hier die oben erwähnte lange Brücke von Holz angelegt. Wären nicht diese Ufer so unbezwingbar für die Kunst, so wäre es eine Kleinigkeit, längst dem Fall einen Canal zu graben. Die Länge desselben würde unbedeutend sein, und die Breite, die man ihm geben muß, wenn anders die Schiffe, die den Wenner-See befahren, durch denselben gehen sollen, würde wol die Kosten, aber nicht die Schwierigkeit sehr vermehren. Aber nun ist diese so groß, daß man bei den seit zwei Jahrhunderten oft gefaßten Anschlägen zu einer künstlichen Schiffahrt mehrere Vorschläge gehabt hat, dieselbe mit gänzlicher Verlassung der Elf durch ganz andre Wege zu vollführen. Carl XII ließ jedoch zuerst auf dieser Stelle Hand ans Werk legen. Dieß geschah im Jahr 1716, gerade in der traurigsten Zeit-Periode Schwedens. Ich finde nicht, wie viel getahn worden. Aber mit seinem Tode 1718 hörte alles wieder auf. Polhem war derjenige, der schon damals den Plan der Arbeit angab.

Nun verliefen dreissig Jahre, ehe wieder Ernst aus der Sache ward. Im Jahr 1748 ward unter K. Adolph Friedrich die Ausführung dieser Unternehmung festgesezt, und Polhems ehemaliger Plan neuerdings beliebt. Schweden hatte an ihm und Elvius zwei Männer, denen man es zutrauen konnte, daß ihre Wissenschaften sie in den Stand sezten, das Werk auszuführen. Aber

sie haben auch eine Erfahrung gegeben, wie sehr blosse Theorie Männer misleiten könne, die sich auf dieselbe zu sehr verlassen, und die Natur zu zwingen wagen. Sie glaubten die Unternehmung durch drei Schleusen ausführen zu können, deren die öberste 28 Schwedische Fuß Fall hatte. Diese bekam den Nahmen des damaligen Schwedischen Reichsrahts Grafen Ekeblad, und ist wirklich biß zum brauchbaren Stand vollführt worden. Die zweite hatte 56 Schwedische Fuß Fall, und diesem seinen vermeinten Meisterstücke gab Polhem seinen Nahmen in verhofter gewisser Verewigung desselben. Der dritten untersten, welche 33 Fuß Fall haben sollte, war Elvius's Nahme zugedacht. Der Schwierigkeit, das Wasser so hoch durch Thüren zu halten, die gewiß unüberwindlich gewesen sein würde, wich Polhem durch eine anscheinend sinnreiche Erfindung aus. Er ließ den Felsen über der Oefnung der Schleuse auf einige und zwanzig Fuß hoch von deren Grunde stehen, und sprengte ihn unten weg, da dann die Thüren nur das Wasser unten halten durften, und an dem obern Teil eine sehr feste Widerlage gegen den Felsen hatten. Die Hölung der Schleusen Ekeblad und Polhem, und die über deren Eingang hängenden Felsgewölbe stehen vollendet da. Jene machen zwei artige Wasserfälle, an denen sich das Auge weiden mögte, wenn es nicht hart darneben die grossen Wasserfälle von der Hand

der

der Natur gemacht sähe. Man ist auch so weit fertig geworden, daß man die Schleusen-Thüren einhängen und die Haltbarkeit der Schleusen versuchen konnte. Herr Thunberg sagte mir, daß die Thüren die Gewalt des Wassers nicht hätten aushalten können. Ich glaube es gern, insonderheit von der Schleuse Polhem, wo die Thüren, wenn sie gleich nur einige und zwanzig Fuß hoch waren, den Drang von 56 Fuß Höhe auszustehen hatten. Doch hatte ich schon lange vorher gehört, daß ein zweiter nicht genug vorher bedachter Umstand den grossen Anschlag vereitelt habe. Die Hölung der Schleusen war aus dem Felsen herausgesprengt, den Polhem für durchaus dicht hielt. Bei der Schleuse Ekeblad hätte er bald Anfangs anders denken müssen. Denn hier zeigt sich gleich oben eine Schichte schwarzen Schiefers zwischen der übrigen Felsart, und ein starker Riß dazwischen. Vielleicht hat er hieran gekünstelt, was zu künsteln war. Aber als das Wasser eingelassen war, und in dieser Höhe unten und nach den Seiten druckte, fand es allenthalben Auswege. Doch stockte die Unternehmung nicht an dieser Schwierigkeit allein. Zu und zwischen diesen Schleusen mußte ein ruhiges Wasser ohne Fall geschafft werden. Dieß war oben durch eine Vordammung geschehen, die sich noch erhält, und hier war die Schwierigkeit überwunden. Aber eben dieß sollte nun noch unterhalb des grossen

Falls zwischen den Schleusen Polhem und Elvius vollführt werden. Dies wollte Polhem auf folgende Art bewirken: Da der Strom noch vier Fälle unterhalb der Schleuse Polhem hat, so wollte er den untersten derselben, Flatebergsström genannt, gerade durch so hoch aufdämmen, daß das Wasser bis gegen den grossen Fall und die Polhems-Schleuse zurückstauen sollte. So, meinte er, sollten dann die Schiffe in hinlänglich ruhigem Wasser bis zu der Schleuse Elvius gehen, und durch dieselbe 33 Fuß 4 Zoll tief, welches die Höhe aller vier Fälle zusammengenommen ist, absinken. Wer Arre's Charte ansieht, noch mehr aber, wer die Gegend selbst gesehen hat, der muß erstaunen, wie einem verständigen Mann auch nur der Gedanke der Möglichkeit habe entstehen können, hier eine Vordammung auszuführen. Aber Polhem traute sich alles zu. Ein verständiger jezt bei dem Werk angestellter Ingenieur sagte mir, daß, als man ihm die Sache bezweifelte, er gesagt hätte, er wüßte das Wasser so zu zwingen, wie er wollte, und wenn er seinen Damm von Segeltuch machte, so müßte ihm das Wasser denselben stehen lassen. Es ward also auf eine gute Strecke weit in den Fall hineingedammt. Der Damm stand eine Weile, und Polhem triumphirte schon, als plötzlich das Wasser alles wegriß. Man sagte mir, der König sei kurz vorher auf dem Damm gestanden. Als

Polhem

Polhem sahe, daß das Wasser zu ungehorsam wäre, faßte er, wie mir Herr Thunberg erzählte, einen andern Anschlag, nemlich den ganzen Wenner-See bei dessen Ausfluß in die Elf abzudämmen, und den ganzen Elsfluß, wie den Fall, trocken zu legen. Er hatte berechnet, wie viele Zeit er brauchen würde, um seinen Damm in dem nun trocken liegenden Flätebergsfall zu vollführen, und daß in dieser Zeit der See in seiner grossen Oberfläche nur um zwei Ellen anschwellen würde. So verwegen dieser Anschlag war, so mögte ich doch behaupten, er sei nicht so ungereimt gewesen, als der Versuch, in dem engen wilden Fall einen standhaften Damm zu machen. Aber man fand doch nicht gut, ihm diese Unternehmung zu erlauben, und so stockte die ganze Sache in dem Jahre 1755. Polhems Fehler war, daß er von den grossen Schwierigkeiten der Unternehmung die wichtigste zulezt ließ. Mit den mindern, der Vordammung oben, und dem Seitendamm zwischen den Schleusen Ekeblad und Polhem war es ihm, so bedenklich die Unternehmung war, gelungen. Seine beiden so sehr gewagten Schleusen waren nicht ganz mislungen, und hätten wenigstens sich noch mögen in völlig brauchbaren Stand setzen lassen. Die unterste Abdammung hätte er eben so gut zuerst vornehmen können, nnd wenn sie da, wie es nicht anders sein konnte, mislungen wäre, so wäre nicht viel

sehen gewesen, und er hätte zu rechter Zeit erfahren, daß er seinen Plan verändern müsse. Dieser aber taugte ohnehin in einer andern Absicht nicht. Weder der Canal noch die Schleusen konnten die grossen Schiffe des Wenner-Sees fassen. Beide mußten in dieser Rücksicht 30 Fuß breit und die Schleusen 100 Fuß lang sein. Diese aber hatte er nur 18 Fuß breit und 72 Fuß lang gemacht. Es blieb also doch immer eine Umladung der Güter aus grössern in kleinere Schiffe nothwendig. Dies war wol kein Fehler der Uebereilung, sondern Polhem mogte, so kühn er in seinen Unternehmungen war, sich doch nicht getrauet haben, den breiten Thüren die Festigkeit zu geben, daß sie das insonderheit in Polhems Schleuse so hoch einstürzende und nachher drükkende Wasser hätten halten mögen. Nun beliebten die Stände die vorhin bemerkte grössere Breite des Canals und Länge der Schleuse, und so mußte Polhems Plan ganz verlassen werden.

Im Jahr 1757 gab der durch den so merkwürdigen Bau in Carlscrona so berühmte Herr Director Thunberg der damals niedergesetzten Commission denjenigen Entwurf an, welcher vorjetzt vestgestellt bleibt, und den die angeführte Charte von Olof Arre in allen Umständen, ausser einem, sehr richtig darstellt. Man will nemlich im Süden des Falles längst demselben einen Canal graben und den Fall auf sieben Schleusen verteilen

teilen, deren dann jede freilich 16 Fuß 2 Zoll Fall haben, und ein beträchtlich kostbares aber doch nicht unmögliches Werk sein wird. Als ich auf den Platz mit meiner Charte in der Hand kam, sagte ich meinen Gefährten, und sie sahen es mit mir ein, daß es unmöglich sei, in dem auf dieser Charte bezeichneten Wege durch die unbezwingbaren Felsen durchzukommen. Aber nachher sagte mir Herr Thunberg selbst, daß er eben davon sehr überzeugt wäre, und daß man, wenn es zur Ausführung käme, noch weiter Südwärts einen Umweg nehmen müsse, um diese Felsen zu vermeiden.

Ich hatte vorlängst oft vergebens die Frage gethan, wo ich eine Beantwortung derselben hoffen konnte, wie man es anfangen wolle, um der bekannten Absicht nach die durch diesen Canal bewirkte Schiffahrt durch das ganze Reich hindurch bis an die Ostseite zu führen. Denn, sagte ich, zwischen dem Wenner-See und den ersten in den Mäler-See fliessenden Gewässern muß doch auch ein Fall von ungefähr eben der Höhe als in der Elf sein. (Denn noch glaube ich nicht an solche Behauptungen, als welche Herr O. C. R. Büsching nach der Angabe eines Rigaischen Candidaten, Herrn Ehrlich, im 82sten Stück seiner wöchentl. Nachrichten vom Jahr 1780 anführt, daß die Travemünde um ein Sechsteil einer deutschen Meile höher, als die Mündung der Elbe liege.)

Herr Thunberg hat mir auch hierüber ein Genüge gethan. Er sagte mir, daß sich dieser Fall freilich dort fände, daß man aber den Boden zwischen dem Wenner- und dem Mäler-See so unbezwingbar gefunden hätte, daß man nur die Verbindung mit dem Wetter-See bewerkstelligen könnte, ungeachtet dieser noch 130 Fuß höher als der Mäler-See belegen ist. Man wird also einen Canal machen müssen, in welchem die Schiffe fast eben so hoch, als von Gothenburg bis Wennersburg steigen werden. Andere Arbeiten werden nöthig sein, um sie von dem Wetter-See aus bis Norköping den Motalafluß herab steigen zu machen, dessen Beschaffenheit ich nicht kenne. Die Vereinigung beider Meere in diesem Wege ist also eine noch weit aussehende Sache.

Es war bald Abend, als wir Trollhätta verliessen, um die obersten von Herrn Thunberg ausgeführten und jezt eben vollendeten Schleusen am Carlsgraf zu sehen. Wir rechneten darauf, in dem neben denselben befindlichen Wirthshause die Nacht zuzubringen, und am folgenden Morgen sie mit Musse zu besehen. Aber gerade dieß Haus war das einzige Wirthshaus in Schweden, wo man uns so schlecht aufnahm, und so viele Schwierigkeit uns zu beherbergen machte, daß wir noch in der Nacht ein kleines Boot mieten und uns nach Wennersborg rudern lassen mußten. Zum Unglück war es die schönste stillste und dabei

Mond-

Mondhelle Nacht, die man haben kann. Zum Unglück sage ich; denn ohne diesen Umstand hätten wir uns nicht wegweisen lassen. Die groben Leute hätten uns auch wider Willen beherbergen müssen, und wir hätten die Schleusen gesehen, von denen ich nun nicht als Augenzeuge reden, aber doch aus Schwedischen Schriften und sichern Berichten vieles richtig wissen kann.

Ich habe noch nicht erwähnt, daß Polhem und Elvius neben der Arbeit am Trollhättafall den Carlsgraf aufräumen und in demselben eine Schleuse auf eben die Art, wie dort, anlegen liessen, welche den ganzen Fall des Carlsgrafs von 18 Fuß hatte, und des Grafen Tessins Nahmen bekam. Sie war ebenfalls zu klein und enge für die grossen Schiffe. Die Umladung hätte daher schon hier erfolgen müssen. Aber nunmehr sind hier zwei grosse Schleussen jede mit 9 Fuß Fall vollführt, durch welche die grossen Schiffe nun sehr bequem bis Trollhätta gehen können, da sonst schon hier einmal, ein zweitesmal bei Trollhätta und ein drittesmal bei Edet umgeladen werden mußte.

Die jetzige Lage dieses grossen Geschäftes ist demnach folgende: Am ersten und dritten Fall ist alles fertig. Am zweiten Fall, wo bei weitem das meiste zu tuhn ist, liegt jezt die Arbeit ganz, doch vielleicht nicht auf lange Zeit, und, wenn sie mit hinlänglichem Gelde unternommen wird,

kann sie nach Herrn Thunbergs besser überlegtem Entwurf keine wesentliche Schwierigkeit haben. Abgesteckt ist der Weg, in dem der Canal geführt werden soll, aber das ist alles. Am untersten Fall wäre es eine Kleinigkeit, die verfallene Christinen-Schleuse wieder in den alten Stand zu setzen. Aber da auch hier die Durchfahrt für die grossen Schiffe wird eingerichtet werden müssen, so erfodert dieses einen ganz neuen Bau, und darauf steht es noch hin.

Wennersborg ist gewissermassen die Stapelstadt für die nach Gothenburg über den Wenner-See niedergehenden Waaren. Wir glaubten also eine Stadt in beträchtlicher Aufnahme zu finden. Aber dieß erschien uns eben nicht. Doch sie ist vor nicht vielen Jahren abgebrannt, und mag noch wol unter den Folgen leiden.

Von hier giengen wir nach Jönköping, der besten Landstadt, die wir auf dieser Reise sahen, deren Wolstand hauptsächlich auf dem dort niedergesetzten Hofgericht zu beruhen scheint, welches über viele Provinzen bestellt ist.

Jezt waren wir in Smoland. Die mir bis dahin entstandenen Anmerkungen über den Geldumlauf, die Betriebsamkeit und den Nahrungsstand Schwedens bestätigten sich mir allererst hier völlig. Bis dahin hatte die Einmischung des ausländischen Handels durch die verschiedenen Seestädte mir manches unter die Augen gebracht,

welches

welches mein Urteil wieder umstimte oder ungewiß machte. Ich will also hier meine Gedanken hersetzen, zumal, da die fünfte Provinz Bleking, in die ich nachher kam, mir nichts darbot, das mein Urteil hätte verändern können.

Es war das Haupt-Augenmerk meiner weiter fortgesetzten Reise, ein Reich näher kennen zu lernen, an dessen innerem Wolstande nun schon so lange und nach einem ziemlich einstimmigen Entwurf gearbeitet worden, das aber noch so wenig von den Früchten dieser Bemühungen erfährt, wenn andre Staaten durch ähnliche Entwürfe so geschwind gewinnen. Es war mir auffallend, in der ersten Schwedischen Stadt Helsingburg so deutliche Zeichen der Gewerblosigkeit zu sehen. Doch entstanden mir andre Vorstellungen in Landscrona, und diese veränderten sich wieder in den Städten längst der See, ausser Warberg, welches durch einen ziemlich lebhaften Betrieb im ausländischen Handel blühet. Schon in dem fruchtbaren Schonen sahe ich den Landbau hin und wieder vernachlässigt. Alle Feldmarken sind zwar hier durch Gräben und Dämme abgeteilt. Aber die schönsten Fluren sahe ich als gemeine Weiden gemisbraucht, und in den unterm Pflug liegenden Fluren zeigte sich nicht der Fleiß eines verständigen Landbauers, der in so mancher Deutschen Provinz so sehr ins Auge fällt. In dem felsichten Halland erschien mir der Landbau

um

um so viel mangelhafter, je mühsamer und minder einträglich er hier wird. Dafür aber hat diese Provinz nur selten Korn genug aus ihrem Landbau. Zwar hat Halland viele schöne Thäler, die kein umher zerstreuetes Gestein, so wie in Smoland, verödet, und die so gar Weizen tragen. Aber eben hier sahe ich die seltsamste Art von Cultur, die jemals sich dem Blicke eines Reisenden darstellen kann. Auf kleinen eingekoppelten Stücken des besten Landes, deren manches kaum einen Scheffel Aussaat betragen mogte, sahe ich ganz unregelmässig ein bischen Weizen, Rocken, Hafer oder Gärsten auf dem Halm und den Rest dazwischen streifenweise im Grase gelassen. Ich sah auf Flecken, nicht vier Klafter ins Gevierte groß, Korn und rund umher Graß. Ich brauchte keines andern Beweises, um zu schliessen, daß wenigstens diese Bauren den Ackerbau als ein blosses Subsistenzmittel, nicht als ein Mittel des Erwerbs trieben, nur sich das zu verschaffen suchten, was sie von allen Kornarten für ihren Verbrauch nöthig haben mogten, ohne darauf zu denken, wie ihnen ein Ueberschuß und aus diesem ein Geld-Erwerb entstehen mögte. Diese Vermuhtung ward mir auf meine Fragen hin und wieder bestättigt, wiewol man mir auch die Anmerkung machte, daß diese so wunderlich bebaueten Felder gröstenteils Soldaten mögten gehört haben, wovon ich bald noch mehr sagen werde. In der

Nähe

Nähe von Gothenburg gewann alles ein anders Ansehen. In den schönen fruchtbaren Thälern fiel der Landbau ganz anders in die Augen. Doch war nicht alles gleich, und mir entstanden auch hier einzelne Beweise, daß es mit dem Nahrungsstande des Bauern noch schlecht beschaffen sein mogte. Der auffallendste war, als ich zu Kjärra, der lezten Station drei Viertel Meilen vor Gothenburg, die Nacht wegen Mangel der Pferde liegen bleiben mußte, und am folgenden Morgen drei Bauren, jeden mit einem dürren Pferdgen, nach einander anziehen sahe, um uns fortzuschaffen.

Smoland hat, so viel ich dessen gesehen habe, einen nicht schlechten Boden fast ohne Sand und Heide. Aber die grossen Kiesel, mit welchen derselbe ganz anders, als wir es hier kennen, besäet ist, machen den größten Teil desselben für den Pflug durchaus unbrauchbar. Zwischen diesen Kieseln wachsen die Nadelhölzer da, wo man ihnen Freiheit läßt, sehr lebhaft. Aber Smoland hat keine schifbare Flüsse. Blos einige Eisenwerke können dem Holze neben der Nutzung in den bäurischen Haushaltungen einen Verbrauch verschaffen. Zudem sind die Bauerhöfe sehr groß, und wenn gleich das Land fruchtbarer wäre, würde doch der Landmann es nicht bestreiten können. Der Gebrauch, den er von diesem Holze und dem Boden, der es trägt, machen kann, ist also dieser, daß er das Holz auf dem Stamme

umhauet,

umhauet, es über das Land hinstreckt, und nachdem es trocken geworden, in Brand steckt. Alsdann gräbt er mit dem Spaten die Erde zwischen den Steinen auf, säet darein und eget mit dem Rechen oder Harke, und hat zwei Jahre nach einander eine gute Erndte. Die Stöcke der verbrannten Bäume läßt er stehen. Ich wunderte mich, daß man sie nicht ausrisse, um wenigstens Theer daraus zu brennen. Aber man sagte mir, daß diese Art Holz nicht zum Theerbrennen tauge. Nach zwei Erndten wird der Acker dem Vieh zur Weide überlassen, und diese Weide muß gut sein. Denn das Vieh ist in dieser ganzen Provinz, wie in Halland, gut von Ansehen, und der Viehhandel ist auch immer der beste Geld-Erwerb dieser Gegend. Man sagte mir, daß in funfzehn Jahren diese Felder wieder so stark mit Holz bewachsen wären, daß man dasselbe aufs neue brennen könne. Dieß mag in Ansehung einiger Felder wahr sein, die einen reichen Anflug von den nebenan stehenden Bäumen haben. Denn das muß ich doch auch bemerken, daß man nicht leicht grosse Fluren Swedja-land (diß ist die Benennung solcher Felder) auf einmal macht, sondern man nimmt aus einer grossen Hölzung Stücke nur von einigen Scheffeln Aussaat dazu, und läßt das Gehölze umher stehen. Aber ich habe doch auch manches Stück gesehen, wo mir das Ansehen der stehend gebliebenen Stöcke zeigte, daß sie schon vor mehreren Jahren abgebrannt

brannt sein mußten, wo sich aber noch gar kein neuer Anwuchs entdeckte. Ich habe immer geglaubt, daß diese in der Taht unwirthschaftliche Cultur nur in dem innern Schweden, und in Finland, wo alles Gewerbe gar sehr fehlt, und die Bauerhöfe ungeheuer viel Land haben, Statt hätte. Aber ich habe noch Swedje-Land weit in Blekingen hinein und auf wenige Meilen von der See gesehen. Indessen gestehe ich, daß ich für viele dieser Grundstücke, wo ich diese Freudenfeuer gemacht sahe, die in der Nacht eine gute Augenweide abgaben, keinen Gedanken zu fassen wüßte, wie sie auf andre Art zu benutzen wären, da sie gar zu steinigt sind, und das Holz hier keinen Wehrt hat.

Eine Wahrheit, die ich Anfangs nur muthmaßte, die mir aber nun ganz entschieden erschien, ist diese, daß es Schweden gar sehr an der innern Circulation fehlt. Ja noch mehr: ich mögte behaupten, daß bis jezt noch alles in der Lage sei, daß diese grosse Triebfeder zur Bewirkung des innern Wolstandes dieses grossen und wahrhaftig nicht von der Natur so gar schlecht begünstigten Reiches nicht wirksam werden könne. Die ganze Lebensart und Betrieb des Landmanns ist darauf gerichtet, aus seiner Landwirthschaft alles zu gewinnen, und sich durch seiner Hände Arbeit alles zu verschaffen, was er braucht, und ich mögte sagen, auch nicht mehr Arbeit zu tuhn, als ihm

in dieser Absicht nöthig ist. Er bauet alle Kornarten auf einem kleinen Fleck neben einander, von allem gerade so viel, als er nöthig zu haben glaubt. Er verfertigt nicht nur sein Leinen, sondern auch die zu seiner Kleidung nöthigen Wollenzeuge selbst, und behilft sich lieber äusserst schlecht, als daß er aus den Händen andrer dergleichen Dinge für Geld suchte. Wenn er sich eine Kuh schlachtet, so behält er deren Haut für seinen Verbrauch, gerbt sie, so gut er es versteht, und giebt sie dann einem Dorf-Schuster, um sich und seinem Weibe und Kindern für weniges Geld Schuhe davon machen zu lassen. Schafe hält er gerade so viel, als die ihm Wolle geben können, woraus er seine hausmachenen Zeuge verfertigt, pflegt dieses reinliche Vieh schlecht, und packt es in seiner engen Wohnung allenfalls in einen Stall neben den Schweinen. Man hat mir dies als eine Haupturſache angegeben, warum die so sehr aufgemunterte Schafzucht nicht in Schweden fortkommen könne. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn es dem Lande so oft an dem nöthigen Getreide gebricht, und ihm auch für die Manufacturen zum inländischen Verbrauch der Materialien fehlen. Herr Canzler führt in seinem bekannten Buche im 11ten Abschnitte aus andern Schriften an, (S. 280. 1. des zweiten Bandes der Deutschen Ausgabe) daß Schweden in den besten Jahren nur 82112 Pfund feiner

Wolle

Wolle selbst gezogen, und im Jahr 1764 noch 35716 Pf. feine und 635214 Pf. gemeine Wolle verschrieben habe. Leztere wenigstens sollte doch Schweden in grösserer Menge ziehen können. Unter solchen Umständen erhielten sich die Manufacturen des Reichs bei aller bisherigen Geldarmuht des Landes in einem Preise, der den Preis in den übrigen Ländern Europens noch übersteigt. Wer das, was er zu seines Lebens Nohrdurft, nicht etwan zum Wolleben, nöhtig hat, nicht selbst aus seiner Haushaltung gewinnen kann, lebt immer ziemlich theuer in Schweden. In den Landstädten ist die Gewerblosigkeit auffallend. Die Einwohner derselben leben gröstenteils ebenfalls vom Ackerbau; und so giebt der Bürger dem Landmann und dieser dem Bürger wenig zu verdienen. Einige dieser Landstädte haben ein trauriges Ansehen. Wir waren auf dem Wege nach Falköping, einer sehr alten Stadt. Dieß wußten wir aus Bjurmans Buche und Reise-Charte, wiewol es keine Station ist. Wir sahen einen ansehnlichen Kirchthurm, und schlossen, dieß müsse wol die Stadt sein. Aber wir waren schon mitten darin, ehe wir davon gewiß wurden. Denn die Hütten (Häuser waren sie nicht zu nennen) standen Reihenweise, und ihrer waren mehr beisammen, als wir in irgend einem Dorfe hatten wahrnehmen können. In Wexiö, einer alten Stadt, die denn doch ein besseres Ansehen hatte,

fragte ich einen Deutschredenden Bürger, wovon die Einwohner lebten? Von Gottes Gnade, antwortete er. — — Was heißt das gesagt? — daß wir nichts zu tuhn haben. Wir sind zusammen hundert und vierzig Bürger. Funfzig haben ein bischen Ackerbau, die übrigen sind dem Nahmen nach Handwerker, haben aber wenig Arbeit. Ich sah auch bald den Beweis davon. Es fügte sich hier ein ziemlich wolgekleideter Bürger zu uns, und redete mit uns so gut er sich uns verständlich machen konnte. Nun bestellte ich einen Vorboten und bald kam nun der Mann mit einem kleinen Pferde, nahm unsern Laufzettel an, und ritt davon. Als ich auf der nächsten Station ankam, wartete er unser, und als ich mich noch besann, ob ich diesem ansehnlichen Vorboten ein Trinkgeld anbieten dürfte, foderte er es selbst neben dem Botenlohn, welches in allem etwa einen halben Gulden betrug. Dafür hatte er drei Schwedische Meilen zu reiten, und schien sich sehr des Verdienstes zu freuen, den ihm dieser Tag einbrachte. Wie unter solchen Umständen auch die Handwerker, deren Arbeit in ihrer Art die nohtwendigste ist, beschaffen sein mögen, läßt sich leicht schliessen. In Wennersborg wollte ich durch einen Schmid den eisernen Beschlag auf ein Rad meines Wagens aufheften lassen, da einige Nägel bei der Dürre sich ausgelöset hatten. Der Schmid brachte einige abgebrochene rostige

und

und zu diesem Zweck ganz untaugliche Nägel mit. Ich befahl ihm nach Hause zu gehen, und bessere zu holen. Er gestand mir aber, daß er deren keine hätte, und, weil es Sonntag wäre, keine kaufen könnte. Ein Tischler liehe ihm endlich einige, und ich mußte ihm einen Daler Silbermünze bezahlen. Man wird vielleicht einwenden, daß sich aus solchen einzelnen Fällen nichts schliessen lasse. Mich dünkt aber doch, daß sich viel daraus schliessen lasse, wenn sie mit dem übrigen, was man sieht, so sehr zusammenstimmen.

Seit dem unglücklichen Kriege Carls XII, der Schweden so sehr zu Grunde richtete, ist das Bestreben, dem Lande durch eine bessere Staatswirtschaft aufzuhelfen, äusserst lebhaft, aber unter dem Kampfe der Partheien gegen einander nicht anhaltend in Einem Entwurfe gewesen. Man kann sich davon aus Herrn Canzlers 11ten Abschnitte unterrichten. Mat hat ängstlich auf die ausländische Circulation gesehen. Man hat ängstlich untersucht und berechnet, wie es um die Handelsbalanz stünde, und nur diese zum Vorteil des Reichs zu bessern gesucht. Man hat dem Lande Manufacturen zum inländischen Verbrauch zu geben gesucht; aber was für Manufacturen? Fast insgesamt solche, die nur für den Verbrauch des hohen Wollebens dienen, und für die Bedürfnisse und das kleine Wolleben des grossen Haufens hat man nicht gesorgt. Man hat z. E. seidene

Stoffen für den reichen Mann zu verfertigen angefangen. Mir merkte ein verständiger Schwede an, daß, wenn man es darauf angelegt hätte, nur die seidnen Tücher, die das weibliche Landvolk Sonntags trägt, im Lande zu verfertigen, mehr als tausend Weberstühle daran zu thun gehabt haben würden. Diese Art Waaren haben einen sichern Vertrieb, der durch die Contrabande nicht so leicht gestört wird, zu welcher der reichere Mann in Verschaffung seiner Bedürfnisse doch immer besser zu rahten weiß. Man hat nicht darauf geachtet, das nutzbare Eigentuhm im Lande durch diensame Mittel zu vermehren. Der ausländische Handel trägt dazu wenig bei, oder wirkt nur darauf in einigen Winkeln eines grossen Staats. Aber eine lebhafte inländische Circulation mehrt es, und erhöhet dessen Wehrt unfehlbar. Das unbändige Belehnen der Bank auf liegende Gründe erhöhete den Zahlwehrt derselben, wirkte aber nichts auf deren wirkliche Verbesserung. Man ist auch selbst in dem Manufacturwesen nicht standhaft dem ersten Entwurf treu geblieben. Die noch nicht hochgetriebene Manufacturen nehmen jezt wieder ab, und nähern schon einige tausend Menschen weniger. Man kann von dem Gange dieser Sache aus Herrn Canzlers erstem und eilftem Abschnitte sich umständlich unterrichten.

In andern Ländern ist der stehende Soldat ein grosses Triebrad der inländischen Circulation. In Schweden ist er es gar nicht in Folge der noch bestehenden Einrichtung Carls XI, von welcher man sich aus Herrn Canzlers viertem Abschnitte unterrichten kann. Nach dieser werden 34266 Mann so von dem Landmann unterhalten, daß er dem Soldaten Geld, Kleidung, Wohnung reichen, und ihm noch dazu ein Stück Land einräumen muß, von welchem er sein Brodkorn, und wenn er zu Pferde dient, Heu für sein Pferd gewinnt. Er lebt also ganz auf Unkosten des Landmanns, bringt aber wenig oder nichts in das Gewerbe des Landes oder der Städte wieder zurück. Ich halte mich sehr überzeugt, daß diejenigen, welche nach jener Zeit gerahten haben, die Armee lieber auf demjenigen Fusse zu unterhalten, wie andre Staaten es tuhn, Recht hatten, zumal wenn man, wie in den Preussischen Staaten, den eingebohrnen Soldaten beurlaubt, um in seiner Heimaht als Tagelöhner dienen zu können. Doch mag ich mich hier darüber nicht weiter ausbreiten. Der Bauer ist durchaus persönlich frei in Schweden, ist es auch immer gewesen. Er ist grossenteils Herr seines Grundstückes und seines Erwerbs mit eben dem Rechte, wie der Edelmann. Aber er leidet unter schweren Frohndiensten, doch der königliche Bauer weniger, als der dem Edelmann unterworfene. In einigen Provinzen, z. E. in

Bleking, ist der Bauer dem Edelmann durch einen freien Contract pflichtig, aus welchem er nach jähriger Aufkündigung austreten kann. Der Edelmann sezt ihn in den Stand, daß er ihm mit Spann- und Handdiensten arbeiten kann, und hält ihm seine Wohnung. Dafür bekömmt er den dritten Teil der Erndte. Auch dieses dünkt mich dem Landbau nicht vorteilhaft zu sein. Eigner Landbau des Bauern bleibt doch immer das beste Mittel zur Vermehrung der Landes-Producten. Dieser aber ist hier sehr unbedeutend. Ich fragte einen Gutsbesitzer, wie viel ihm ein solches Bauernhaus, das er seinen Dienstleuten geben müßte, koste. Er antwortete mir, daß er es für 25 Speciesthaler, ausser dem Holze, das er selbst dazu gäbe, fertig haben könne. Man kann daraus schliessen, und man sieht es auch diesen Häusern an, wie gar unbedeutend der Landhaushalt und eigene Betrieb eines solchen Bauern sei.

Ein herrliches Hülfsmittel zur Beförderung des inländischen Geldumlaufs, das doch immer die Kunst schaffen muß, ist vorlängst vollendet, nemlich die schönsten Wege, die ein Land haben kann. Aber es wird noch zu wenig daran gedacht, dieß Hülfsmittel zum Besten der inländischen Circulation zu benutzen. Man bemerkt fast gar nicht in dem innern Schweden, wo doch keine Flüsse und Canäle die Landstrassen entbehrlich

machen

machen können, Fuhrwerke, die dem Gewerbe zum Dienst über die Landstrassen zögen. Bis jezt hat auch Schweden noch gar keine fahrende Posten. Für reisende Personen kann dieß nicht viel Verlegenheit machen. Ein einzelner Mann, der mit zwei Pferden die Post fährt, reiset doch noch immer wolfeiler, als bei uns auf der ordinairen Post. Aber das ist böse und der innern Circulation gewiß sehr hinderlich, daß man nicht ein Packet, das für die reitende Post zu schweer, und für eine Frachtfuhr zu klein ist, aus einem Orte des Reiches zu dem andern befördern kann, wenn man nicht einen Freund findet, der dasselbe mitnimmt. Da nun die Städte im Innern des Landes so sparsam und von den Dörfern so weit entfernt sind, so weiß man in diesen keinen Raht, sich aus jenen die Bedürfnisse in kleinen Päckereien zu verschaffen, die man noch gerne haben mögte. Einer meiner Freunde ließ in dem innern Schweden einer Gastwirthin auf dem Lande in seinem mitgenommenen Vorraht an Lebensmitteln einige Pfunde Zucker sehen. Sie ließ nicht ab mit Bitten, bis er ihr so viel, als er immer entbehren konnte, davon abtrat. Denn, sagte sie, schon lange warte ich auf Gelegenheit, mir einen Hut Zucker aus der Stadt kommen zu lassen. Aber es findet sich keine.

Wie sehr Schweden durch Carls XII Kriege in seinem Nahrungsstande gelitten habe, weiß

und erkennt jedermann. Die spåter unternommenen beiden unglücklichen Kriege haben demselben ebenfalls viel Eintrag getahn. Aber man sieht auf allen Seiten die schädlichen Wirkungen einer zwar klügelnden, aber nicht das ganze übersehenden nicht bei den einmal gefaßten Entwürfen beharrenden Staatswirtschaft. Dieß war die natürliche Folge der schlechten Verfassung, in welcher das Reich mehr als funfzig Jahre durch sich befunden hat, da die vermeinte Freiheit der Stände von dem Parteigeiste nur dazu angewandt ward, daß einer des andern Entwürfe vereitelte, und einem jeden genug war, um sich den Absichten eines gutdenkenden Mannes entgegen zu setzen, wenn derselbe einer andern Partei angehörte. Zum Unglück hatte das Reich eine Zettelbank, mit deren Verwaltung eben diese Parteien auf mancherlei Art spielten, und es zulezt dahin brachten, daß der Nation das tauglichste Hülfsmittel der innern so wol als der ausländischen Circulation entzogen ward. Dieß ist nun zu Ende, und die Staatsverfassung hat die Form wieder gewonnen, welche der Nation die zuträglichste zu sein scheint, nachdem sie so oft bewiesen hat, wie wenig sie die Vorrechte einer freien Nation zu benutzen wisse, und daß dieselben in ihren Händen nicht viel besser, als ein Messer in der Hand eines Kindes, sein. Carl XI hatte nur wenig Zeit, seinem Volke zu zeigen, was ein souverainer König zu dessen wahrem

wahrem Wol tuhn könne. Aber er zeigte es zu jedermanns Belehrung und Verwunderung. Gustav III hat schon vieles getahn. Schon das eine ist viel getahn, daß er seinem Volke tauglichere Zeichen des Werths neben dem Papiergelde wieder gegeben hat. Aber das ist nur Verbesserung Eines Uebels. So manches Volk, daß dieses Uebel gar nicht kannte, bleibt dennoch im Staube und kennt keinen Wolstand. Auch in dieser Nation müssen noch grosse Dinge vorgehen, wenn sie einen Wolstand gewinnen soll, wie ihn gewiß ihre übrige Lage zuläßt, und in welchem sie sich dem innern Wolstande andrer Europäischen Nationen, den ihnen eine gebesserte Staatswirtschaft mehr und mehr zu geben lernt, ähnlichen kann.

So wenig die klügelnde Staatswirtschaft derjenigen ausgerichtet hat, die sich seit funfzig Jahren das Ansehen gegeben haben, als wollten sie, als verstünden sie es, den Nahrungsstand der Nation zu bessern, so vieles hat sie doch dem Monarchen vorbereitet, der mit einer standhaftern und in ihren Maasreguln minder gestörten Weisheit dem Volke weiter vorwärts helfen will. Die politische Arithmetik ist für dieses Reich zu einer Vollkommenheit gediehen, deren sich wenige Staaten rühmen können. Dieß sieht man aus Hrn. Canzlers Buche, und insonderheit aus den vielen demselben eingerückten Tabellen. Die Data zur Uebersicht des ganzen so wol, als zur

Einsicht in das Detail liegen da, und werden noch immer, wie ich annehme, erneuert. So gut hatte sie Carl XI gewiß nicht, und noch jezt hat sie vielleicht kein Regent eines grossen Staats so gut, ausser Friedrich. Wer wird glauben, wer wird fürchten, daß ein Gustav sie werde unbenuzt lassen?

Daß dem Schwedischen Landbau seit der geänderten Staatsverfassung mit besserem Erfolge aufgeholfen werde, als sich in jenen Zeiten zeigte, da zwar viel Geräusch von der Aufmunterung desselben gemacht ward, aber streitende Parteien eine der andern Werk geflissentlich störten, ist gewiß genug. Das seit 1776 in Stockholm monatlich erscheinende Hushollnings-Journal giebt viele Proben nicht nur von wolabgezweckten Verordnungen und Vorschlägen, sondern auch von einzelnen guten Folgen derselben. Wir erfahren es auch schon in denen Gegenden Deutschlands, welche sonst Schweden mit Korn versorgten. Noch neulich versicherte mir ein Kaufmann, der es wissen konnte, daß die sonst gewöhnliche Ausfuhr von 50000 Tonnen Gärste, welche Schweden über Wismar zu seiner Saat jährlich zog, seit einiger Zeit ganz aufgehört habe. Ich bin daher auch sehr geneigt die S. 369 des Versuchs über Schwedens Geschichte und damalige Staatsverwaltung (Stralsund 1780) befindliche Angabe, daß seit 1770 sich die Aussaat in Schweden

von

von 640000 auf 700000 Tonnen vermehrt habe, für richtig anzunehmen. Aber so lange es diesem Reiche noch so sehr an innerer Circulation fehlt, so wird dieß wahrscheinlich bei einem gewissen Punct bald wieder zum Stillstande kommen. Da wird es noch lange viele solche Klagen geben, als ich S. 41 des angef. Husholllning-Journals vom J. 1776 in einem Briefe vom Oeland lese: "Was die Erndte hier im Lande betrift, ist dieselbe "sehr herrlich. Aber wenn der Höchste das Land "segnet, wird der Landmann mit seinem Absatz "verlegen. Unsre nächsten Städte wollen das "Getreide nicht höher als sechs Daler Smt für "die Tonne bezahlen. Was soll man da für "einen Ausweg zur Bezahlung der Abgaben und "des Gesindelohns finden?„ Dieß ist zwar die gewöhnliche Klage des Landmanns bei jeder zu reichlichen Ernte. Sie muß aber da um so viel öfter verfallen, und um so viel fester stehen, wo die innere Circulation fehlt, daher die Städte klein sind, selbst den Landbau treiben und so wenig Abnehmer haben. Aber eben das hier erwähnte Gesindelohn macht dem Schwedischen Landmann eine grosse Schwierigkeit, insonderheit in der Nachbarschaft der grössern und der Seestädte. Mann kann sich davon aus dem Votum des Ausschusses der Ritterschaft und des Adels zur Festsetzung einer neuen Gesinde-Ordnung im angezogenen Haush. Journal S. 15 ff. des Jan. 1779

1779 belehren. Hier finde ich S. 31 eine alles erkärende Ursache von dem noch immer bestehenden Korn-Mangel der Provinz Halland. "In "diesem ganzen Lande, heißt es hier, ist kaum ein "Knecht mehr zu bekommen, wenn man ihm "nicht die Freiheit giebt, um Weihnachten nach "Gothenburg zum Heringsfang, oder um Ostern "nach Schonen zum Dreschen zu gehen." So kann eine Gegend in ihrem nothwendigsten Betriebe, dem Ackerbau, durch den Betrieb benachbarter Gegenden leiden. Noch merkwürdiger ist es, was ich S. 32 lese, das der Schwedische Einhaüsling (Inhyseskarl) seinen Lohn so hoch zu setzen in Stande findet, daß, wenn der angesessene Landbauer täglich arbeitet, er mit der Arbeit eines Tages um den andern, oder gar nur des dritten Tages bestehen kann. Dieß ist demjenigen sehr parallel, was ich nach Taubens Erzählung meiner Abhandlung von dem Geldumlauf, von der Liederlichkeit und Faulheit des Taglöhners in Slavonien angeführt habe. Ich gestehe auch, daß, wenn ich eine zweite Auflage dieses Buchs erleben sollte, mir dieser Aufsatz Anlaß zu sehr wichtigen Zusätzen zu demjenigen geben würde, was ich dort von dem Einflusse des Tagelohns auf die Preise der Bedürfnisse beigebracht habe.

Dergleichen Hindernisse in einem Volke, das schon den Gebrauch des Geldes kennt, sind schwerer zu überwinden, als man denkt. Ich fürchte daher

her in der Taht, daß der verständigste Staatswirt, wenn er dem Nahrungsstand und der innern Circulation Schwedens aufhelfen wollte, und durch alle erfoderliche Macht zu diesem Zweck ausgerüstet wäre, mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben mögte, die ihm kein anderes Volk entgegen setzen würde, das noch in einem roheren Zustande sich befindet, und bei welchem er sein Werk ganz von Anfang an vorzunehmen hätte. Die Schwedische Nation hat schon früh so viel Cultur gewonnen, als andre Europäische Nationen. Aber sie ist auch früh in ein Wolleben hineingerahten, wie es jene Zeiten kannten, wovon Herr Lagerbrink in seiner Schwedischen Geschichte bei einzelnen Zeit-Perioden merkwürdige Beispiele angiebt. Ihre Verbindungen mit andern Völkern haben sie in das Wolleben neuerer Zeiten so mit hinübergeleitet, daß dasselbe für deren bessere Volksclassen eben so gut Bedürfnis ist, wie in jedem andern Volke. Die geringern Volksclassen, welche die Mittel zum Erwerb dieser Bedürfnisse nicht haben, sind von langer Zeit her gewöhnt, ein jeder für sich, so gut sie können, zu sorgen, und wenig zum Auskommen einer des andern beizutragen. Wie wäre es sonst möglich, daß in einem Volk, in welchem die fleißigen Volksclassen nie durch Knechtschaft niedergedrückt sind, und wo insonderheit der Bürgerstand von jeher so viel Ehre und auch an den Regimentsgeschäften Anteil gehabt hat, wie

wäre

wäre es möglich, sage ich, daß eben dieser Stand so schwach geblieben wäre, daß er nur den dreizehnten Teil des ganzen Volks ausmacht. (Man sehe Herrn Canzlers Buch im 2ten Band S. 23. der Deutschen Ausgabe.) Aber selbst dieser beschäftigt sich unter sich viel zu wenig, und hält sich dadurch nieder. Eben Herr Canzler merkt an, (S. 51. des 2ten Teils) daß die Städtischen Haushaltungen, ausser in Stockholm, fast alle ihr Brod selbst backen, ihr Bier brauen, Lichter ziehen, und (ehemals) Branntewein brennen. Das Landvolk ist zu sehr gewohnt, sich schlecht zu behelfen, und kennt das kleine Wolleben fast gar nicht, welches der verfeinerte Bauer in manchen andern Staaten so gut kennt, so sehr zu geniessen strebt, und um deswillen so viel fleissiger arbeitet. Der Tagelöhner, eine Volksclasse, der ich in Rücksicht auf die Bevölkerung eine sehr grosse Wichtigkeit beilege, (von dem Geldumlauf Buch 4.) sucht und weiß es dahin zu bringen, daß er mit der Arbeit weniger Tage dieß sein kärgliches Auskommen erwirbt, und kennt und fühlt nicht den Reiz der Bedürfnisse eines für ihn schicklichen Wollebens, das in andern Ländern auch Menschen seiner Art zu mehrerem Fleisse treibt. Wie schweer muß es nicht werden, die Arbeit entstehen zu machen, welche diese Volksclasse verrichten könnte, sie aber nicht zu verrichten Lust hat!

Aber bei dem allen iſt das Landvolk ſehr vergnügt. In Gothenburg ſah ich auf dem eben eingefallenen groſſen Jahrmarkt, und nachher zu Wrigſtadt, einem groſſen Pfarrdorfe mitten in Smoland, das Landvolk ſehr zahlreich verſammlet, und nie habe ich ſo viele heiter und frölich ſcheinende Menſchen auf einem Haufen geſehen. Es war eine ganz andre Frölichkeit, als die man bei dem Landvolk unſrer Gegenden zu ſehen gewohnt iſt, wenn es ſich bei ſolchen Gelegenheiten verſammlet. Die jungen Burſchen, wenn ſie mit uns losfuhren, verſuchten bald ſich mit uns zu unterhalten, und wenn dieß wegen der uns mangelnden Bekanntſchaft mit ihrer Sprache nicht recht gehen wollte, ſo ſangen ſie oder ſchwazten mit ihren Pferden den ganzen Weg durch. Sie ſind ſehr hart gewöhnt. Die Weibsleute gehen bis ſpät in den Herbſt ohn andre Bedeckung des Oberleibes, als ihr Hemd, und dabei barfuß. Mancher junge Kerl ſetzte ſich in der Abendkälte ohne Wambs auf, um uns zu fahren und ſo in der Nacht wieder zurück zu reiten. Es iſt faſt durchgängig ein ſchönes Volk voll Lebhaftigkeit im Blick. In Halland ſah ich das Weibsvolk groß und von geſundem Anſehen. In Weſtgothland, Smoland und Blecking war es kleiner und zarter gebildet, aber von gutem ſchlanken Wuchs. Noch iſt mir in keinem Lande das geringe Weibsvolk durchgängig ſo hübſch vorgekommen. Aber

sie scheinen es zu wissen und tragen für ihre Haut sehr viel Sorge. Kein Mädgen geht auch nur über den Hof des Hauses ohne ein weisses Tuch, welches das Gesicht gegen die Sonne schüzt. Dieß aber zeigt sich nur in dem steinigten Schweden. Es war auffallend, wie sich die Bildung der Weiber in dem fruchtbaren Schonen änderte. Ueberhaupt ist mir das Landvolk in Schweden sehr gutartig vorgekommen. Nur in den Städten erfuhr ich einzelne Beispiele eines rauhen und ungeschliffnen Betragens. Es ist in der Taht eine vorzügliche Annehmlichkeit, die ein Mann, der nicht äusserst geizt, auf einer Schwedischen Reise haben kann, mit einer Kleinigkeit die Menschen, mit denen er zu schaffen hat, so vergnügt und so dankbar zu machen. Für sechs Oer oder etwa einen guten Groschen habe ich Beweise und Ausdrücke der Dankbarkeit gesehen, die ich bei einem Deutschen Postilion nicht mit einem harten Thaler erwecken zu können glaube. Jedermann liebt hier das Geld so sehr, als in andern Ländern, doch ohne die Wege zu einem regelmässigen Gelderwerb durch lebhafte wechselseitige Beschäftigungen gehörig zu kennen.

In jedem andern Volk, das einen fruchtbaren Boden hat, der seine Einwohner mit minderer Schwierigkeit nährt, kömmt die Sache unter der Leitung verständiger Regenten viel leichter in den natürlichen Gang, daß das bürgerliche Gewerbe

und der Landbau einander aufhelfen. In einem Volke, das einen nicht sonderlich fruchtbaren Boden hat, aber nicht auf Zufuhr aus andern Ländern rechnen darf, wird, wenn die übrigen Gewerbe zunehmen, es dennoch dahin kommen, daß der Ackerbau in dem gehörigen Verhältnisse zunimmt, die Preise der Lebensmittel aber nur so verhältnismässig steigen, wie ihn diese Gewerbe ertragen können, und der Geld-Gewinn, der aus diesen entsteht, die Bezahlung derselben erlaubet. So ist es in vielen mittelländischen Gegenden Deutschlands bewandt, denen kein schiffbarer Fluß, vielweniger das Meer Zufuhr verschaffen kann, in denen doch aber immer die Preise der Lebensmittel sich so erhalten, daß die bürgerlichen Gewerbe und Manufacturen nicht dabei leiden. In andern Ländern, wo durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände die Manufacturen und bürgerlichen Gewerbe aller möglichen Erweiterung des Ackerbaues vorgeeilt sind, und nun die auswärtige Zufuhr dasjenige, was der Boden des Landes nicht liefern kann, herbeischaffen muß, erhalten sich nur diejenigen Gewerbe, die den dadurch bestimmten hohen Preis der Bedürfnisse ertragen können, und andre verlieren sich aus dem Lande, für deren Bestand dieser Preis zu hoch ist. Dieß ist der Fall mit Holland und allen grossen Städten, die nicht aus ihrem Gebiete ihre Bedürfnisse gewinnen können. In solchen Staaten ist aber

zugleich mit den aufblühenden bürgerlichen Gewerben und steigenden Preisen der Lebensmittel der Bürgerstand, das ist die Abnehmer aller Producten des Landbaues, vorzüglich zahlreich geworden, und dann braucht es keiner besondern Aufmunterungen für den Landbau, um es dahin zu bringen, daß er alles hervorbringe, was er der Natur abgewinnen kann. Aber mit Schweden ist es gerade umgekehrt ergangen. Ohne daß die bürgerlichen Gewerbe in demselben aufgeblühet wären, ohne daß es viele und volkreiche Städte bekommen hätte, hat es sich frühe so, wie jene Städte, an die Zufuhr der nohtwendigen Bedürfnisse des Lebens von aussenher gewöhnt, die ihm um so viel leichter war, da das Land rund umher so viel Meer hat. Sein Landmann hat seine Landwirtschaft immer hauptsächlich als ein Subsistenzmittel zu seinem Behuf getrieben. Der Reiz, denselben zu einem Mittel des Erwerbs zu machen, ist ihm nie aus der Menge der Abnehmer so, wie in andern Ländern, entstanden, und entsteht ihm noch nicht, insonderheit nicht in den inländischen Gegenden. Bis jezt ist nicht leicht ein Jahr gewesen, da nicht aus der Fremde Korn mit Vorteil dahin verschifft werden konnte. Denn ungeachtet dessen, was ich oben von der Abnahme dieser Zufuhr gesagt habe, finde ich doch noch eben jezt in den Sundischen Listen manche Ladung Korn, die aus fremden Häven zu dessen westlichen Pro-

vinzen

vinzen geht. Bloß daraus läßt sich schliessen, daß der Mittelpreis dieses nohtwendigen Bedürfnisses dort, wenigstens längst der See und in den Städten, höher als in Deutschland sein müsse. So teilt sich die Nation natürlich in zwei Teile, die von diesem Preise verschiedne Erfahrungen haben. Der Landmann, der seinen Landbau als ein Subsistenzmittel treibt, merkt in denen Bedürfnissen, die er selbst hervorbringt und verzehrt, deren hohen Preis nicht. Aber ein jeder, der die Hand an ein bürgerliches Gewerbe legt, und von diesem ganz leben will, ohne sich selbst einen Teil seiner Bedürfnisse durch den Landbau zu erwerben, merkt ihn und erfährt, daß er mit diesem Gewerbe allein sein Brod sich nicht verdienen könne. Für kleinen Geldlohn kann nur der in diesem Lande arbeiten, der seines Auskommens schon durch seinen Landhaushalt gewiß ist, und sich seinen Lebens-Unterhalt nicht ganz zu Gelde rechnen darf. Aber alle, die sich diesen durch andre Arbeit rein verdienen, und sich jeden Bissen, den sie verschlingen, zu Gelde rechnen müssen, können nicht umhin, ihre Arbeit zu einem Preise anzusetzen, den ihnen der grosse Haufe, der so wenig Gelderwerb hat, nicht bezahlen kann noch will, sondern eben deswegen fortfährt, sich diese Bedürfnisse selbst, so viel er nur kann, zu bearbeiten. Diese Arbeit treibt er denn so, wie seinen Landbau, als ein blosses Subsistenzmittel. Er zieht keinen Geld-

erwerb daraus, und daher kömmt auch nichts in seine Hände, womit er andern Fleissigen im Volk wieder etwas zu verdienen geben könnte. Diese Umstände setzen den Bürger und den Landmann aus aller sonst so natürlichen Verbindung, und keiner von beiden Ständen kann auf den andern gehörig einwirken. Jener kann nicht von diesem verdienen. Denn er müßte mehr verdienen, als dieser ihm zahlen kann. Dieser aber findet jenen zu schwach, und sieht der Abnehmer zu wenig, um auf einen Ueberschuß der Producten zu arbeiten und seinen Landbau zu einem Erwerbmittel zu machen. So lange es dabei bleibt, kann Schweden nie zu einer hochsteigenden Erweiterung seines Landbaues gelangen, der seine inländische Bedürfnisse ganz erfüllte.

Aber unter eben diesen Umständen macht auch der Landmann nicht die Erzielung derjenigen Producte zu einem Erwerbmittel, welche selbst für die schlechtesten Manufacturen nothwendig sind, und die doch das Land gewiß hervorbringen könnte. Ich habe schon nach Herrn Canzler angemerkt, daß Schweden noch immer einige 100000 Pfunde fremder nur schlechter Wolle brauche. Diese könnte doch das Land gewiß geben. Aber so lange diese aus der Fremde herbeigeholt wird, muß deren Preis in Schweden so theuer bleiben, als in jedem andern Lande, das dieselbe zu sich aus der Ferne holt, und theurer, als in jedem

Lande,

Lande, das ihm dieſelbe liefert. Vom Flachsbau habe ich überall, wo ich geweſen bin, ſehr wenig geſehen, und Hanf zieht Schweden auch noch in Menge aus andern Oſtſeeiſchen Häven. Sollen nun dieſe Manufacturen von den theuerlohniſchen Einwohnern der Städte betrieben werden, ſo fallen ſie nicht nur dem Landmann zu theuer aus, ſondern auch die Contrebande wird ſie für den Verbrauch des Städters immer wolfeiler herbeiſchaffen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß man in den bisherigen Verſuchen, Schweden Manufacturen zu geben, zu ſehr auf diejenigen geſehen habe, welche nur für das Wolleben der beſſern Volksclaſſen dienen, und welche in keinem Lande anders als von ſolchen Leuten betrieben werden können, die ganz davon leben wollen. Man rechnete 72000 Perſonen, für deren Gebrauch dieſe Manufacturen dienen ſollten, und konnte in den beſten Jahren es doch nur dahin bringen, daß ſie für die Hälfte zureichten. (Canzlers 2 Band S. 283.) Der Verluſt, den das Reich dadurch in ſeiner Handels-Balanz litt, rechnete man auf 40 Tonnen Goldes (nemlich jede von 100000 Dalern Silbermünze.) Man ſahe es für keinen ſo weſentlichen Schaden an, was dem Lande durch den Mangel an Arbeiten entgieng, durch welche ſich die niedern Stände beſchäftigen, und die inländiſche Circulation rege gemacht wird, weil ſich in den Zollregiſtern und

durch andre Wege keine so grosse Einfuhr derer Bedürfnisse für die geringern Volksclassen zeigte, die sich diese größtenteils selbst verschaffen. Aber wenn Manufacturen in Schweden gelingen sollen, so müssen es diejenigen sein, in welchen die Arbeit der ersten Hand auf dem Lande von Menschen geschicht, die den kleinen Gelderwerb davon als ein Füllstück zu ihrem übrigen Auskommen ansehen. Man muß ihnen davon so viel zuteilen, als nur möglich. Nicht nur die Spinnerei sondern auch die Weberei müßte auf dem Lande bestehen. Nur der Gewinn von der letzten Zubereitung müßte den Städten zu Teile werden. Auch darin scheint man es bei jenen Manufactur-Anstalten versehen zu haben. Man legte Spinnschulen an, aber in der Nähe der grössern Städte, insonderheit Stockholms, und brachte es so weit, daß in dem Jahre 1764 gegen 394000 Stränge von 4000 Schwedischen Ellen eingeliefert wurden. Ein kleiner Ertrag in Vergleichung des Betriebs in andern Gegenden, wo Lein-Arbeiten blühn! Und dieser Zwirn ward ins Manufactur-Comtoir zu Stockholm gebracht, und die Weberei Leuten aufgegeben, die ganz davon leben wollten. Aber der Schwedische Bauer kann doch Wolle und Flachs spinnen und weben. Er tuht es bis jezt für seinen Verbrauch, mögte aber doch wol weiter darin gehen, wenn ihm durch den Aufkauf seines Garns und, noch besser, seiner schon gewebten

Arbeit

Arbeit der Reiz entstünde, seine rohe Kunst zu verbessern. Wenn er des Gelderwerbes davon sich zu erfreuen anfienge, so würde er auch den Vorteil erfahren, bei Einer Arbeit zu bleiben, nicht die lezte Hand an eben diese Arbeit legen wollen, sondern der erste Abnehmer seiner eigenen von dem Städter zur grössern Vollkommenheit, als die er ihr geben konnte, gebrachten Waare werden. Dieß ist der natürliche Gang aller Manufacturen, die mit Spinnen und Weben anfangen, in denen Ländern, wo dieselben blühen. In England wird bekanntlich auch das feine Tuch, das der Ausländer so theuer bezahlt, größtenteils auf dem Lande gewebt, und der Einwohner der Städte kauft und bezahlt es nach seiner Güte, und bereichert sich durch den Verdienst von der leztern Zubereitung. In Schlesien stecken alle Leinweberstühle in den Dörfern, und die Städte blühen bloß durch die Arbeiten der Appretur und Bleiche. Doch ich wage nicht mehr von einer Sache zu sagen, die, so einleuchtend sie ist, in einer Nation, welche so sehr von diesem Gange der Betriebsamkeit entwöhnt ist, noch viele mir nicht bekannte Hindernisse finden mögte.

Eben so wenig mag ich mich über die Schwierigkeiten ausbreiten, unter welchen das in- und ausländische Gewerbe Schwedens bei dem Misbrauch seiner Bank und durch den daher entstandenen Fall, noch mehr aber durch die grossen

Schwankungen des Wechselcourses und die dabei angewandten Künsteleien gelitten hat. Herr Canzler hat davon in dem 12ten Abschnitte seines Buches eine sehr vollständige Einsicht gegeben, welche ich in der jezt vorhabenden neuen Ausgabe meiner Abhandlung von den Banken in meinen kleinen Schriften von der Handlung noch sehr benutzen werde. Diesem Uebel ist durch die weisen seit 1775 gemachten Verfügungen ganz abgeholfen worden. Als ich dort reisete, zeigten sich die Wirkungen davon schon gar sehr. Die Schwierigkeit, einen Bankzettel zu wechseln, war zwar auf den Land-Stationen zuweilen noch sehr merkbar. Aber in Städten bekam ich ohne Schwierigkeit so viel gutes Silbergeld, als ich brauchte, ohne den geringsten Abzug. Indessen traf ich in den Handelsstädten Männer von guten Handlungskenntnissen an, die vielleicht aus Verwöhnung an den vorigen Zustand, vielleicht auch, weil ihnen die Speculationen, bei welchen sie sonst von dem schwankenden Wechselcours Nutzen zogen, abgeschnitten waren, diese Masreguln tadelten. Indessen hat sich der grosse daraus entstandene Vorteil Schwedens für seine Handlung in den lezt abgewichenen zwei Jahren bis zum Erstaunen gezeigt. Wäre sein Geldwesen noch in dem alten Zustande gewesen, so würde es bei der grossen Ausdehnung seiner Handelsgeschäfte, die der Seekrieg veranlaßte, eben die

Behelfe

Behelfe haben brauchen müssen, welche es in dem siebenjährigen Kriege brauchte, und welche Dänemark in der ihm so vorteilhaften Conjunctur der lezten Jahre gebraucht, ja nur zu sehr gemisbraucht hat. Nun aber ist ihm der grosse Ueberschuß von seiner Handels-Balanz in edlen Metallen ohne Abzug zugeflossen. Es ist weltkundig, daß es viele Millionen baar durch die Hamburgische Bank an sich gezogen hat, wobei der Cours beständig fünf bis sechs P. C. über das Pari sich erhielt. Wahrscheinlich ist Schweden nie so geldreich gewesen, als es jezt geworden ist. Aber bisher mag sich dieser Segen, eben wegen der schwachen inländischen Circulation, noch nicht sehr über das Innere des Reichs verbreitet haben. Ein Reisender erzählte mir in diesen Tagen, daß er noch jezt auf dem Lande eben die Schwierigkeiten bei Verwechselung eines Bankzettels von zwei Reichsthalern gefunden hätte, die ich vor bald drei Jahren erfuhr.

Aus Smoland kamen wir in Bleking, das in seinem größten Teile noch eben so steinigt, als Smoland ist. Die Cultur gewinnt auch hier noch kein besseres Ansehen. Doch bildet sich die Gegend anders, als dort. Das Nadelholz hört auf, und macht dem Laubholze Platz. Die Schweden sehen Bleking als eine ihrer angenehmsten Provinzen an, und nennen sie den Garten Schwedens. Ich habe aber doch das nordliche Halland

und einen groſſen Teil von Weſtgothland völlig ſo angenehm gefunden.

Der Hauptzweck meiner Reiſe in dieſe Gegend war, den groſſen Bau zum Behuf der Königlichen Flotte zu beſehen, welches die gröſte Bauunternehmung in ihrer Art iſt.

Ich beſaß ſchon ſeit einiger Zeit das unter des Herrn Hauptmann Fellers Nahmen zu Stockholm 1776 in groß Queer-Folio bekannt gemachte ſchöne Werk: Eſſais de batir ſous l'eau mis en oeuvre par Mr. *Thunberg*, Chevalier de l'Ordre de Waſa & Directeur des ouvrages de Mecanique, a l'occaſion des nouvelles Formes, qu'on conſtruit à Carlscrona. Aber dieß beſchreibt nur die mit einer ganz unerhörten Erfindſamkeit ausgeführten vorbereitenden Arbeiten, durch welche der groſſe Damm, hinter welchem das Werk ſelbſt jezt ausgeführt wird, vollendet worden. Da aber kein Plan des ganzen Baues ſich dabei befindet, ſo kann man ſich von dem eigentlichen Zweck des Werks daraus keine Vorſtellung machen. Dieſe will ich alſo zuvörderſt zu geben ſuchen.

Carlscrona iſt bekanntlich der von Carln XI für die Königliche Flotte erwählte Platz und Haven, da dieſelbe ſonſt zu Stockholm, und die kleinern Schiffe in andern Häven gehalten wurden. Die Stadt iſt auf einer Inſel angelegt, deren Boden durchaus ein ſehr harter Granit iſt.

Vor

Vor derselben und um sie her liegen verschiedene felsigte Inseln oder Skären, auf deren zweien Forts zur Bedeckung der Einfahrt des Havens angelegt sind. Eine dritte, die sich der Stadt gegenüber streckt, bildet einen sehr geräumigen und tiefen Haven, in welchem die ganze Flotte jezt sicher liegt. Auf dieser ist eine Docke von gewöhnlicher Art schon lange vollendet. Sie ist ganz aus dem Fels gehauen, und ein sehenswürdiges Werk. Allein unter der vorigen Regierung faßte man den Gedanken, an der Westseite der Stadt in den Felsen hinein eine grosse Docke anzulegen, in welcher die ganze Flotte nicht etwan zum Behuf der Reparation, sondern beständig, wenn sie ausser dem Gebrauch ist, trocken liegen könnte. Hier sollen also einige und dreissig Docken, jede für ein einzelnes Schiff, angelegt, und jedes Schiff unter einem hölzernen Dache aufbewahrt werden. Venedig erhält auf diese Art in seinem Arsenal alle seine Kriegsschiffe unter Dächern auf trocknem Lande. Doch müssen hier die Schiffe durch Maschinen hinauf gewunden und wieder vom Lande gestossen werden, von welchen Maschinen es mir noch nicht gelungen ist, eine Beschreibung aufzufinden. Da der Einwurf gemacht sein mogte, daß ein Seeschiff, wenn es so ganz trocken erhalten wird, auf andre Weise, als durch Fäulniß des Holzes, schadhaft werden mag, so ist ein mässiges Schiff schon vor vielen Jahren auf trocknem

Boden

Boden unter ein Dach gestellt, und dieses hält sich bis jezt sehr gut. Ich habe aber versäumt zu fragen, ob dieses Schiff auf eben der Stelle erbaut sei, oder schon vorher die See gehalten habe. Denn man hat mir allererst nachher in Dänemark die Anmerkung gemacht, daß ein Schiff, welches schon im Seewasser gewesen, nachher dennoch im Trocknen bald faule.

Die Einrichtung und Anlage dieser grossen Docke ist folgende: Ein grosser Damm, ein herrliches nun ganz vollendetes Stück Arbeit, schließt den ganzen Raum von der See ab, die auf dieser Stelle noch an die dreissig Fuß Tiefe hat. Es würde mich zu weit führen, über die Art von dessen Verfertigung hier Anmerkungen beifügen zu wollen, da ich nur auf das erwähnte Buch verweisen darf. Ich sahe noch den herrlichen Fangdamm stehen, der dort auf der zwölften und folgenden Kupfertafeln beschrieben ist, von blossen Bohlen gemacht ist, und sahe, wie er noch jezt, da es des Baues halber nicht mehr nöhtig ist, die See um einige Fuß höher hielt, als sie inwendig stand. Aber während des Baues hielt er deren Gewalt in der Höhe von 30 Fuß aus. Polhem, sagte ich zu Herrn Thunberg, vermaß sich, das Wasser durch einen Damm von Segeltuch halten zu können. Sie haben es beinahe wahr gemacht, was jener prahlte. Der grosse Damm hat zwei grosse nach unten zu runde Oefnungen, die Schiffe

ein-

einzulassen. Ihrer sind deswegen zwei, weil man die Schiffe in zwei Abteilungen legen will, da man dann, wenn man die eine Abteilung oder einzelne Schiffe aus ihren Behältnissen ziehen will, nur in einen Teil des Werks Wasser einlassen darf. Neben jeder Oefnung wurden jezt tiefe Brunnen ausgesprengt, in welchen man künftig Kastenkünste anbringen will, weil die Tiefe viel zu groß für einfache Pumpen werden wird. Zwischen dem Damm und den eigentlichen Docken ist ein Raum, groß genug, um mehrere Schiffe dort, wenn sie aus ihren Docken gezogen sind, mit der größten Bequemlichkeit auszurüsten, ehe sie durch den Damm auf die Rhede gehen. Durch eben diesen Raum kann ein jedes Schiff zu und von seiner Docke geführt werden. Diese Oefnungen werden nicht durch Thüren, sondern durch ein sogenanntes Sätt, oder hölzernen Vorsatz gesperrt. Eine gar vortrefliche und in grossen Schleusen, die nicht täglich geöfnet werden sollen, äusserst nachahmenswürdige Erfindung, zumal da sie vielweniger kostet, und man dabei der grossen Schwierigkeit im Schleusenbau, so ungeheure Thüren einzuhängen und ihre Angel gegen allen Wandel zu befestigen, ausweicht! Da in der mehrerwähnten Beschreibung des Baues diese Erfindung nicht beschrieben ist, so will ich eine Vorstellung davon zu geben suchen, so gut es ohne Zeichnung möglich ist.

Man

Man stelle sich einen hölzernen Prahm oder Ponton vor, auf welchem eine hölzerne weit über ihn hervorstehende Bedeckung so bevestigt ist, daß beide Ein Ganzes ausmachen. Dieser Deckel ist ganz nach dem Ausschnitt der Oefnung des Einlasses in dem Vordamme geformt, nach oben zu etwas gewölbt, um zu seiner Zeit dem Drange des Wassers desto besser widerstehen zu können, und hat auf der einen geradlinichten Seite starke eiserne Angel. In den Steinen, die den Einlaß bilden, ist ein vorstehender schräg gegen die See liegender Falz genau nach der Figur des Vorsatzes eingehauen, gegen welchen diese Bedeckung des Prahms genau sich anlegen kann. Denn diese giebt die Thür zu dem Einlaß ab. Wenn dieselbe in ihren Angeln und Falz liegt, so hängt der hole Ponton frei in der Luft an der inwendigen Seite, an welcher noch einige Streben gegen den Drang des äussern Wassers angebracht sind, welche gegen einen zweiten in dem Einlaß angebrachten Falz sich stützen. In diesem Sätt sind kleine Pförtgen, wie in andern Schleusenthüren, durch welche man das Wasser, wenn man es will, einlassen kann. Ist das Wasser eingetreten, und füllt den Raum hinter dem grossen Vordamme aus, so bringt es den Ponton zum Schwimmen und hebt den Vorsatz aus seinen Angeln, der nun auf dem Ponton schwimmt, und aus dem Einlaß weggeführt wird, wohin man will Soll nun derselbe wieder

geschlossen

geschlossen werden, so fährt man den Ponton in dem Einlaß und bringt die Angel über deren Lager, läßt alsdenn Wasser in den Ponton, so daß die ganze Maschine sinkt, und sich oben in die Angel, auf den Seiten aber und unten gegen den Falz, lagert. Der Vorsatz schließt vermittelst des Tuches, womit er ausgefuttert ist, so gut in dem Falz ein, daß man sich in der Taht darüber wundern muß. Man merkte auf der innern Seite gar nicht, daß das Wasser aussen 30 Fuß hoch davor stand. So bald sich das Sätt gehörig angelegt hat, wird die Docke ausgepumpt, und das äussere Wasser drückt den Vorsatz um so viel fester an.

Von zwei der für jedes Schiff insbesondre bestimmten Docken war der untere Teil fertig. Für eine jede Docke muß der Fels vorher ganz weggesprengt werden. Alsdann wird dieselbe mit gehauenen Steinen eben dieser Art ausgefüttert, die mit einem wasserfesten Cäment verbunden werden. Zu diesem Cäment werden viele Schiffsladungen Pozzolane aus Italien herbeigeführt. Ich hatte bei Trollhätta einen Cäment verfertigen gesehen, von dem man mir rühmte, daß er dem holländischen Tarras es gleich thäte. Man brauchte dazu ein Gestein, das ich für einen röhtlichen Schiefer hielt. Ich bin nicht Mineralog genug, um es genauer zu bestimmen, und ich fand dort niemand, der mir hätte die Steinart

bestimm-

bestimmter nennen können. Nun fragte ich Hrn. Thunberg, warum er diesen Cäment hier nicht brauchte. Er gestand mir, daß er ihm nicht genug traute, um ihn bei diesem Werke anzuwenden. Ich erinnere mich dabei, daß ich im nördlichen England nahe bei Leverpool auch Cäment bearbeiten sah, von dem man glaubte, daß er die Pozzolane und den Tarras entbehrlich machen könnte. Ich habe so wenig mit Bauunternehmungen unter Wasser zu thun, daß ich nicht Veranlassungen erwarten kann, eine Probe mit beiden zu machen. Aber ich mache es mir zur Pflicht, andre darauf aufmerksam zu machen, da der Holländische Tarras so theuer in unsern Gegenden ist. Wenn Herr Thunberg, wie Polhem, sich auf den Fels verlassen wollte, daß er dicht genug halten werde, so würde sein Bau viel geschwinder vorwärts gehen, und viel wolfeiler ausfallen. Denn die ganze Gegend, in welcher alles angelegt wird, ist nur Ein Fels. Die einzelne Docke auf der andern Seite des Havens ist auch ganz aus dem Felsen ausgehölt, und der rauhe Stein macht die Wände derselben aus. Aber so kühn seine Unternehmungen scheinen, so vorsichtig ist er in der That dabei, und geht in allen seinen Maasreguln sicher.

Da

Da nur zwei Docken halb fertig sind, und deren einige und dreissig angelegt werden sollen, so sieht man wol, daß das ganze Werk noch weit von seiner Vollendung entfernt sei. Aber das Hauptwerk, welches vielleicht nur ein Thunberg hätte ausführen können, ist fertig, und das übrige kann immerhin nach und nach vollführt werden, da mittlerweile das schon vollendete immerhin seine Dienste tuhn, und so wie eine Docke fertig wird, ein einzelnes Schiff dahinein sicher vor dem Verderben gelegt werden kann, ohne die folgende Arbeit zu hindern. Indessen muß der Bau in seinem Fortgange bloß durch die Ausschöpfung des Wassers grosse Kosten machen. Da man den Fels so tief aussprengen muß, daß keine Pumpen mehr Dienste thun können, so ist eine Kastenkunst, angelegt, die mit 42 Menschen getrieben wird, die durch andre 42 abgelöset werden. Folglich werden bloß dabei 84 Menschen täglich gelohnt. Man braucht zu der ganzen Arbeit Soldaten, und läßt ein Regiment das andre ablösen. Jezt war das Helsingische Regiment 800 Mann stark da, welches, wie uns die Zeitungen seitdem berichtet haben, im Herbst abgegangen ist, und hundert Meilen

zum Rückwege hat. Der König hat, wie ich aus Herrn Fellers Zueignungsschrift sehe, seit einigen Jahren grössere Summen zur Vollendung des Werks bestimmt.

Herr Thunberg ist vielleicht der erste Mann, den Europa jezt in diesem Fache hat. Er ist eines Landmanns Sohn, der, wie man mir von ihm erzählte, in seinem zwanzigsten Jahre wenig mehr als lesen konnte, da er sich zum Studiren entschloß. Er widmete sich bis in sein acht und zwanzigstes Jahr der Theologie, und gieng darauf in dieses Fach über. Jezt ist er Oberdirector aller Königlichen Bau-Unternehmungen dieser Art. Die Arbeit bei Trollhätta steht, wie gesagt, auch unter seiner Aufsicht. Er hat auch sehr schöne Werke in Finland ausgeführt, die man mir sehr gerühmt hat. Ich habe ein minder erhebliches Werk von ihm, die Abdammung eines Flusses bey Lickeby, eine halbe Meile von Carlskrona, zum Behuf einer königlichen Mühle gesehen, das doch auch die Meisterhand verrieth. Er ist jezt ein Mann von ungefähr siebenzig Jahren, aber noch sehr gesund und lebhaft, und lebt eine halbe Meile von Carlskrona, wo er sich einen Bauerhof gekauft hat, aber in dem Anbau des

dazu gehörigen Landes den Schweden ein Muster giebt, dessen sie sehr benöthigt sind. Er lebt mit vieler Ehre unter seinen Landsleuten. Man sagte mir, daß er nicht sehr ankömmlich wäre. Ein in grosser Geschäftigkeit lebender Mann kann dieß nicht immer sein, zumal wenn sich Faulschwätzer oft an ihn drängen. Aber der Mann war mir zu wichtig. Ich war kaum einige Stunden in Carlskrona gewesen, als ich zu ihm hinaus fuhr, und sehr wohl von ihm empfangen ward. Da er nichts als seine Muttersprache redet, so war es ein Glück für mich, daß ich einen Deutschreden-den Obristen, der bey ihm zum Besuche war, antraf, der mir mit der lobenswürdigsten Höflichkeit den grossen Dienst leistete, unsrer Unterredung zu Hülfe zu kommen. Am folgenden Tage, da ich in seiner Gesellschaft den Bau besah, mußte ich ebenfalls mir ihm durch Hülfe eines meiner ehemaligen Eleven, Herrn Winklers aus Carlskrona, reden, und dieß war freilich eine Ursache, daß ich nicht alles unterrichtende, daß mir zum Teil nachher beygefallen ist, von ihm erfragt habe.

Auf meiner Rückreise von Carlskrona bis Helsingburg kam ich auf Christianstadt. Dieß war eine Festung von dänischen Zeiten her, die

man jezt umbauet. Auf der nordlichen Seite, wo wir einfuhren, war die Arbeit ganz vollendet, und sehr schön ausgeführt. Die Werke waren nicht nach der neuen Art, die insonderheit in den Preussischen Vestungen herrscht, klein und überhäuft, sondern groß, wie mir vorkam, in einem sehr richtigen Profil gebaut, und mit hartem Granit gefuttert. Aber auf der andern Seite war nur ein kleiner Anfang gemacht, und der Platz ist also in seinem jetzigen Zustande noch unhaltbar. Man sagte mir auch, daß jezt die Arbeit ganz ruhete. Der Plaz liegt in einer wässerigten Ebene, und muß, durch diese fast rund um gedeckt, eine der stärksten Festungen in Europa werden, wenn alles vollendet ist.

Es ist für einen Fremden auffallend, in Schweden so manche grosse Unternehmung zwar angefangen, aber unvollendet zu sehen. Es wäre unbillig, dieß für etwas mehr, als die Folgen der unsichern und immer schwankenden Regimentsverfassung anzusehen, welche bis zum Jahre 1772 dies Reich niedergehalten hat, und während welcher nichts in einem standhaften Entwurfe, oder mit solchen Ueberlegungen, welche die Vollführung gewiß machten, unternommen ward. Doch laß

immer-

immerhin eine Vestung halb ausgebauet liegen bleiben, wenn nur der Monarch die wichtigern Hofnungen seiner Untertahnen erfüllt, und den Nahrungsstand derselben durch wolgewählte Mittel zur Beförderung der jezt so lahmen inländischen Circulation hebt und bessert.

Jezt war ich zum zweitenmale in Schonen. Aber in diesen Teil der schönen Provinz strecken sich noch hin und wieder die Fortsätze derer Felsen, welche in dem übrigen Schweden den Landbau so sehr erschweren. Auch hier war es, wie dorten. Wo sich ein solcher Felshügel zeigte, da waren die Fluren umher mit grossen Kieseln besäet. Doch zeigte sich hier der Unterschied, daß, wenn dort der Landmann in solchen Gegenden noch immer etwas tuht, und wenn er nichts bessers tuhn kann, schwendet, hier der Landmann bei dem Ueberfluß an gutem Lande solche Gegenden ganz unbenutzt läßt. Schonen hat daher in diesem seinen Teil unbebauete Fluren von grösserer Ausdehnung, als ich in dem ganzen Wege durch Smoland gesehen zu haben mich erinnere. Und auch da, wo ein besserer Boden zum Anbau anlockt, und reichliche Belohnung verspricht, bemerkte ich doch nicht die fleissige sorgfältige Cultur, die andre Staaten glücklich macht.

Anhang
zur nöhtigen Belehrung derjenigen, die Schweden bereisen wollen.

Es ist nicht leicht ein Land, in welchem man so angenehm und geschwind reisen könnte, als in Schweden, wenn man gehörig unterrichtet ist, wie man die Reise aufs beste einrichten könne. Wenigstens ist kein Land in Europa, ausser Rußland, wo man so wolfeil reiset. Wenn ein Mann, der um seiner Gesundheit aufzuhelfen reisen will, aber dem es nicht gleichgültig ist, wie kostbar er reiset, mich um Raht fragte, welches Land er bereisen sollte, so würde ich ihn nach Schweden weisen. Ich würde ihm rahten, zu tuhn, was ich den Umständen nach nicht ganz habe tuhn können, nemlich von Stralsund auf Ystadt, und dann über Carlskrona, Norköping und Stockholm auf Gothenburg, von dort aber zurück durch die vielen längst der See belegenen Städte nach Schonen, und entweder über Copenhagen oder über Ystadt nach Deutschland zurück zu reisen. Er wird Belehrung und Unterhaltung genug finden;

wird,

wird, wenn er eilen will, in sechs Wochen diese Reise vollenden können, und, wenn er auch nicht in seinen Ausgaben geizt, für den dritten Teil desjenigen Geldes reisen können, was ihm in jedem andern Lande ein eben so langer Weg kosten würde. Aber er muß von vielem unterrichtet sein, um sich die Reise angenehm und leicht zu machen, das man so leicht nicht erfährt, als bis man im Lande ist. Krebels Reisebuch giebt, selbst in der neuesten Ausgabe vom J. 1775, einen teils unzulänglichen teils irrigen Unterricht. Ich hatte zwar in Dänemark, wo ich mich eilig entschloß, einen Teil Schwedens zu besehen, vieles erfragt. Aber ich erfuhr doch nicht in allen Stücken das rechte, und mußte deswegen, bis ich nach Gothenburg kam, manches Ungemach unterwegs leiden, das ich nicht hätte leiden dürfen, wenn ich gehörig unterrichtet gewesen wäre.

Das angenehmste, worauf man durch ganz Schweden Rechnung machen kann, sind schöne Wege. Sie sind mir überhaupt genommen noch besser als die Englischen Landstrassen vorgekommen, welche doch nicht durchgängig gleich unterhalten werden, und wo man manche tief ausgefahrne Spur antrift, dergleichen mir in Schweden gar

nicht vorgekommen ist. Auch ist in Schweden die Sorge allgemeiner, auch für die Nebenwege. Sandwege giebt es dort wenige, die freilich nicht besser, wie in andern Ländern sind. Doch veranlaßt mich dieß eines sehr guten und nachahmenswürdigen Mittels zur Besserung der Sandwege zu erwähnen, das ich auf eben dieser meiner Reise im Schleswigischen bemerkt habe. Es besteht darin, daß man alle halbe Jahre Heide in den Sandweg fahren läßt, die sich freilich bald unterwühlt oder verzehrt, aber, wenn dieß lange fortgesetzt sein wird, den Weg endlich härter machen muß, und doch immer dem dazu angehaltenen Landmann, zumal wenn er die Heide gleich neben dem Weg hauen kann, weniger kostet, als andre Wegebesserungen. Es wird nun auch im Holsteinischen mit grossem Nutzen angewandt. Sehr rahtsam und leicht würde dessen Anwendung im Cellischen sein, wo nun seit einigen Jahren gerade Chausseen von Sand gezogen werden, die aber, so lange dieß Mittel nicht angewandt wird, im trocknen Wetter die Reise mehr erschweren, als erleichtern. Auf meiner lezten Reise nach Hanover sahe ich meine Postilions dieselben vermeiden, wo sie nur konnten, und den härtern

tern Boden immer durch grosse Umschweife suchen.

Auf jenen schönen Wegen in Schweden kann man mit jedem Fuhrwerke fahren. Vom Spurhalten desselben, das einem Reisenden in Deutschland so manchen Verdruß, ja selbst Gefahr macht, ist hier nicht die Rede. Mir ist auch nicht die Möglichkeit des Umwerfens erschienen, und kein über den Weg sich hinstreckender Baum hat mir jemals gedrohet. Kein Highwayman macht sich meiner Geldbörse fürchterlich, und noch viel weniger hört man von andern Räubern, die, wie die Deutschen Strassenräuber, deswegen morden müssen, weil kein schnelles Pferd ihnen die Flucht erleichtert. Auf hundert Schwedischen Meilen, die ich bereiset habe, hat man mir nicht einmal Wegegeld, nur selten auf beträchtlichen Brücken Geld abgefodert. Ueber einen Fluß setzte man uns und unser Fuhrwerk mit einer Fähre über, und auch hier ward uns nichts abgefodert.

Mit einem eignen Fuhrwerke nach Schweden überzugehen, macht im Sunde grosse Kosten. Ueberhaupt ist diese Ueberfahrt auch für einen einzelnen Reisenden sehr kostbar. Diese Sache scheint bisher noch der Landesherrlichen Auf-

merksamkeit sich entzogen zu haben. Von Kiel kann man jezt nach Copenhagen für vier Thaler zur See auf dem Packetboot reisen. Auf dem kleinen Belt bekömmt man für zwei Thaler ein Schif, das auch starken Sturm aushalten kann. Aber im Sunde muß man sich gefallen lassen, für die Ueberfahrt in einem nichtswürdigen Boote zu geben, was gefodert wird, und auch ein einzelner Mann wird, alle Nebenkosten eingerechnet, nicht unter drei Thalern von Elseneur nach Helsingburg übergehen können. Es ist eine alte Taxe da, die aber zu geringe angesetzt, folglich in Abgang gerahten ist. In Helsingburg gilt eine vom Magistrat gesetzte Taxe, die sich nach der Zahl der zur Ueberfahrt dienstleistenden Hände richtet. Sie soll für zwei Menschen einen Reichsthaler betragen. Aber diese Leute wissen immer einen Vorwand, warum sie selb vierte fahren müssen, um das doppelte zu fodern. So ist es mir bei dem schönsten Wetter ergangen. In einem wol zugerüsteten Boote würden zwei Männer hinreichend gewesen sein. So aber hieß es, der Strom wäre so stark; und ich mußte an drei Mann und einen sehr überflüssigen Jungen zwei Speciesthaler für vierzig Minuten Arbeit bezahlen. Will

man

man aber mit einem Fuhrwerk von der einen oder der andern Seite übergehen, so steigt die Foderung ins ungeheure.

In Helsingburg findet man immer eine Zahl Fuhrwerke, die von Reisenden dort hinterlassen sind, zum Kauf bereit stehen. Wer kein offenes Fuhrwerk scheuet, kann ein solches für acht bis zehn Thaler kaufen, auf welchem zwei Personen bequem genug neben einander sitzen können, und wenigstens Ein Coffer Platz findet. Eben solche Fuhrwerke findet man auf den meisten Stationen, wofür man denn eine Kleinigkeit neben dem Fuhrlohn bezahlt; Aber man kann sich doch nicht immer darauf verlassen, sondern muß auch zuweilen mit einem einspännigen Karren verlieb nehmen, auf welchen die Bagage geworfen wird, und sich selbst zum Reiten nöthigen lassen. Wenigstens gieng es mir so auf der lezten Station vor Gothenburg, wo ich es am wenigsten vermuthete.

Ein solcher Wagen wird mit zwei Pferden bespannt, für welches Spann man auf den Land-Stationen einen Thaler Silbermünze für die Meile, in den Städten aber die Hälfte mehr bezahlt. Noch vor kurzem war das Postgeld

um

um ein beträchtliches geringer. Aber auch so ist es äusserst wolfeil. Denn ein Thr. Smt ist jezt ein Sechsteil eines Species Reichsthalers, und die Schwedische Meile gleicht beinahe anderthalb Deutsche Meilen. Diese Pferde sind zwar klein und dürre, laufen aber äusserst geschwind. Sehr oft haben sie mich in einer Stunde die Meile gefahren, wenn ich dem Fuhrmann zu einem guten Trinkgelde Hofnung machte. Dieß ist gewöhnlich zwei Oer für die Station, und drei Oer machen den Wehrt eines Schillings Lübisch. Ich nahm aber zur Regel, ein Oer für die Viertelmeile zu geben, und habe damit viel vergnügte Menschen gemacht.

Vor diesem mußten nach königlicher Verordnung immer einige Spann Pferde auf den Stationen warten, um sogleich, wie eine Fuhr ankam, vorhängen zu können. Dieß aber hat, wenigstens auf den minder befahrnen Landstrassen, nicht mehr Statt; und in der That beschwerte es den Landmann zu sehr. Deswegen ist es nicht rahtsam, es darauf ankommen zu lassen. Denn die vorspannenden Bauern wohnen oft eine Meile weit von der Station, und müssen, wenn sie die Botschaft bekommen, daß sie Pferde vorspannen sollen, noch

Stunden-

Stundenlang hinter ihren Pferden herlaufen, die zwischen den Klippen im Gehölze weiden. In Städten ist es, ich weiß nicht, warum? noch schlimmer. Man läßt deswegen einen Laufzettel durch einen sogenannten Vorboten voraus schicken, so weit als man in Einem fortzureisen gedenkt, und bestimmt die Stunde, da man auf jeder Station anzukommen glaubt. Dafür bezahlt man nur ein Pferd mehr, und so steigen die Kosten für jede schwedische Meile auf ungefähr ein Mark Lübisch bei Land-Stationen. Bleibt man aber alsdann zurück, so ist der Fuhrmann befugt, für jede Stunde, die er gewartet hat, einen Dr. Smt. zu fordern.

Dieser Umstand macht es rahtsam, den Laufzettel nicht auf weiter, als auf wenige Stationen, voraus zu senden, dann aber lieber einige Stunden liegen zu bleiben, daß ein neuer Vorbote voraus reiten könne. Denn man ist doch nicht vor allen Vorfällen sicher, welche die Reise aufhalten können, am wenigsten vor einem solchen, dergleichen ich zu Carlskrona erlitt, welchen ich teils zur Warnung anderer, teils pour la rareté du fait, aber nach der strengsten Wahrheit, zu erzählen für Pflicht halte.

Man

Man ist auf den dänischen Inseln und in Schweden ganz anders angehalten, sich mit Päs-sen zu versehen, als ein Reisender dieß in Deutsch-land gewohnt ist. Man kann sich darein schicken. Denn alles läuft gewöhnlich darauf aus, daß der Paß im Thore abgegeben und dann mit der Un-terschrift des Commandanten oder wachthabenden Officiers durch einen Soldaten ins Wirtshaus ge-bracht wird, dem man eine Kleinigkeit für seinen Weg bezahlt. So war es in Gothenburg mir ergangen, und beim Ausreisen hatte man uns nicht nach Pässen, ja nicht einmal nach Nahmen gefragt, ungeachtet dieser Platz eine geschlossene Festung ist. So ergieng es mir auch bei der Einfahrt in Carlskrona, welches keine Vestung ist, und als eine Insel nur ein einziges Thor hat. Am Tage vor meiner Abreise hatte ich einen Vor-boten auf acht Stationen bis vor Christianstadt reiten lassen, um diesen zwölf Schwedische Meilen langen Weg sicher in einem Tage zu machen. Weder im Wirtshause noch im Thore sagte mir jemand, daß noch in Ansehung der Pässe etwas zu beobachten wäre. Schon waren auf der näch-sten Station die bestellten Pferde vorgehängt, als der Wirt (denn in Schweden sorgen die

Wirte,

Wirte, nicht ein Postmeister, fürs Vorspann) an den Wagen trat, und nach unsern Pässen fragte. Dies wunderte mich. Aber, da er uns ein zwei Monate altes an ihn gerichtetes Briefchen von der Blekingischen Landes-Canzelei vorzeigte, nach welchem er bei schwerer Strafe das Vorspann einem jeden versagen sollte, dessen Paß nicht in Carlskrona auf der Landes-Canzelei bei der Abreise producirt und unterzeichnet wäre, so war, um kurz zu sein, das Ende der Sache dieses, daß unsre Pferde wieder ausgespannt wurden, und ich nach Carlskrona anderthalb Schwedische, das ist zwei ein viertel Deutsche Meilen zurück mußte. Hier eilte ich zu meinem gewesenen Wirth, um ihm zu verweisen, daß er mir nichts von dieser Sache gesagt, und mich einem solchen Verdruß ausgesetzt hätte. Er machte aber die bündige Entschuldigung, daß ihm von diesem Befehl seiner hohen Obern nichts bewußt wäre, bestättigte auch dieses auf der Landes-Canzelei dem Secretär Aswelyn, dessen Name dem Befehl untergesetzt war. Nun glaubte ich freilich, diesem Herrn Secretär sagen zu dürfen, daß es mich befremdete, solche Befehle nicht in den Wirtshäusern, auch nicht am Thore, sondern auf den Stationen ange-

legt, und so den Reisenden in die verdrieslichste Verlegenheit gesetzt zu sehen. Husch! stand der Mann von seinem Pulte auf, zog mich am Arm in ein ansehnliches nahe dabei belegenes Haus, führte mich eine Treppe hinauf durch verschiedene Zimmer an das Bette eines ältlichen kranken Mannes, der die Mine eines feinern Mannes, als der Herr Secretär, hatte, und mit dem ich, weil er Deutsch zu verstehen schien, mich gern näher erklärt hätte. Ich wußte nicht, was dieser Krankenbesuch zur Absicht hätte, muhtmaßte aber doch richtig, daß der Kranke der Herr Landshauptmann von Bleking wäre. Ehe ich aber zur Sprache kommen konnte, hatte jener demselben auf Schwedisch zugesprochen, was ich nicht verstand, das aber gewiß nicht zu meinem Vorteil geredet war. Denn kaum öfnete ich den Mund, um zu sagen, daß ich ja solche Verfügungen nicht hätte vermuhten können, da ich in Gothenburg nichts dergleichen erfahren hätte, als der Kranke mir mit bitterm Ernst sagte: Sie müssen vorsichtig sprechen! Es ward mir zu weitläuftig, a iudice male informato ad melius informandum zu appelliren. Ich folgte also willig dem Herrn Secretär wieder zur Landes-Canzelei. Hier schickte sich dieser an, die Pässe zu unterschreiben.

Als

Als ich mich aber unterwand, meinem dort noch gegenwärtigen Wirte und zwei andern Herren von der Canzelei zu sagen, daß ich zum Besten andrer Reisenden wünschte, daß die Herren ihre Befehle am rechten Orte, das ist in den Wirtshäusern und in dem Thore, nicht aber auf den Stationen anlegen mögten, und hinzusetzte, daß bei der nahen Durchreise Sr. Majestät des Königs durch Hamburg sich noch wol Gelegenheit finden mögte, die Sache anzubringen, sprang der menschenfreundliche Mann von seinem Pult auf, und drohete mich festzuhalten, und fiscalisch anzuklagen. Ich habe, sagte ich, nichts mit Ihnen weiter zu schaffen, geben Sie mir nur die Pässe. Ich lasse mich nicht commandiren, antwortete er. Ich commandire nicht, sondern ich bitte Sie darum, erwiederte ich. Er polterte mir viel auf Schwedisch vor, das ich nicht verstand, in der deutlichen Absicht, mich, da er mich nach einem so empfindlichen Verdrusse etwas warm sahe, so zu entrüsten, daß er noch Ursache zu seinem fiscalischen Processe an mir finden könnte. Mein Wirt schlich sich schon davon, um nicht Zeuge für oder wider mich sein zu dürfen, und so stand ich verlassener Fremdling allein da. Aber ich habe sehr die Gabe, mich zu besitzen, wenn ich

Thoren oder Boshafte vor mir sehe, wiederholte ihm unter seinem beständigen Poltern immer die höfliche Bitte, mir die Pässe zu geben, und so entgieng ich seinen fiscalischen Griffen, die er nach mir thät. Aufs Geld wars gar nicht angesehen. Denn ich fragte vergebens, ob und was ich zu bezahlen hätte. Der Fehler war nur, daß die Herren Befehle zu geben gut gefunden, aber nicht daran gedacht hatten, sie am rechten Orte anzulegen. Ich traf bald nachher einen Freund an, dem wenig Tage vor mir eben diese Geschichte auf eben der Station begegnet war, der auch, wiewol geduldiger als ich, um dieser Formalität willen nach Carlskrona hatte zurück reisen müssen. Dieß hätte denn doch schon die Herren dort veranlassen mögen, ihr Versehen zu bemerken. Ob sie nach diesem Auftritt mit mir sich des bessern besonnen, ist mir nicht kund worden. Die Folge war, daß ich auf allen Stationen bis vor Christianstadt meine bestellten Pferde nicht mehr vorfand, auf jeder Station mehr oder weniger für die Versäumnis bezahlen, fünf Meilen vor Christianstadt zu Nacht bleiben mußte, und einen ganzen Tag an meiner Reise verlohr. In Christianstadt, das eine geschlossene Vestung ist, machte ich mich auf starke

Nach-

Nachforschungen wegen meines Passes gefaßt. Aber man fragte uns beim Ein- und Ausreisen nicht nach Paß, nicht nach Nahmen. Denn es war hier eine andre Provinz, und der Herr Landshauptmann anders, als der in Bleking, gesinnt. Dieß mag sich der Reisende wol merken, und ja nicht etwan erwarten, wie ich taht, im ganzen Reiche einerlei Verfügungen anzutreffen.

Indessen sind doch die königlichen Verordnungen so sehr zum Vorteil des Reisenden eingerichtet, als man es in keinem andern Lande findet. Auf jeder Station liegt ein sogenanntes Tagebuch, in welches der Reisende seinen Namen, die Zeit seiner Ankunft und Abreise schreibt, und auf einer breiten Columme Raum zu seinen Anmerkungen und Klagen findet, wenn ihm dazu Ursache entsteht. Man findet das Formular davon bei Herrn Canzler. Dieß Buch geht monatlich an den Landeshauptmann, und ich hoffe, daß der Herr Landeshauptmann in Bleking, noch mehr aber der Herr Sekretär Afwelyn, meine Klagen über das, was ich auf allen Stationen ihrer Provinz in Folge des mir in Carlskrona gemachten Verdrusses erlitten habe, gelesen und zum Besten anderer Reisenden wol beherzigt haben werde. Kein Wirt

läßt auch den Reisenden fahren, bevor er regelmässig alles nöthige eingeschrieben hat.

Auch in den Wirtshäusern ist durch königliche Verfügung für den Fremden gut genug gesorgt. Mir hat es nicht gefehlt, auf jeder Land-Station, wo ich zu bleiben Lust hatte, Betten für zwei Personen zu finden. Dieß ist doch der Fall nicht immer in Deutschland. Und wenn man es ja zu schlecht auf einer Station trift, so kann man doch immer auf den guten Wegen auch bei Nacht eine kurze Station weiter reisen, welches man in Deutschland nicht so tuhn kann. Aber mit einigen Lebensmitteln muß sich der Reisende versorgen, wenn er von einer Stadt ausreiset. Auf dem Lande kann man selten auf etwas anders, als auf Hausmannskost rechnen, und nur diese sind die Wirte durch königliche Befehle angewiesen, den Reisenden reinlich und gut zu reichen. Doch hat man mir oft, wenn ich nur nach einem abgekochten Ei fragte, Fische angeboten, welche das wasserreiche Schweden sehr gut und in Menge hat.

Ein Reisender tuht sehr wol, wenn er sich entweder, ehe er ins Land kömmt, oder so bald er dazu gelangen kann, G. Biurmans Wegweiser durch Schweden, Gotland und Finland, einen

kleinen

kleinen Octav-Band mit zwei sehr richtigen Reise-Charten, anschaft. Er kann sich dadurch grosse Vorteile schaffen, seine Wege selbst aussuchen, und über alles, was ihm das Buch nicht sagt, von Stadt zu Stadt umständlich sich erkundigen. Es ist in dem Krebelschen Reisebuch ausgezogen, aber doch nicht vollständig genug. Mit diesem Buche in der Hand erfährt man auch keine Verlegenheit wegen der Sprache auf den Land-Stationen. Denn man weiß alles, was man seiner Reise wegen zu reden oder zu erfragen hat. In den Städten reden fast alle Wirte Deutsch, oder sind zum Teil Deutsche.

In Ansehung des Geldes ist man jezt viel besser daran, als vor einigen Jahren. Zwar ist überall Papiergeld, aber doch auch baar Geld genug, um sich helfen zu können. Schweden hat jezt neben dem Silber- und Kupfergelde teils alte teils neue Bankzettel. Von diesen sind die kleinsten auf zwei Reichsthaler gestellt. Mit diesen kömmt man auf dem Lande nicht fort, und man wird sie auch in den kleinen Städten im innern Lande nicht wol anders als in kleine Zettel der ältern Art, welche nicht weiter als auf zwei Thaler Silber- oder sechs Thaler Kupfermünze, das ist

22 Schilling Lübisch, herabgehen, mit etwas baarem Gelde verwechselt bekommen. Wenn man sich mit diesen noch zuweilen verlegen findet, so liegt es daran, daß man das Fuhrgeld allemal nach zurückgelegter Station bezahlt. Die Bauren, welche alsdann das Geld empfangen sollen, sind fast ganz ohne Geld, und die Wirte sind, zumal, wenn man sich nicht aufhält und etwas bei ihnen verzehrt, sehr unwillig, ihr baares Geld im blossen Wechseln wegzugeben. Man muß also in den Städten so viel baar Geld, als man nur auftreiben kann, einwechseln, damit auf dem Lande sparsam haushalten, und es nicht anders weggeben, als wenn man sich mit den Zetteln nicht mehr helfen kann. Das neue Silbergeld, welches alles auf den Speciesfuß ausgemünzt wird, ist sehr schön. Das Kupfergeld ist schwerer an Gewicht, als meines Wissens in irgend einem andern Lande, bei gleichem Wehrte. Drei Oere, die sehr genau den Wehrt eines Schillings Lübsch haben, sind über 70 P. C. schwerer, als zwei neue dänische kupferne Schillinge, die doch keinesweges zu leicht, sondern schwerer als die Englischen Halfpennies sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google